

Die mitgenommene Generation

Aussiedlerjugendliche – eine pädagogische
Herausforderung für die Kriminalitätsprävention



DJI Deutsches Jugendinstitut e.V.

**Arbeitsstelle
Kinder- und Jugend-
kriminalitätsprävention**

Die mitgenommene Generation

Aussiedlerjugendliche – eine pädagogische
Herausforderung für die Kriminalitätsprävention



DJI Deutsches Jugendinstitut e.V.

**Arbeitsstelle
Kinder- und Jugend-
kriminalitätsprävention**

Zitiervorschlag:

Arbeitsstelle Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention (Hrsg.):
Die mitgenommene Generation. Aussiedlerjugendliche – eine
pädagogische Herausforderung für die Kriminalitätsprävention.
München 2002

Die Arbeitsstelle Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention wird
durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und
Jugend (BMFSFJ) finanziell gefördert.

© 2002 Deutsches Jugendinstitut e. V.

Arbeitsstelle Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention

Nockherstraße 2

81541 München

Telefax: (089) 623 06 – 162

Internet: <http://www.dji.de/jugendkriminalitaet>

Email: jugendkriminalitaet@dji.de

Layout und Umschlagentwurf: Erasmi & Stein, München

Titelfoto: Annette Kern

Druck: J. P. Himmer GmbH & Co. KG Augsburg

Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Heiner Schäfer »Junge Russen« in Deutschland – Aussiedler verloren zwischen Herkunft und Zukunft?	12
Oksana Zelenova Kinder und Jugendliche in einer russischen Region: Die Region Wolgograd	68
Elvira Ruttner Vorschulpädagogik in Russland – Was können wir daraus für den Umgang mit Kindern aus Aussiedlerfamilien lernen?	81
Larissa Tulinow Elternarbeit mit Aussiedlern – Herausforderungen und Perspektiven	111
Hartmut Wagner Drogen-, Gewalt- und Kriminalprävention der Mobilen Jugendarbeit bei Jugendlichen aus Aussiedlerfamilien – Das Beispiel Buckenberg-Haidach in Pforzheim	129
Ludger Schmidt Pädagogische Reaktionen auf »gewalttätige« männliche Aussiedlerjugendliche – Ansätze, Erfahrungen, Konsequenzen	148
Joachim Walter Junge Aussiedler im Jugendstrafvollzug: Erfahrungen, Probleme, Lösungsansätze	174
Helmut Tolsdorf Projekt Perspektive – Ein sozialpädagogischer Arbeitsansatz mit drogenabhängigen jugendlichen Migranten	203

Vorwort

Männliche junge Aussiedler (auch wenn seit 1993 die Bezeichnung »Aussiedler« offiziell durch »Spätaussiedler« abgelöst wurde, werden im Band beide Bezeichnung synonym benutzt) werden seit Jahren von Medien und Öffentlichkeit mit Kriminalität und Brutalität in Verbindung gebracht. Die Vermutung, diese »jungen Russen« seien die stille Reserve der Russen–Mafia, wird selbst von Expertinnen und Experten hin und wieder verbreitet. Dahinter verbirgt sich eine allgemeine und verbreitete Ratlosigkeit im Umgang mit diesen fremden Jugendlichen und Heranwachsenden, die inzwischen selbst von pädagogischen Fachkräften öffentlich eingestanden wird.

Gleichzeitig aber fördert ein sachlicher Blick auf diese Zielgruppe wenig Spektakuläres zu Tage. Wie viele andere minderjährige Migrantinnen und Migranten auch, mussten sie ihre geliebte Heimat verlassen, wurden von den Eltern ungefragt in ein ihnen fremdes und unbekanntes Land mitgenommen. Und dort stehen sie dann mit leeren Händen da. Denn die meisten in Russland erworbenen und von dort mitgebrachten Erfahrungen und Kenntnisse gelten in Deutschland nichts.

Ihre Integrationsprobleme sind eigentlich nichts Besonderes, treffen auf andere Kinder und Jugendliche ebenfalls zu. Allerdings sehen sich Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedler als Zuwanderer mit deutschem Pass mit besonderen Erwartungen konfrontiert. Von ihnen wird nach der Übersiedlung erwartet, dass sie sich deutsch und nicht so komisch verhalten. Dass sie aber, genau so wie z. B. albanische Gleichaltrige, weder die deutsche Sprache beherrschen noch die deutsche Kultur kennen, wird schnell vergessen. Dass sie »russisch« aufgewachsen und geprägt sind und sich dazu auch bekennen, schadet ihnen nur.

Über diesen Hintergrund wissen einheimische Fachkräfte der Kinder- und Jugendhilfe nur wenig. Fast niemand spricht Russisch, die russische Kultur und Lebensart ist fremd und wird eher als zweitrangig betrachtet. Dies gilt im Übrigen für viele andere Kulturen auch, aus denen seit Jahren Kinder und Jugendliche mit ihren Familien, manchmal auch ohne sie, nach Deutschland kommen. Und aus diesem kulturellen Gefälle folgen auf beiden Seiten fast zwangsläufig Missverständnisse, Sprachlosigkeit und Konflikte.

Es geht aber für die pädagogisch Tätigen, und auch für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Kriminalitätsprävention, zunächst um die Bereitschaft, sich auf die Vorgeschichten und Erfahrungen der Minderjährigen einzulassen. Zu fragen ist: Wo kommen diese

Kinder und Jugendlichen her? Was bringen sie mit? Was sind ihre positiven, was ihre negativen Erfahrungen?

Die Antworten auf diese Fragen bilden eine Grundlage für die pädagogische Arbeit. Ohne ihre Einbindung in die Konzepte und Ansätze werden die Kinder und Jugendlichen in der Fremde allein gelassen. Ihre Eltern sind kaum eine Hilfe, haben selbst mit der neuen Realität zu kämpfen. Denn die bisher gültigen Gewissheiten werden im Übergang für alle Aussiedler zu Ungewissheiten, Hilfen sind erforderlich. Die Arbeit mit den Kindern und Jugendlichen braucht eine Anbindung an deren Biografie und an deren vorherige Lebenswelten, sonst droht – ohne Not – das Scheitern der Integration.

Deshalb hat die Arbeitsstelle Kinder und Jugendkriminalitätsprävention den Schwerpunkt dieses Bandes weniger auf Ansätze gelegt, die, wie z. B. das Anti-Aggressivitäts-Training, eher im Bereich der sekundären und tertiären Prävention vorhanden sind. Vielmehr muss in unmittelbarer zeitlicher Nähe zur Übersiedlung nach Anknüpfungspunkten für pädagogische Strategien gesucht werden. Es sollten vielmehr zunächst die Erfahrungen und Bedürfnisse der Aussiedler zur Kenntnis genommen und dann bewährte sowie neue Arbeitsansätze für diese Zielgruppe entwickelt werden. (In den folgenden Beiträgen wird die männliche und weibliche Form unterschiedlich verwendet. Dies verantworten die jeweiligen Autorinnen und Autoren selbst. Dort jedoch, wo in den Texten vor allem die männliche Form dominiert, hat dies auch damit zu tun, dass im Kontext von Delinquenz und Kriminalität fast ausschließlich junge Männer vorkommen. Denn Mädchen und jungen Frauen fallen, bisher jedenfalls, fast gar nicht auf.)

Um über die Herkunft, die vorherigen Erfahrungen und die die Kinder und Jugendlichen prägenden Einstellungen in der Herkunftsgesellschaft Wissen zu vermitteln, gibt *Schäfer* im ersten Beitrag einen zusammenfassenden Überblick über die schwierigen sozialen und ökonomischen Bedingungen, unter denen Kinder und Jugendliche in Russland derzeit aufwachsen. Anschließend werden einige daraus folgende Anforderungen an pädagogische Einrichtungen (schulische und außerschulische) und deren Fachkräfte angesprochen, auf die in den folgenden Beiträgen vertiefter eingegangen wird

Die nächsten beiden Beiträge lenken den Blick auf die Situation im heutigen Russland und in den Beiträgen danach werden die Herausforderungen und Probleme in Deutschland nach der Übersiedlung thematisiert.

Zelenova schildert die aktuelle Situation von Kindern und Jugendlichen in einer russischen Region und die begrenzten Möglichkeiten der Jugendpolitik. In der Region Wolgograd lebten bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs auch viele Wolga-Deutsche, bevor sie unter Stalin vor allem nach Sibirien deportiert worden sind. Inzwischen sind einige wieder in die Region zurückgekehrt und manche von ihnen sind in den letzten Jahren auch nach Deutschland ausgesiedelt.

Im nächsten Beitrag berichtet *Ruttner* auf der Grundlage eigener empirischer Erfahrungen in russischen Vorschuleinrichtungen über deren Konzeptionen und Alltag. Die Autorin setzt sich dabei auch mit den alltäglichen Schwierigkeiten der Einrichtungen, ihrer Konzeptionen und Fachkräfte unter den Bedingungen des gesellschaftlichen Umbruchs auseinander. Da die Vorschuleinrichtungen auch heute noch von den meisten russischen Kindern und Jugendlichen besucht werden, ist deren Arbeit für die Prägung der Persönlichkeiten und Einstellungen auch der Aussiedlerkinder von großer Bedeutung.

Die Herkunftsfamilie hat für »russische« Kinder und Jugendliche einen hohen Stellenwert und nach der Übersiedlung sind deshalb zunächst fast ausschließlich die Eltern zuständig für die Orientierung in einer fremden Umgebung. Zwar ändert sich dies, je mehr die Jugendlichen merken, dass auch die Eltern in der neuen Umgebung Schwierigkeiten haben und nur schwer zurechtkommen, aber die Familie bleibt dennoch ein ganz wichtiges Bezugssystem. Dennoch gibt es, wie häufig in der Kinder- und Jugendhilfe, kaum bewährte Konzepte von Elternarbeit. *Tulinow* fragt deshalb nach den »deutschen« Erfahrungen in der Arbeit mit den Aussiedlereltern und versucht in ihrem Beitrag einige neue Perspektiven aufzuzeigen.

Straßen und öffentliche Plätze sind vor allem für männliche junge Aussiedler ein wichtiger Aufenthaltsort. Allerdings sind sie dort als Gruppe für die öffentliche Wahrnehmung stets präsent, fallen auf und stören schnell Ruhe und Ordnung. Und ihre Fremdheit in Sprache, Aussehen und Verhalten (z. B. unter Einfluss von Alkohol) erzeugt in der deutschen Bevölkerung Unsicherheit und Angst. Deshalb kommt der Mobilen Jugendarbeit eine wichtige Aufgabe zu und *Wagner* schildert am Beispiel eines Stadtteils Erfahrungen und Erkenntnisse aus der langjährigen Arbeit.

Junge männliche Aussiedler lösen Konflikte unter bestimmten Bedingungen schnell mit körperlicher Gewalt. Dieses Verhalten hat wesentlich dazu beigetragen, dass die gewalttätigen und brutalen

jungen Russen zum Schreckgespenst von Medien und Öffentlichkeit geworden sind. *Schmidt* beschreibt auf der Grundlage seiner Erfahrungen mit diesen Jugendlichen die Schwierigkeiten einheimischer Pädagoginnen und Pädagogen mit solchem Verhalten, entwickelt aber auch Möglichkeiten des pädagogischen Umgangs damit. Ihm kommt dabei zugute, dass er über einige Jahre auch im russischen Jugendstrafvollzug gearbeitet hat.

In Deutschland sind junge männliche Aussiedler in den Jugendgefängnissen deutlich überrepräsentiert. Sie gelten als besonders schwierige Gruppe, weil sie sich strikt von den anderen Gefangenen und den Vollzugsbeamten abwenden, unter sich bleiben und eigene Gesetze aufgestellt haben. Deshalb herrscht weitgehend Ratlosigkeit darüber, was mit ihnen im Strafvollzug zu tun sei. *Walter* schildert neben seinen Erfahrungen aus der Praxis einer deutschen Jugendstrafanstalt auch einige Lösungsansätze, die sich unter den aktuellen Handlungsbedingungen im deutschen Strafvollzug realisieren lassen.

Mit dem vorliegenden Band will die Arbeitsstelle nicht allein den Vorurteilen und Vorverurteilungen vor allem junger männlicher Aussiedler entgegenwirken. Stattdessen soll deutlich werden, dass die Prägungen der Kinder und Jugendlichen im Herkunftsland die Grundlage pädagogischen Handelns im Aufnahmeland sein müssen. Dies gilt nicht nur für die Aussiedler, es gilt für alle Migrantinnen und Migranten gleichermaßen. Ohne die Kenntnis ihrer Erfahrungen und Einstellungen, die Suche danach ist nicht immer ohne Mühen, lassen sich zielgerichtete Ansätze kaum entwickeln. Und damit würde eine ganze Generation quasi aufgegeben, für die es eine pädagogische Zuständigkeit in Deutschland gibt. Die Kinder- und Jugendhilfe muss jedem jungen Menschen ein Recht auf Förderung und Entwicklung einräumen und die erforderlichen Hilfen bereit stellen. Ansätze sind hier schon entwickelt und bemerkenswerte Erfolge erzielt worden, wie ein abschließendes Beispiel zeigen soll:

In Osnabrück sind durch einen innovativen Umgang mit drogenabhängigen und delinquenten Jugendlichen Erfolge mit einer Zielgruppe erreicht worden, die sonst eher aus den Angeboten der Jugendhilfe ausgeschlossen werden. *Tolsdorf* berichtet über das Projekt, das bereits seit einigen Jahren läuft und Anregungen für Nachdenken und Neuentwicklungen liefern kann.

Damit wird deutlich: es bewegt sich etwas. Und wenn die Grundlagen der Arbeit in der Kinder- und Jugendhilfe ausreichend beachtet und abgeklärt werden, dann gibt es auch passende Angebote für »mitgenommene« Kinder und Jugendliche mit schwierigem Gepäck.

Die Zielgruppe Aussiedler steht hier nur als ein Beispiel. Erfolgreiche Arbeit ist auch für Kinder und Jugendliche aus anderen Ländern möglich. Das Handwerkszeug ist vorhanden, es muss nur richtig eingesetzt werden.

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Arbeitsstelle Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention am Deutschen Jugendinstitut

»Junge Russen« in Deutschland – Aussiedler verloren zwischen Herkunft und Zukunft?

In den letzten zehn Jahren sind mehr als zwei Millionen Menschen als Aussiedlerinnen und Aussiedler nach Deutschland gekommen. Davon stammten bereits zu Beginn der 90er-Jahre über 90 % aus den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion, 1999 kamen fast alle von dort. (*Mies-van Engelshoven 2000*) Sie kommen nicht, um vorübergehend in Deutschland zu leben, sie bleiben dauerhaft.

Zunächst waren die Aussiedlerfamilien in Deutschland über lange Jahre willkommen. Sie galten als fleißig, friedlich und brav. In den letzten Jahren hat sich dies jedoch drastisch geändert. In der öffentlichen Wahrnehmung und in den Medien gelten vor allem die männlichen jugendlichen Aussiedler, die vielfach undifferenziert als »junge Russen« bezeichnet werden, als Sicherheitsrisiko. Sie werden als brutal, gewalttätig und kriminell dargestellt und wahrgenommen. Ihr Aussehen, sie sind meist muskulös und betonen ihre körperliche Stärke, ihre Sprache, sie sprechen häufig nur Russisch, und ihr Verhalten verunsichert die einheimische Bevölkerung. In der Öffentlichkeit hat die »Russen-Mafia« als verbreitetes Synonym für das organisierte Verbrechen inzwischen die sizilianische Mafia abgelöst. Auch in den Schulen und anderen pädagogischen Einrichtungen herrscht Ratlosigkeit über den Umgang mit diesen Jugendlichen. Berichtet wird, dass viele Lehrkräfte einerseits zufrieden sind, wenn die Jungen von sich aus nicht mehr in die Schule kommen und dass manche Schulen inzwischen systematisch den Schulausschluss einsetzen, um ihnen aus dem Weg zu gehen. Selbst Sozialpädagogen geben mittlerweile zu, dass sie keinen Kontakt mehr zu solchen Gruppen junger Russen bekommen, »... die an den Häuserecken stehen, trinken, manchmal grölen und sich selbst genug sind ...«. (*Ramelsberger*)

Doch die Wirklichkeit sieht anders aus. Die jungen männlichen Aussiedler sind vor allem an Bagatelldelikten beteiligt, sie unterscheiden sich nicht von den anderen Kindern und Jugendlichen, egal ob sie hier geboren oder zugewandert sind. Nicht die unter Alkoholeinfluss begangene brutale Körperverletzung, sondern der einfache Diebstahl ist das verbreitete und typische Delikt. (*Luff*) Aber es gibt bei den männlichen jungen Aussiedlern eine kleine Gruppe mit massiven Schwierigkeiten. Sie verweigern beharrlich die Integration in die deutsche Gesellschaft, bestehen auf ihrer Herkunft und definieren sich selbst als Russen. Sie wollen keine Deutschen sein. Sie haben und machen Probleme, begehen immer wieder Straftaten und sind gegen pädagogische Bemühungen weitgehend immun.

Was aber macht diese jungen männlichen Aussiedler scheinbar so unerreichbar für die deutsche Kinder- und Jugendhilfe? Ihre Integrationsprobleme – so wird aus Hamburger Erfahrungen gefolgert – sind eigentlich nichts Besonderes. Sie sind »... mit denen anderer Zuwanderergruppen in vielerlei Hinsicht vergleichbar...«. (Töwe 54) Deshalb sind auch »... die Ergebnisse aus migrationssoziologischen Forschungen und die Praxis interkultureller Erziehung und Bildung ... für die Aussiedlerarbeit von hoher Relevanz.« (Töwe 54) Es gilt also zunächst gar nicht, Neues oder Spektakuläres zu entwickeln. Vielmehr stellt sich die Frage: Wie kann das bewährte sozialpädagogische Know-How zielgerecht genutzt werden, wie kann es adaptiert werden, dass es für diese Jungen passt? Welche Änderungen sind erforderlich? Dazu ist es notwendig, mehr über diese jungen Russen zu wissen. Wo kommen sie her, welche Erfahrungen haben sie geprägt, welche Einstellungen haben sie?

Um sich auf die jugendlichen Spätaussiedler und jungen Russen, ihre Kultur und Sprache, einlassen zu können, um sie zu fördern, ihre Integration zu unterstützen und um schließlich auch kriminalpräventiv wirken zu können, müssen die pädagogischen Akteure die Zielgruppe kennen. Dazu gehören nicht nur die Jugendlichen selbst, sondern auch deren Familien und nicht zuletzt ihre Herkunft. Die Kenntnis ihrer Geschichte und ihres Hintergrunds kann Chancen schaffen, dass die russischen Erfahrungen nicht entwertet und ihre Identitäten erkannt werden. Dies kann gegen Schwierigkeiten bei der Integration und beim Umgang mit abweichendem Verhalten, auch der Kriminalität, helfen.

Diese Schwierigkeiten zeigen sich in der deutschen Pädagogik (von der Kinder- und Jugendhilfe bis zur Schule) im Umgang mit vielen zugewanderten Gruppen. Ihre Herkunft, ihre Erfahrungen, ihr Wissen und ihre Einstellungen sind wesentlicher Teil ihrer Identitäten. Das wird aber zu wenig berücksichtigt. Deshalb will dieser Beitrag exemplarisch den sozialen und kulturellen Hintergrund der jungen Russen deutlicher machen. Wie sahen die russischen Alltagserfahrungen aus? Unter welchen Verhältnissen sind sie aufgewachsen: strukturell und individuell? Mit welchen Einstellungen und Erwartungen sind Kinder und Jugendliche und ihre Familien nach Deutschland gekommen. Die raschen politischen, sozialen und ökonomischen Umwälzungen Russlands lassen allerdings nur eine Momentaufnahme zu. Die sich schnell entwickelnden Strukturen, veränderte Lebenssituationen und daraus resultierend auch wechselnde Einstellungen müssen immer wieder zur Kenntnis genommen werden.

Im ersten Teil dieses Beitrags werden einige Informationen zur Kindheit und Jugend im Russland der letzten zehn Jahre aufbereitet. Anschließend werden die Phase der Übersiedlung und die Integrationsbemühungen mit ihren für alle Migranten wichtigen Problemen des Spracherwerbs und des rechtlichen Status abgehandelt. Schließlich rücken die öffentlichen Manifestationen misslingender Integrationsprozesse in den Mittelpunkt: Kriminalität, Polizei und Gefängnis. Und abschließend werden die Erfahrungen der Kinder und Jugendlichen mit den pädagogischen Einrichtungen (Familie, Freizeiteinrichtungen, Bildungseinrichtungen sowie Kinder- und Jugendhilfe) in Russland und in Deutschland dargestellt.

Der Hintergrund *Kindheit und Jugend in Russland*

Die Gründe für die Ausreise liegen, darin sind die Fachleute einig, vor allem in der ökonomischen und politischen Instabilität der Region. Schon in der Sowjetunion waren die Lebensverhältnisse schwierig. In den Nachfolgestaaten hat es kaum Verbesserungen gegeben. So verfügt z. B. in Russland derzeit etwa ein Drittel der Bevölkerung nicht einmal über das amtlich festgelegte Existenzminimum. Die alten wirtschaftlichen Strukturen sind zerfallen, neue erst ansatzweise aufgebaut. Die Zugänge zu Bildung und Arbeit stehen nicht mehr allen offen. Religions- und Nationalitätenkonflikte haben in manchen Ländern zu militärischen Konflikten geführt.

Die neu entstandenen Staaten mit ihren multinationalen Bevölkerungen verfolgen alle eine stark nationalstaatlich, manchmal auch nationalistisch ausgerichtete Politik. Die ethnischen Minderheiten sind deshalb verunsichert und befürchten unter diesen Bedingungen in ihren eigenen Ländern zu Bürgern zweiter Klasse zu werden. Die post-sowjetische Gesellschaft ist in allen Nachfolgestaaten noch immer stark kollektivistisch geprägt. Ziele wie Selbstverwirklichung und Autonomie oder die Betonung von Leistung und Konkurrenz gelten bisher erst wenig. Wichtiger sind z. B. in der russischen Kultur noch immer die intakten Beziehungen im sozialen Nahbereich, die dauerhafte soziale Einbindung und die gegenseitige Unterstützung. Ohne diese Netzwerke wäre in den letzten zehn Jahren das Überleben für viele Familien noch schwieriger, in manchen Fällen vielleicht unmöglich gewesen. Hinzu kommen Tugenden wie Gehorsam, Pflicht und Ehre, die immer noch gelten.

Die russische Gesellschaft ist in bisher nicht gekanntem Ausmaß polarisiert: So gibt es viele Menschen, die in bitterer Armut, und wenige, die in großem Reichtum leben. Der Lebensstandard der meisten Familien ist drastisch gesunken, in der zweiten Hälfte der 90er-Jahre haben dramatische wirtschaftliche Turbulenzen sogar kurzzeitig zu lokalen Versorgungsengpässen (teilweise mit Hungersnöten vergleichbar) geführt.

Sicher geglaubte Strukturen haben plötzlich ihre Gültigkeit verloren. So ist z. B. das in der sowjetischen Gesellschaft grundlegende Recht auf Arbeit rasch verschwunden. Soziale Leistungen wie der öffentliche Wohnungsbau, die staatlichen Bildungseinrichtungen (z. B. Vorschulen und Schulen) oder das öffentliche Gesundheitswesen sind kaum noch zu finanzieren. Viele staatliche Autoritäten haben ihren Einfluss und ihre Glaubwürdigkeit eingebüßt. Aber es gibt auch die kleine Gruppe der Krisengewinner. In Russland sind dies z. B. die in der Bevölkerung äußerst unbeliebten »neuen Russen«, über die es zwar viele Witze gibt, die aber dennoch Macht und Einfluss haben und deshalb respektiert und gefürchtet werden. Die Gesellschaft ist schnell und weit auseinander gedriftet, eine neue Mittelschicht bildet sich nur langsam heraus. Als Motor und Träger wirtschaftlicher Aktivitäten hat sie sich noch nicht etablieren können.

Vor diesem Hintergrund befindet sich die russische Jugend in einer schwierigen Lage. Sie werden vom Staat nicht mehr so wie früher umworben. Wegen der knappen öffentlichen Mittel kann er ihr kaum noch Perspektiven anbieten. Seine ehemals vorhandene Verantwortung und Fürsorge für die Kinder und Jugendlichen hat er abgegeben, in die Familien abgeschoben. Nicht mehr der Staat ist zuvorderst für die Chancen der Kinder und Jugendlichen zuständig, die Familien und ihr ökonomischer Status sind entscheidend. Die Familien verknüpfen ihre Zukunftshoffnungen nach wie vor eng mit den eigenen Kindern und hoffen, dass es diesen dereinst besser gehen wird. Deshalb investieren sie in ihre Kinder, wann immer sie können. Für sich selbst und ihre Zukunft haben sie kaum vergleichbare Erwartungen.

Die gesellschaftlichen Umwälzungen, so beschreibt es die russische Jugendforschung am Ende des 20. Jahrhunderts, haben dazu geführt, »... dass das Leben der Jugendlichen freier, aber auch schwieriger geworden sei. Die Frist bis zur sozialen Volljährigkeit hat sich stark verkürzt. Der geläufigen Meinung von der Konsumorientierung der Jugend dem Leben gegenüber ist entgegenzuhalten, dass sich de facto ... eine nichtzivilisierte Verbraucherhaltung gegenüber der Jugend selbst herausgebildet hat. Die frühere Vormundschaft und Bevormundung seitens des Staates ist nahezu völliger Gleichgültigkeit gewichen.« (*Melent'eva* 93)

Die zahlreichen Kinder- und Jugendorganisationen der Sowjetunion, die den jungen Menschen Orientierung geben konnten und die wichtige Träger staatlicher Jugendpolitik waren, existieren nicht mehr oder haben ihre Bedeutung vollständig eingebüßt. Organisationen, die deren Platz einnehmen könnten, gibt es bisher erst ansatzweise. Und eine staatliche Jugendpolitik, die regulierend ein-

greifen könnte, beginnt sich erst langsam zu etablieren. (*Melent'eva*) Aufgrund der dramatischen ökonomischen und sozialen Probleme hat Jugendpolitik nicht die oberste Priorität, sie entwickelt sich zögerlich und hat in dem großen und vielschichtigen Land noch nicht recht Fuß fassen können. Sie bleibt, so gesteht selbst der offizielle »Russische Jugendbericht« ein, »... nach wie vor an der Peripherie der Tätigkeit des Staates.« (*Staatskomitee 11*) Die geringe Bedeutung, die der Jugendpolitik in Russland gegenwärtig zukommt, lässt sich auch daraus ersehen, dass es nach der Wahl Putins zum Präsidenten kein zentrales Jugendministerium mehr gibt, sondern dessen Funktionen auf mehrere Ministerien aufgeteilt worden sind. (*Winzen*)

Die Desorientierung vieler Jugendlicher, die großen Diskrepanzen zwischen ihren Hoffnungen und Erwartungen an die Zukunft auf der einen sowie ihren desillusionierenden Lebenserfahrungen auf der anderen Seite erschweren die Integration der nachwachsenden Generation in die russische Gesellschaft. Hinzukommt, dass auch die Bildungs- und Erziehungsinstitutionen hier kaum noch Orientierungen geben können. Familien, Kinderkrippen, Kindergärten, Vorschulen, Schulen oder Medien sehen sich großen Herausforderungen und Problemen gegenüber. Sie haben oft genug mit »internen« Problemen, wie z. B. der Absicherung des eigenen Fortbestehens, zu tun und fallen als Hilfen bei der Integration der Jugendlichen immer wieder aus. Überall herrscht Zukunftsangst statt Zuversicht.

»Die Infragestellung der bislang geltenden Werte hat es ... ermöglicht, dass den Jugendlichen ... ein größerer Freiraum zugestanden wird. Sie können nun ... jugendkulturelle Stile erproben, die sich oft an westlichen Mustern orientieren.« (*Dietz 35*) Die sozialen und persönlichen Werte der Minderjährigen entwickeln sich quasi wildwüchsig. Die russische Jugend findet sich »... gleichsam als Erprobungsmaterial für die neuen Modelle sozialer Beziehungen, Kulturtypen, Formen ökonomischer Verbindungen, zwischenmenschlicher Beziehungen usw....« (*Melent'eva 87*) wieder. Viele, ähnlich wie in den westlichen Ländern, schnelllebige und konsumorientierte Gruppierungen definieren sich über Musikstile, wie z. B. Rock, Techno, Metal oder Hip-Hop. Wieder andere Jugendliche schließen sich Protestgruppen wie den Punks an oder folgen z.B. den Satanisten oder der Tolkien-Bewegung, die sich nach dem britischen Fantasy-Autor John Ronald Reuel Tolkien benannt hat. Es gibt aber auch Jugendliche, die, nicht zuletzt vor dem Hintergrund der »Nationalen Bewegung« des Duma-Abgeordneten Schirinowski, nationalistischen und manchmal auch faschistischen Ideologien anhängen. Selbst Anhänger Adolf Hitlers, die es verdeckt schon seit den 70er-Jahren in der Sowjetunion gab, tauchen aus dem Untergrund auf. Auf manchen Häuserwänden russischer Metropolen kann man inzwischen Haken-

kreuze aufgesprüht oder gescratcht finden. Und in manchen Stadtteilen z. B. Wolgograds wird empfohlen, sich als äußerlich erkennbarer Ausländer vor Skinheads (ähnlich wie in manchen ostdeutschen Regionen) in Acht zu nehmen.

Für die Orientierung sind auch für die russischen Jugendlichen vor allem die gleichaltrigen Freunde wichtig. Diese Gruppen und Bezugssysteme haben zumindest teilweise Aufgaben und Zuständigkeiten der gesellschaftlichen Organisationen übernommen. »In dieser Jugendphase kommt mittlerweile der Gleichaltrigengruppe, die nicht mehr von Autoritäten in Staat oder Partei angeleitet wird, eine große Bedeutung zu. Freunde und Familien spielen im Leben der Jugendlichen die zentrale Rolle. Ein Rückzug in die ›Privatsphäre« zeichnet sich ab.« (Dietz 34)

Wenn auch die Komplexität der Prozesse, die derzeit den Alltag russischer Jugendlicher bestimmen, und die deutliche Verschlechterung der sozialen und wirtschaftlichen Lage während der letzten Jahre von der russischen Jugendforschung ähnlich eingeschätzt wird, die Prognosen über die Zukunft der Jugend und des Landes fallen je nach politischer Überzeugung und Orientierung unterschiedlich aus.

1994 lebten in Russland etwa 2,5 Millionen Jugendliche, die weder im Bildungssystem noch in der Arbeitswelt untergekommen waren. (Mies-van Engelshoven 2000) Diese Zahlen sind weiter gestiegen. »Während der letzten Jahre beträgt der Anteil der Jugendlichen an den registrierten Arbeitslosen 30 % und mehr ... (und) die Lage ist ... noch schlechter, wenn man von den tatsächlichen Arbeitslosenzahlen ausgeht.« (Staatskomitee 39) Von denen, die Arbeit haben, fürchten ca. 70 % zukünftig ihren Arbeitsplatz zu verlieren. Die Auswirkungen der Instabilität des ökonomischen Sektors sind deutlich zu spüren. Viele Jugendliche lösen sich von den bisherigen Strukturen und setzen in ihrem Verhalten nicht mehr auf kollektivistische Orientierungen. Sie finden sich mit den neuen Verhältnissen ab und setzen z. B. »... in Fragen der Arbeitsvermittlung immer weniger auf die Hilfe ... des Staates. Mehr als die Hälfte ... verlassen sich ... auf sich selbst.« (Staatskomitee 43)

Bei Kinderdelinquenz und Jugendkriminalität hat es in den letzten Jahren einen rasanten Anstieg gegeben. Mit dem politischen, wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Umbruch haben – neben vielen Erwachsenen – immer mehr Minderjährige und Heranwachsende die trotz vieler Änderungen auch weiterhin geltenden Regeln nicht mehr eingehalten. Sie verstoßen gegen Gesetze und missachten die Rechte des Staates wie die seiner Bürger: Sie leben wie sie

wollen. Die Grenzen zwischen legalen und illegalen Einkünften sind im ganzen Land fließend geworden, und alle haben sich daran gewöhnt. Die Schattenwirtschaft hat Hochkonjunktur. Korruption gehört zum Alltag. Kaum ein Sektor der Gesellschaft bleibt davon unberührt. In bisher unbekanntem Ausmaß sind im letzten Jahrzehnt öffentlich zugängliche Märkte für Waffen und Drogen neu entstanden. Der russische Jugendbericht stellt dazu lapidar fest, dass die »... kriminellen Ereignisse den Hintergrund für das Leben und die Selbstbestimmung der jungen Russen (bilden) und gleichzeitig ... immer mehr junge Leute in die Welt des Verbrechens ...« (Staatskomitee 57) wechseln. Gerade für beruflich chancenlose Jugendliche sind die verlockenden Verdienstmöglichkeiten in den illegalen oder halblegalen Geschäften besonders attraktiv. (Dietz) Deshalb hat das Verbrechen in Russland inzwischen ein »junges Gesicht«. Mehr als jeder Zweite (53,2 %) überführte Straftäter war 1998 jünger als 30 Jahre. Trotz aller staatlichen Gegenmaßnahmen wird der weitere Anstieg der Kinder- und Jugendkriminalität erwartet »... und bei offiziellen Auftritten der Ordnungshüter wird über die Jugendkriminalität als direkte Gefährdung der nationalen Sicherheit gesprochen.« (Staatskomitee 58) Diese Bewertung wird von Experten auf allen Ebenen der Jugendhilfe (Ministerium, Jugendamt und Projekte) geteilt, denn der zunehmende private (d. h. der nicht staatliche) Wirtschaftssektor Russlands »... ist von hohem Kriminalitätsgrad gekennzeichnet.« (Staatskomitee 59) In diese wirtschaftlichen Aktivitäten sind auch viele russische Jugendliche auf die eine oder andere Art einbezogen. Und wann immer sie ein Geschäft abwickeln, und das tun sie irgendwann fast alle, können sie gar nicht anders, sie müssen heutzutage geradezu zwangsläufig »... ein Verhältnis mit dem organisierten Verbrechen eingehen ... In den Augen der Mehrheit der Jugendlichen wird das organisierte Verbrechen als gesetzmäßiger Teil der ›Kapitalisten‹ (Eigentümer) wahrgenommen und so seine Legitimität und Daseinsberechtigung anerkannt ... Das Vertrauen der Jugend in die Organe der Staatsmacht, insbesondere der Ordnungshüter, wie Staatsanwaltschaft und Gericht ist praktisch gleich Null.« (Staatskomitee 59)

Neben der Kriminalität hat bei den jungen Russen auch der Drogenkonsum in den letzten Jahren stark zugenommen. Bereits Anfang der 90er-Jahre hatten ca. 40 % aller neun- bis zehnjährigen Kinder Alkohol konsumiert. Mitte der 90er-Jahre haben etwa 20 bis 30 % der Jugendlichen in den transkaukasischen sowie in den mittelasiatischen Republiken Drogen (nicht Alkohol) konsumiert. Selbst in den Großstädten, dort liegen die Zahlen – anders als in Deutschland – traditionell niedriger als in den ländlichen Gebieten Kaukasiens und Mittelasiens, lag deren Anteil bereits zwischen 5 und 8 %. (Slepzow; Giest-Warsewa) Der russische Jugendbericht stellt fest, dass sich

die Zahl jugendlicher Rauschgiftsüchtiger innerhalb der letzten drei Jahre mehr als verdoppelt hat. Angegeben wird ein Anstieg um das 2,3 fache. Vermutet wird, dass in Russland heute »... bis zu zwei Millionen junge Russen regelmäßig Rauschgift (konsumieren) und eine Viertelmillion ... chronisch abhängig (ist). Unter den erfassten Süchtigen sind 82 % jünger als 24 Jahre. Das Durchschnittsalter für den Einstieg in die Sucht beträgt 15 bis 17 Jahre.« (Staatskomitee11)

Die Möglichkeiten für die Lebensplanung und zur Entwicklung von tragfähigen Perspektiven sind im letzten Jahrzehnt für Kinder, Jugendliche und Heranwachsende in Russland generell unklarer und unpräziser geworden. Die Furcht vor einer ungewissen Zukunft ist weit verbreitet. Die jungen Menschen haben keinerlei Erinnerungen an den Kommunismus. Sie haben ihn bewusst nicht mehr erlebt und kennen ihn nur noch aus den hin und wieder verklärenden Erzählungen der Älteren. Aber sie haben auch noch keine klaren Vorstellungen von und keine positiven Erfahrungen mit der Demokratie. So bleiben ihnen, dies ist eine oft geäußerte Befürchtung, als Orientierung nur Besitz und Konsum. Andererseits aber sind viele mittellos und können gar nicht partizipieren. Ihre Armut und Arbeitslosigkeit führen zu pessimistischen Grundhaltungen, psychischen Überlastungen und gesundheitlichen Beeinträchtigungen. Auch die zunehmenden Suizide können davon beeinflusst sein. (Slepzow)

Mit solchen desillusionierenden Erfahrungen kommen russische Kinder und Jugendliche seit vielen Jahren nach Deutschland. Ihre unter den Bedingungen einer Gesellschaft im Übergang vom Sozialismus zum Kapitalismus entwickelten Handlungsstrategien und Einstellungen sind zur Bewältigung des Alltagslebens in Deutschland nicht geeignet. Auch hier werden die Erwartungen und Hoffnungen vor allem auf den Konsum und ein besseres Leben gerichtet. Sie wollen, so formuliert es ein junger Aussiedler in einem Gespräch, »... ein Stück von eurem Kuchen ...«. Und in den letzten Jahren ist etwas Neues hinzugekommen. Neben der Hoffnung auf bessere materielle Lebensbedingungen und auf die Zusammenführung mit bereits ausgereisten oder in Deutschland lebenden Verwandten ist ein weiterer Aussiedlungsgrund wichtig geworden, der zuvor keine Rolle spielte: die Aussiedler wollen den zunehmend aggressiver ausgetragenen Nationalitätenkonflikten im Herkunftsland entfliehen.

Mitgenommene Minderjährige oder aufgezwungene Ausreise

In den letzten zehn Jahren sind etwa eine halbe Million Kinder und Jugendliche aus den Nachfolgestaaten der UdSSR (Rabes) nach Deutschland gekommen. In den letzten fünf Jahren »... waren ca. 36 % der zuwandernden Aussiedler bei der Einreise jünger als 20 Jahre ... (und) ... die 15- bis 25-Jährigen machen ca. 14 % der

jährlich zuwandernden Aussiedler aus. Damit sind zwischen 1995 und 1999 etwa 100.000 jugendliche Aussiedler nach Deutschland eingereist.« (Dietz 32)

Anders als die Benennung »Russlanddeutsche« oder »Volksdeutsche« suggeriert, wandert immer mehr eine Population ein, die der noch weit verbreiteten Vorstellung von den »Auslandsdeutschen« nicht mehr entspricht. »Vieles deutet auf einen tief greifenden generationspezifischen Wandel der kulturellen Identität der russlanddeutschen Aussiedler hin, der in der Öffentlichkeit meist ignoriert wird.« (Holtfreter 15) Denn viele der in den letzten Jahren ausgereisten Familien haben sich im Laufe der Zeit in den Herkunftsgebieten weitgehend an den jeweiligen Lebenskontext angepasst und ihre (noch Generationen vorher vorhandene) spezifisch an Deutschland orientierte Alltagskultur freiwillig aufgegeben. Selbst die Elterngeneration hat inzwischen oft außerhalb der eigenen ethnischen Gruppe geheiratet, sodass »schätzungsweise 80 % der Russland-Deutschen ... inzwischen nichtdeutsche Verwandte« (Holtfreter 16) haben. Deren Kultur, ihre Normen und Werte haben sich häufig prägend auf alle Familienmitglieder sowie deren Einstellungen und Verhaltensweisen ausgewirkt.

Die deutsche Gesellschaft hängt aber zumindest offiziell immer noch dem Bild der Russlanddeutschen an, erwartet deutsche Zuwanderer und erkennt deren inzwischen vor allem russische Prägung nicht an, nimmt sie in der Regel nicht einmal zur Kenntnis. Trotz inzwischen jahrelanger anderer Erfahrungen werden die Aussiedler nach wie vor »anders als andere Einwanderer ... vehement dazu aufgefordert, sich zur deutschen Kultur zu bekennen ... Schon der Gebrauch der russischen Sprache untereinander in der Öffentlichkeit führt zum Vorwurf der fehlenden Integrationsbereitschaft ...« Die Unterstellung, Aussiedler seien wegen ihrer deutschen Abstammung besonders integrationsfähig, gilt noch immer offiziell als »... Hauptargument für die Weigerung, den Aussiedlerzuzug überhaupt im Kontext von Migration wahrzunehmen.« (Holtfreter 17) Selbst wenn die ältere Generation in Russland vor Jahrzehnten einer Assimilation mit Zwangscharakter unterworfen war und dies auch als Zwang empfunden hat, die heute gelebte vielfältige Alltagskultur, die sich nach dem zweiten Weltkrieg in den ethnisch gemischten Gebieten herausgebildet hat, wird von den Jüngeren nicht als aufgezwungen empfunden. Für sie »ist es selbstverständlich geworden, russische Rockmusik zu hören, russische Freunde zu haben und einen Russen oder eine Russin zu heiraten.« (Holtfreter 19) Diese Generation ist in der russischen Gesellschaft zuhause und in deren Kultur und Traditionen fest verwurzelt. Sie fühlen und denken, ja sie träumen sogar russisch. Und sie sind stolz darauf.

Obwohl viele Eltern bei der Entscheidung für die Aussiedlung vor allem die Hoffnung auf eine bessere Zukunft für die Kinder und Jugendlichen in den Mittelpunkt stellten, hatten diese selbst nichts zu sagen: Fast jeder zweite Jugendliche gibt an, an der Entscheidung zur Ausreise nicht beteiligt gewesen zu sein. Sie sind durchgehend eine mitgenommene Generation, der die Emigration aufgezwungen wurde. (*Grundies 294*)

Die Kinder und Jugendlichen haben die Entscheidung der Eltern ohne großen Widerstand hingenommen, obwohl sie mit der Heimat auch ihre Freunde und damit etwas, was ihnen in diesem Alter besonders wichtig ist, verloren haben. Die Aussiedlung als »kritisches Lebensereignis« mit ihren materiellen und kulturellen Folgen hat bei allen Mädchen und Jungen großen Einfluss auf ihr Wohlbefinden. Fast alle Freundschaften werden abrupt auseinander gerissen, erste Liebschaften unwiederbringlich zerstört. Viele Kinder und Jugendliche geben an, unter dem Abschied und der Trennung stark zu leiden. Konzentrationsstörungen, extremer Rückzug, Apathie, häufige Erkrankungen, aber auch aggressives oder abweichendes Verhalten sind bei manchen Minderjährigen zu beobachten und werden mit der Ausreise in Zusammenhang gebracht. (*Giest-Warsewa*) Der Prozess der Aussiedlung wird als »Bahnhofssituation« beschrieben: Kinder und Jugendlichen kommen auf einem Umsteigebahnhof an, ohne zu wissen, wohin die Reise weiter geht: Zurück und damit ins Herkunftsland (was fast immer unrealistisch ist) oder in ein unbekanntes Land? Diese Frage stellt sich im Verlauf des Eingliederungs- bzw. Eingewöhnungsprozesses immer wieder und sie macht die Zerrissenheit und die Labilität deutlich, in der sich die Kinder und Jugendlichen in dieser kritischen Phase befinden.

Neben den gleichaltrigen Bezugspersonen bleiben die vertrauten Autoritätspersonen mit ihren vielfältigen Orientierungshilfen und mit den Verbindlichkeiten zurück. So fehlen z. B. von einem Tag auf den anderen die vertrauten Lehrkräfte, deren Rat sie in prekären Situationen und bei Problemen geschätzt, die Sicherheit gegeben haben. Viele Sicherheiten in den Sozialisationsprozessen gehen abrupt verloren. Dazu kommt der Schmerz darüber, und dies wird in Deutschland häufig unterschätzt, dass die Kinder und Jugendlichen ihre geliebte russische Heimat verlieren. Deren Wertschätzung wird in Russland nämlich anders als in Deutschland als moralische Qualität betrachtet. Gerade in den schwierigen Zeiten des Umbruchs ist die Heimat ein konstanter Bezugspunkt, auf den sich fast alle verständigen können. Und mit ihr verschwinden wichtige Traditionen und kulturelle Werte, die in der neuen Gesellschaft nicht mehr als bereichernd, sondern als hinderlich begriffen werden.

Aussiedlung und Recht Seit der Gründung der Bundesrepublik wurden deutschstämmige Einwanderer aus vielen osteuropäischen Ländern (vor allem aus Polen und Rumänien) und der vormaligen Sowjetunion als Aussiedlerinnen und Aussiedler in Deutschland aufgenommen. Diese Gruppe war gegenüber anderen Zuwanderern von Anfang an deutlich privilegiert, denn ihre Mitglieder gelten (Art. 116 Abs. 1 Grundgesetz - GG) als deutsche Staatsbürger. Die Ausgestaltung dieses Verfassungsgrundsatzes wurde 1953 im »Bundesvertriebenen- und Flüchtlingsgesetz« (BVFG) geregelt und unterlag im Laufe der Jahre mehreren Veränderungen, zuletzt nur noch restriktiven. So sind z. B. zeitnah mit den starken politischen Verwerfungen im ehemaligen Ostblock (u.a. der Perestroika in der Sowjetunion und schließlich deren Auflösung oder der deutschen Einheit mit dem Verschwinden der Deutschen Demokratischen Republik) folgende Restriktionen im »Aussiedleraufnahmegesetz« (AAG) von 1990 verabschiedet worden: Potenzielle Aussiedler müssen ihre Einreise nach Deutschland vom Herkunftsland aus beantragen und dort auf den Erhalt eines Aufnahmebescheides warten. 1993 wurde mit der Neufassung des BVFG die Bezeichnung »Aussiedler« in »Spätaussiedler« geändert. »Diesen Status können nur Personen erwerben, die deutsche Volkszugehörige sind. Deutscher Volkszugehöriger wiederum ist derjenige, der sich in seiner Heimat zum deutschen Volkstum bekannt hat und bei dem dieses Bekenntnis durch bestimmte Merkmale wie Abstammung, Sprache, Erziehung, Kultur bestätigt wird.« (*Unabhängige Kommission 179*) Schließlich müssen alle Ausreisewilligen aus Osteuropa (einzige Ausnahme: Die Länder der ehemaligen Sowjetunion) – geregelt im »Kriegsfolgenbereinigungsgesetz« (KfBG) – glaubhaft machen, dass sie wegen ihrer nationalen Zugehörigkeit im Herkunftsland benachteiligt worden sind. Die Zahl der Spätaussiedler, die Deutschland aufzunehmen bereit ist, wurde auf höchstens 225.000 Personen pro Jahr festgesetzt und Personen ab dem Geburtsjahr 1993 können die Rechtsstellung eines Spätaussiedlers nicht mehr erwerben.

Die Übersiedlung Auch wenn für die deutsche Volkszugehörigkeit mehrere Kriterien angegeben werden, wird die Kenntnis der deutschen Sprache als zentraler Maßstab angesehen. Der Spracherwerb ist die Eintrittskarte in das gesellschaftliche, wirtschaftliche und politische Leben in Deutschland, unzureichende Sprachkenntnisse schränken die Kontakt- und Informationsmöglichkeiten erheblich ein. In den Bereichen, die sich auf die Deutschkenntnisse der Aussiedler beziehen, wurden in den letzten Jahren einige Änderungen mit weitreichenden Folgen vollzogen. Seit 1996 müssen alle, die einen Antrag auf Zuerkennung des Status Spätaussiedler stellen, bereits im Herkunftsland einen Sprachtest durchführen und diesen auch bestehen.

Die deutsche Sprache

Davon ausgenommen sind die Familienangehörigen des Antragstellers, wenn sie den Status »Spätaussiedler« für sich selbst nicht erwerben wollen. Sie gelten dann offiziell als Familienangehörige. Die Möglichkeit, den Sprachtest zu umgehen, nutzen inzwischen viele Ausreisewillige, im Jahr 2000 waren es schon fast drei Viertel der Aussiedelnden. (*Unabhängige Kommission*) Sie verzichten, weil ihnen der Test zu schwer ist. Ihre Kenntnisse der deutschen Sprache und deren Beherrschung reichen nach eigener Einschätzung für einen erfolgreichen Test nicht aus. Bedenkt man, dass selbst von den Antragstellern inzwischen immer weniger diesen ersten Sprachtest bestehen, wird deutlich, dass er inzwischen de facto als eine Art Regulativ im Ausreiseprozedere fungiert. Sprachtests tragen also zu einem Rückgang bei der Zahl der Übersiedelungen bei.

Es überrascht also nicht, wenn auch aus den Jugendhilfeprojekten Verschlechterungen der Kompetenzen in der deutschen Sprache bei den übersiedelten Kindern und Jugendlichen berichtet werden. Fast überall wird festgestellt, dass sich die von den Minderjährigen »mitgebrachten« deutschen Sprachkenntnisse in den letzten Jahren drastisch verschlechtert haben. Dies hängt damit zusammen, dass immer mehr Familien vor ihrer Ausreise nicht in geschlossenen deutschen Gruppierungen oder Dörfern gelebt haben, wie es früher häufiger der Fall war. (*Michel*) Zahlen des Osteuropa-Instituts legen inzwischen nahe, dass mehr als ein Drittel der derzeit übersiedelnden Jugendlichen in weitgehend homogener russischer Umgebung aufgewachsen ist. Sie haben russische Kindergärten und Schulen besucht und auch in der eigenen Familie fast ausschließlich die russische Sprache und Alltagskultur gepflegt. Sie haben kaum Bindungen an deutsche kulturelle Traditionen aufbauen können, denn auch in der Nachbarschaft lebten vielfach keine Angehörigen der deutschen Minderheit. So konnte niemand die deutsche Kultur und Sprache vermitteln, und es gilt für die in letzter Zeit Aussiedelnden: Gerade die Jüngeren haben sich bis zur Ausreise völlig zur russischen Gesellschaft und Kultur zugehörig gefühlt. Deutsch-Sein begründet sich für manche dieser Kinder und Jugendlichen vor allem im Wissen um ihre (lange zurückliegende) Herkunft aus einer deutschstämmigen Familie. Und für immer mehr von ihnen hat deutsch mit der eigenen Abstammung gar nichts zu tun, sondern folgte zwangsläufig aus der Ehe eines geschiedenen (russischen) Elternteils mit einer deutschstämmigen Person (Stiefvater oder Stiefmutter).

Die deutsche Sprache bleibt diesen Minderjährigen bis zur Einreise völlig fremd, sie kommen mit ihr gar nicht oder nur marginal in Berührung. Dies ist eine Erklärung dafür, dass ihre Deutschkenntnisse abnehmen, je jünger sie sind. Nur noch »... die Elterngeneration spricht teilweise deutsch ... die Generation der Kinder fast über-

haupt nicht mehr ... mittlerweile ist es so, dass die Jugendlichen fast null Deutschkenntnisse haben ...«. (*Michel 38*) Bedenkt man, dass mittlerweile fast die Hälfte der Neuankömmlinge jünger als 25 Jahre alt ist, so zeigt sich die eminente Bedeutung der Sprachkurse für die Integration. Ohne Sprache ist eine Integration in die deutsche Gesellschaft nicht denkbar. (*Unabhängige Kommission*)

Jugendliche in Schule oder beruflicher Ausbildung haben Anspruch auf einen sechsmonatigen Sprachkurs. Die Tatsache, dass schon von den zwischen 1990 und 1994 zugewanderten Kindern und Jugendlichen nur 8 % in ihren Familien ausschließlich Deutsch sprachen (*Bundesministerium*), deutet auf einen erheblichen sprachlichen Förderbedarf in Kindergärten und Schulen hin. Denn gerade in den Übergangwohnheimen oder in den Siedlungen mit hohem Ausiedleranteil lernen die Minderjährigen voneinander nicht in ausreichendem Maße die deutsche Sprache. In den Schulen führen mangelnde deutsche Sprachkenntnisse immer wieder zu Rückstufungen, manchmal um eine, hin und wieder aber auch um mehrere Klassen. Dies wäre mit entsprechenden Sprachkenntnissen nicht nötig: Die russische Schulbildung ist gut, in manchen Fächern gar (vor allem in den naturwissenschaftlichen Fächern) der deutschen überlegen. Auch in der beruflichen Bildung sind mangelhafte Deutschkenntnisse für viele Schwierigkeiten verantwortlich. Und trotz aller Anstrengungen schaffen es die Jugendlichen ohne ausreichende Kenntnisse der deutschen Sprache fast nie, den gewünschten Ausbildungsplatz oder Zugang zu Berufen mit höherem Sozialprestige zu bekommen.

Die Unabhängige Kommission »Zuwanderung« schlägt deshalb vor, bereits in Russland obligatorische Sprachkurse für alle mit einem wiederholbaren Sprachtest, der bestanden werden muss, zu verbinden. Kinder und Jugendliche sind dann gezwungen, ausreichende deutsche Sprachkenntnisse schon vor der Aussiedlung nachweisen zu müssen, wollen sie zusammen mit dem Spätaussiedler ausreisen. (*Unabhängige Kommission*)

Nach der Übersiedlung haben die meisten Kinder und Jugendlichen großes Interesse an Neuem, auch an der deutschen Sprache. Sie erkennen rasch, dass viele ihrer im Herkunftsland erworbenen und nach Deutschland mitgebrachten Kenntnisse nicht oder nur ungenügend übertragen werden können. Weil die Enttäuschungen noch nicht Überhand genommen haben, kann eine schnelle und unbürokratische, auf die jeweilige Altersstufe (auch auf das Vorschulalter!) abgestimmte und umfassende Sprachausbildung in Deutschland hilfreich sein. Diese muss in Inhalt und Dauer individuell ausgerichtet sein und an den Erfahrungen der Kinder und Jugendlichen ansetzen. Sprachkenntnisse nehmen den Minderjährigen

Unsicherheiten, die mit der Aussiedlung verknüpft sind. Und sie können viele von ihnen aus der häufig vorhandenen familiären Lethargie lösen, die wesentlich von den von der deutschen gesellschaftlichen Realität frustrierten Erwachsenen geprägt wird.

Wenn der Stolz der Kinder auf ihr mitgebrachtes oder angeeignetes Wissen einbezogen wird, können in den Sprachkursen Strategien zum Erwerb neuer Kenntnisse aufgebaut werden. Dazu müssen die Fähigkeiten aber erkannt werden. Viele Kinder und Jugendliche bringen Kompetenzen z.B. in Volkstanz, Theater oder in der Volkskunstproduktion mit, die in Deutschland allerdings nur selten gefragt werden. Auch die körperlichen und sportlichen Fähigkeiten der Kinder sind hoch. Dazu kennen sie sich im hauswirtschaftlichen Bereich gut aus, haben Wissen in der Pflanzen- und Tierpflege oder generell im Umgang mit der Natur (wie z.B. Fischen, Feuer machen, Zelt aufschlagen). Wenn dies erkannt, anerkannt und abgerufen wird, werden die Kinder im Selbstwertgefühl gestärkt und sie können erfolgreich sein. Dabei können z.B. Naturschutzorganisationen helfen. In ihnen besteht die Chance, dass der Erwerb der deutschen Sprache mit solchen Inhalten verknüpft wird, die russischen Kindern und Jugendlichen bekannt und bei ihnen beliebt sind. Sie können so über die Inhalte den Nachteil, in der deutschen Sprache nicht heimisch zu sein, minimieren.

Besonders wichtig aber ist es, die Kenntnisse in der russischen Muttersprache offiziell als Kompetenz und nicht als Handicap anzuerkennen und aufzuwerten. Ihr Gebrauch sollte nicht diskriminiert, sondern institutionell ermöglicht werden. Die russische Sprache muss aus der Illegalität, in der sie sich teilweise befindet, herausgeholt werden. Ein bikultureller Ansatz scheint erforderlich, sollen nicht wertvolle Kompetenzen und Chancen vertan werden. So können z. B. Comics oder Videos in russischer Sprache in Kindergärten, Schulen oder Freizeiteinrichtungen eingesetzt werden. Mit einer solchen akzeptierenden Strategie werden Herkunft und Sprache der Kinder nicht abgewertet. Erworbene Kompetenzen werden positiv bewertet und gefördert. Dann muss es auch nicht mehr heißen: »Ihr sollt deutsch reden!«. Und die deutsche Sprache verdrängt dann nicht mehr die russische, sondern sie wird neben der eigenen Sprache (Russisch) als Sprache des Aufnahmelandes erworben. Damit behalten die Kinder und Jugendlichen gerade in der schwierigen ersten Phase in Deutschland die Möglichkeit, ihre Gefühle weiterhin wie gewohnt auszudrücken. Das Träumen in »Russisch« ist erlaubt.

*Der rechtliche Status von
Aussiedlerjugendlichen:
Nationalität »Deutsch« oder
doch »Russisch«?*

Die Annahme, dass Aussiedlerkinder und -jugendliche automatisch »Deutsche« (gemeint ist in der Regel: deutsche Staatsbürger) sind und als solche einreisen, trifft für viele schon lange nicht mehr zu. Auch die Vermutung, dass sie sich in Deutschland, anders als z. B. die jungen Türken, auf rechtlich festem Boden bewegen, ist vielfach falsch. Das Aufnahmeverfahren nach dem BVFG hat neue und öffentlich kaum zur Kenntnis genommene Risiken für diese Kinder und Jugendlichen gebracht.

Deutsch ist im Sinne des Grundgesetzes zunächst jede Person, egal ob sie im In- oder Ausland lebt, die in direkter, gerader Linie von einer oder einem Deutschen abstammt. Diese Linie kann auch über mehrere Generationen verlaufen. Kinder und Jugendliche, die deutsche Volkszugehörige sind, vor dem 1.1.1993 geboren wurden und ausreichende deutsche Sprachkenntnisse nachweisen, haben Anspruch auf den Status Spätaussiedler (§ 4 BVFG). Ihnen steht die deutsche Staatsangehörigkeit zu. Erfüllen die Minderjährigen diese Voraussetzungen jedoch nicht, dann erhalten sie den Status Abkömmling (§ 7 BVFG) und können auf Antrag in den Aufnahmebescheid einbezogen werden. Stammen Kinder aber nicht aus der direkten Linie ab, sind sie stattdessen »angeheiratet« und stammen von einem Elternteil anderer Nationalität ab, gelten sie im Sinne des Grundgesetzes nicht als Deutsche. Die Einreise und der Aufenthalt unverheirateter minderjähriger Stiefkinder sowie unverheirateter Stiefkinder von Abkömmlingen sind im Ausländerrecht geregelt. Diese Kinder unterscheiden sich rechtlich nicht von anderen Migranten in Deutschland. Allerdings haben Aussiedler einen gewichtigen Vorteil. »Um Familien bei der Übersiedlung nicht auseinander zu reißen, können diese jedoch aufgrund einer generell erteilten ausländerrechtlichen Zustimmung gemeinsam mit dem Spätaussiedler einreisen.« (*Unabhängige Kommission 180*) Und diese Zustimmung hat in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen. Denn die Sprachtests, im Herkunftsland bei den jeweiligen Botschaften vom Ausgleichsamt durchgeführt und Voraussetzung für eine vorläufige Spätaussiedlereigenschaft sowie für die Einreise nach Deutschland, werden immer weniger bestanden. Hatten noch 1993 noch 74 % der nach Deutschland Einreisenden den Status »Spätaussiedler«, so liegt diese Zahl inzwischen nur noch bei 26 %. (*Unabhängige Kommission*)

In Deutschland wird in einem Durchgangslager ein zweiter obligatorischer Sprachtest durchgeführt. In Bayern ist danach, anders als in anderen Bundesländern, später noch ein dritter Sprachtest erforderlich. Erst wenn dieser ebenfalls bestanden ist, wird die rechtlich verbindliche Feststellung Spätaussiedler getroffen und seit 1999 auch automatisch die deutsche Staatsangehörigkeit erteilt. Diese erhalten

auch die in den Aufnahmebescheid einbezogenen Ehegatten und Abkömmlinge, nicht aber Stiefkinder oder Ehegatten von Kindern. Sie unterliegen weiterhin dem Ausländerrecht.

Obwohl Kinder und Jugendliche fast nie Spätaussiedler sind, manche nicht einmal Abkömmlinge, sondern rechtlich Ausländern gleichgestellt sind, werden sie zu ihrem Vorteil während des gesamten in Deutschland laufenden Anerkennungsverfahrens von den Ausgleichsämtern wie Deutsche behandelt. Ihre faktische Situation ist also besser als ihre rechtliche. Sie dürfen, dies ist in einem grundsätzlichen Beschluss der Konferenz der Innenminister der Bundesländer festgeschrieben, in Deutschland bleiben, sofern keine Gründe vorliegen, die eine Rücknahme der Aufenthaltsbescheinigung rechtfertigen. Diese Regelung ist aber fragil. So könnte z. B. bereits dann, wenn ein Familienmitglied im Antrag zu Unrecht Deutschkenntnisse angegeben hat, eine Rücknahme der Aufenthaltsbescheinigung erfolgen: Die falsche Angabe allein würde dies rechtfertigen. Dann könnte die Familie nach Russland abgeschoben werden. Dort hat sie aber alles aufgegeben und verkauft, hat alle Brücken abgebrochen. Komplizierter wird es, wenn Kinder und Jugendliche von einem nicht deutschen Elternteil in die Ehe mitgebracht wurden, also russischer Nationalität sind. Wenn sie mit den Eltern (z. B. Vater deutsch, Mutter russisch) nach Deutschland einreisen, kommen sie mit einer ausländerrechtlichen Genehmigung. Diese, inzwischen anwachsende, Gruppe unterscheidet sich rechtlich nicht von anderen jugendlichen Migranten.

Aus dem Status Ausländer ergeben sich für Kinder und Jugendliche in Aussiedlerfamilien aber noch weitergehende Folgen. Seit einiger Zeit sind Behörden verpflichtet, ausländerrechtlich relevante Informationen (dazu gehören u. a. Sozialhilfebezug und Arbeitslosenhilfe, aber auch die Hilfen zur Erziehung außerhalb der Familie nach dem Kinder- und Jugendhilfegesetz – KJHG) an die Ausländerbehörden zu melden. Dies verpflichtet also auch die Kinder- und Jugendhilfe, d. h. auch die Jugendämter. Deshalb müssen deren Angebote für Ausländer und Aussiedler stärker als bisher auf ihre ausländerrechtlichen Konsequenzen überprüft werden. In Expertenkreisen wird nämlich vermutet, dass die Berührungängste ausländischer Eltern gegenüber den Angeboten und Leistungen der Jugendhilfe jedenfalls damit zu tun haben könnten. Manche Eltern ahnen oder wissen um diese Risiken, lehnen Kontakte zur Jugendhilfe ab und nehmen keine öffentlichen Hilfen in Anspruch. Stattdessen suchen sie nach Lösungen in der Familie, manchmal so lange, bis es zu spät ist. Juristen raten deshalb, bei Jugendlichen mit ausländerrechtlichem Status zunächst den ausländerrechtlichen Status der Eltern abzuklären, bevor Jugendhilfe in Anspruch genommen wird.

Die Integration Integrationsverläufe jugendlicher Aussiedlerinnen und Aussiedler – verstanden als Chancen sozialer Teilhabe – werden sowohl von der Bereitschaft der aufnehmenden Gesellschaft wie von der Bereitschaft der Jugendlichen selbst bestimmt. (*Schagerl*) Dominant sind allerdings die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, darauf wird immer wieder hingewiesen. (*Strobl*) Diese Bedingungen können Integrationsprozesse fördern oder behindern, und sie scheinen eindeutig wichtiger zu sein als Persönlichkeitsfaktoren. Dies gilt vor allem, wenn die Eingliederungsambitionen von Personen gering sind. Und weil zu dieser Gruppe auch die als schwierig empfundenen »jungen Russen« gezählt werden entscheidet bei ihnen »... die Umgebung nahezu ausschließlich über den Eingliederungserfolg.« (*Strobl 5*)

Handlungskonzepte für die Integration jugendlicher Spätaussiedler berücksichtigen diese Erkenntnis inzwischen. So wird z.B. in Hamburg vom Amt für Jugend explizit die Zielstellung gleichberechtigte Teilhabe am wirtschaftlichen, politischen, kulturellen und sozialen Leben in Deutschland vorgegeben (vgl. z.B. das Konzept des Amtes bei *Töwe*). Integration ist nicht länger einseitige ethnisch-kulturelle Assimilation oder Angleichung an das Deutsche, sie wird als Herausforderung des Miteinanders angesehen. Integration ist definiert als vielschichtiger Prozess, der Jahre dauert und ein Wechselspiel ist. Nicht allein die Erwartungen der Aufnehmenden, selbst wenn diese nicht vernachlässigt werden dürfen, stehen im Mittelpunkt, die der Zuwanderer sind ebenso wichtig. Erfolgreiche Aufnahmeprozesse setzen deshalb nicht allein auf die Bereitschaft der jungen Russinnen und Russen, deutsch zu sprechen, in der Schule zu lernen, im Beruf zu arbeiten sowie das Grundgesetz und die deutschen Gesetze zu befolgen, sondern bieten auch etwas an. Ihnen muss Raum gegeben werden, ihre Andersartigkeit und Vielfalt ausleben zu können. Sie brauchen ausreichend Platz, um sich in Gewohntes zurückziehen und damit schließlich die eigene Identität stärken zu können. (*Strobl*) Die Probleme beginnen spätestens dann, wenn Aussiedler ihre Teilhabechancen in verschiedenen Bereichen als gering wahrnehmen. Besonders die im Jugendalter nach Deutschland eingereisten männlichen Aussiedler »... verfügen mittel- bis langfristig über zu wenig gesicherte Zugänge zum Beschäftigungssystem ... ihre finanziellen Verhältnisse (sind) oft nicht mit ihren Konsumbedürfnissen zu vereinbaren ... Die Formen, mit denen sie dennoch versuchen am Markt der Dienstleistungen, Güter und Unterhaltung teilzunehmen, führen sie nicht selten in die Überschuldung.« (*Giest-Warsewa 29*) Unter diesen Umständen kann es zu Marginalisierungs- bzw. Desintegrationsprozessen kommen. (*Strobl*) Und weil der Arbeitsmarkt der letzten Jahre mit den hohen Arbeitslosenzahlen auf der einen und die Entwertung der mitgebrachten Qualifikationen der

Eltern auf der anderen Seite deren Chancen, Arbeit zu finden, drastisch verschlechtert haben, sind die Teilhabechancen der Aussiedlerfamilien schlechter geworden. Dass schließlich Kinder und Jugendliche aus Aussiedlerfamilien heute häufiger als früher Sozialhilfe beziehen, so der »Erste Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung« (vgl. *Bundesregierung*), macht die schlechten Startbedingungen im materiellen Bereich deutlich.

Auch wenn »die kulturellen Besonderheiten der Aussiedler... als integrationsförderliche oder -hinderliche Faktoren eine geringere Rolle (spielen) als das landläufig angenommen wird (und) Ähnlichkeiten in der Wahrnehmung der Teilhabechancen ... insbesondere für die Erklärung von Problemverhalten entscheidender (sind) als ethnische und rechtliche Unterschiede«, sollte in Deutschland dennoch nicht darauf verzichtet werden, »...sich stärker als bisher auf die Kultur und Sprache des Herkunftslandes einzulassen und bei der sprachlichen und schulischen Förderung einen bikulturellen Ansatz zu verfolgen. Die Lernsituation sollte auf die sozialen Kontexte der Aussiedler bezogen werden.« (*Strobl 28*) Eine Verknüpfung zwischen der gleichberechtigten Teilhabe sowie der Anerkennung und Beachtung mitgebrachter Kompetenzen ist grundlegend für erfolgreiche Integrationsprozesse der Aussiedler. Dass wesentliche Schwierigkeiten aus den Unterschieden zwischen der eher individualistisch ausgerichteten deutschen und der mehr kollektivistisch ausgerichteten russischen Gesellschaft erwachsen, darauf ist bereits hingewiesen worden. Selbst wenn die Friktionen in der russischen Gesellschaft inzwischen zu einer stärkeren Ausrichtung an individualistischen Werten führen und immer mehr Kinder und Jugendliche mit den kollektiv ausgerichteten alten Strukturen kaum noch zu tun haben, trägt dies nicht unmittelbar zu erfolgreichen Integrationsprozessen bei. Denn die Schwierigkeiten der jungen Aussiedler gehen über jugendtypische Probleme deutlich hinaus. Natürlich können Ursachen schwieriger Integrationsverläufe auch teilweise im Herkunftsland begründet sein. So geben, dies wird in Projektgesprächen immer wieder berichtet, manche Jugendliche und ihre Familien offen zu, dass sie schon in Russland häufiger Probleme hatten. Dennoch wird den Jugendlichen eine doppelte Anpassungsleistung abverlangt. »Zum einen gilt es, kulturübergreifend jugendtypische, psychische und physische Entwicklungsschritte zu bewältigen und den Schritt in die Erwachsenenwelt zu vollziehen, zum anderen kommen die jungen Aussiedler mit Wert- und Normvorstellungen, die den in Deutschland vorherrschenden Standards nicht entsprechen und somit zusätzlich eine soziokulturelle Integrationsleistung in die Aufnahmegesellschaft erfordern.« (*Luff 18*)

Die meisten Hilfen für die Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedler werden durch den Bund finanziert (Artikel 120 GG). Die zur Verfügung stehenden Mittel sind im zuletzt 1998 geregelten so genannten Garantiefonds zusammengefasst. (*Bundesministerium des Inneren: Gemeinsames Ministerialblatt Nr. 6, Bonn 1998*) Mit dem Garantiefonds soll die Eingliederung junger Spätaussiedler in den Bereichen Schule, Berufsausbildung und Hochschule gefördert werden. Die Förderung richtet sich zwar immer noch auch an Schülerinnen und Schüler, rückt aber die nicht mehr schulpflichtigen Jugendlichen deutlich in den Vordergrund. Gleichzeitig werden Leistungen, Förderzeiten und Vielfalt der Angebote eingeschränkt. Zwar geht die Einschränkung der Finanzmittel mit einem Rückgang bei den Zuzugszahlen der Aussiedler einher, aber die Anzahl der Betreuungen hat sich nur unwesentlich verringert. Eine von der Praxis befürchtete Konsequenz kann sein, dass die zunehmend geringeren Sprachkompetenzen der jetzt einreisenden jungen Aussiedler nicht mehr ausreichend aufgefangen werden können. Kürzungen bei den Eingliederungshilfen und der schwierige Arbeitsmarkt tragen dazu bei, dass immer mehr Jüngere ins soziale Abseits geraten. Mitunter ist schon von einer »Asylantisierung der Aussiedler« die Rede. Die Unterbringung in ehemaligen Kasernenkomplexen oder in bei Deutschen unbeliebten Wohnblocks am Rande der Städte führen zu ethnischen Kolonien und sind gerade deshalb für die bei der einheimischen Bevölkerung ungeliebten Aussiedlerinnen und Aussiedler zu einem wichtigen Bezugssystem geworden. Diese Kolonien sind zwangsläufig stark mit dem Herkunftsland verknüpft, die mitgebrachte Kultur hat einen hohen Stellenwert. Die Akzeptanz dieser neuen spezifisch russland-deutschen Identität ist unverzichtbar. Inzwischen gibt es vielerorts Ansätze einer Jugendkultur, die als Beispiele »... für eigenständige Integrationsformen Russland-Deutscher, die der gängigen – oft eindimensionalen – Vorstellung von Integration zuwiderlaufen«, (*Holtfreter 21*) angesehen werden müssen.

Um eine russland-deutsche Identität entwickeln zu können, muss der deutsche Anteil neben der Akzeptanz des russischen behutsam und kompetent zugefügt werden. Hier sind für junge Russinnen und Russen gerade solche Personen, denen sie vertrauen können, die verbindlich und zuverlässig sind, von Bedeutung. Diese haben in der für die Jugendlichen unbekanntem Kultur, in der sie sich sprachlich nicht verständigen können, den Status eines Lotsen. Sie können Zugänge zur deutschen Gesellschaft ermöglichen. Aber Lotsen müssen nicht nur die Sprache der Zielgruppe beherrschen, sie müssen deren Kultur kennen und diese akzeptieren. Dazu gehört auch die Liebe zur Heimat (gemeint ist Russland), die im Herkunftsland wieder stärker an Bedeutung gewonnen hat. Kinder und Jugendliche

haben den Verlust ihrer »Heimat« als schmerzlich erlebt und erfahren, dass diese in Deutschland weitgehend unbekannt und oft dazu noch unbeliebt ist. Lehrkräfte und Mitschüler schenken ihr keine Aufmerksamkeit. Stattdessen werden Russisch und Russland als minderwertig angesehen, sind negativ besetzte Begriffe. Trotz der öffentlichen Propagierung kultureller Vielfalt werden ihre Kultur und Traditionen nicht (auch in der Kinder- und Jugendhilfe nicht) als Bereicherung begriffen.

Auch aus diesen Gründen ziehen sich vor allem ältere Jugendliche mit nur geringem Interesse an der Aussiedlung und mit russischer Biografie häufig schnell in eine die deutsche Kultur ablehnende Haltung zurück. Äußerungen wie »Ich will keinen Kontakt mit Deutschen, sie haben eine andere Mentalität und sind irgendwie unnormal« (Dmitrij, 21 Jahre in einem unveröffentlichten Interview), sind in bestimmten Gruppierungen von Aussiedlern nicht selten. Manche Jugendliche denken ernsthaft über eine Rückkehr nach Russland nach, auch wenn dies in der Regel kaum realistisch scheint. Die Schwierigkeiten mit Behörden, Geld, Arbeit, Wohnung, Familie, verlorenen Kontakte etc. dürften zu groß sein.

Abweichendes Verhalten von minderjährigen Aussiedlern

*Empirische Untersuchungen
zur Kriminalität von
Aussiedlerjugendlichen*

Delinquenz und Kriminalität vor allem männlicher junger Aussiedler ist nicht nur Gegenstand vieler Reportagen in den Medien, auch unveröffentlichte polizeiliche Berichte befassen sich damit. Während die Ersteren eher an Schlagzeilen interessiert sind, sollen die Berichte vor allem Beiträge zur polizeilichen Kontrolle der Kriminalität von Aussiedlern leisten. (Luff) In ihrem Mittelpunkt stehen meist einsatztaktische Vorgehensweisen und polizeiinterne Handlungsstrategien, und die Polizei ist deshalb an einer öffentlichen Verbreitung nicht interessiert. Wissenschaftliche Untersuchungen zur Kriminalität von Aussiedlerinnen und Aussiedlern in Deutschland sind bisher selten. Das liegt zum einen daran, dass diese Zielgruppe lange Zeit kaum öffentliches Interesse fand. Sie waren ja eher unauffällig und sind als Aussiedler in der Polizeilichen Kriminalstatistik (PKS) nicht extra ausgewiesen. Sie werden statistisch als deutsche Staatsbürger geführt. So liegen bisher erst zwei empirische Arbeiten zur Delinquenz und Kriminalität von Aussiedlerinnen und Aussiedlern vor, eine aus Niedersachsen und eine aus Bayern. Die niedersächsische Untersuchung bezieht sich nur auf junge Aussiedler, die bayerische auf alle Altersgruppen. Beide befassen sich aber nur mit Tatverdächtigen.

Als Erstes hat sich das Kriminologische Forschungsinstitut Niedersachsen (KFN), gestützt auf Sonderauswertungen des Landeskriminalamtes Niedersachsen sowie auf eigene Berechnungen zur niedersächsischen PKS für die Jahre 1985 bis 1996 mit der Kriminalität jugendlicher Aussiedler befasst.* Ergebnis war, dass die Tatverdäch-

*Das KFN kann nicht angeben, wie viele Aussiedlerinnen und Aussiedler unter den Tatverdächtigen sind, aber es errechnet aus der Zahl der regional jeweils zugezogenen Jugendlichen und Heranwachsenden auf der einen und der Entwicklung der Delikte in der Region auf der anderen Seite Zusammenhänge.

*Unter der TVBZ versteht das Bundeskriminalamt die Zahl der ermittelten Tatverdächtigen, errechnet auf 100.000 Einwohner des entsprechenden Bevölkerungsanteils)

tigenbelastungszahlen (TVBZ)* bei den jungen Deutschen – dazu zählen einheimische und zugewanderte – immer dort besonders stark angestiegen sind, wo es eine starke Zuwanderung von Aussiedlern gegeben hat. Und überall dort, wo der Anstieg der TVBZ schwächer war, gab es keine vergleichbare Zunahme. Aber die Untersuchung warnt vor einem Kurzschluss: »Allein aus der Tatsache, dass die Kriminalität der jungen Deutschen dort stärker angestiegen ist, wo es eine hohe Zuwanderung der Aussiedler gegeben hat, kann nicht gleichsam automatisch gefolgert werden, dass die Aussiedler selbst auch Hauptverursacher der Entwicklung sind.« (Pfeiffer 1997, 47) Allerdings wird dann doch in den schwierigen Lebenssituationen junger Aussiedler ein geeigneter Ansatz gesehen, um die festgestellten Unterschiede der Kriminalitätsentwicklung zu erklären.

Wegen der unbefriedigenden Datenlage und wegen der zunehmenden öffentlichen Diskussion um die gewalttätigen kriminellen Aussiedler hat die »Kriminologische Forschungsgruppe der Bayerischen Polizei« (KFG) vom Bayerischen Staatsministerium des Inneren den Auftrag erhalten, das Phänomen der »... polizeilich registrierten Kriminalität von Spätaussiedlern« zu untersuchen. (Luff 8) Die bayerische Untersuchung geht methodisch differenzierter vor. Sie stützt sich auf fünf bayerische Regionen, die zwar für Bayern nicht repräsentativ sind, in denen aber der Anteil der Aussiedler in der Gruppe der deutschen Tatverdächtigen am höchsten war. Weil Aussiedler als deutsche Staatsbürger erfasst werden, können sie in der Statistik nur anhand ihres Geburtsortes identifiziert werden. Datenbasis waren die Bayerische PKS für 1997, 1998 sowie erste Tendenzen für 1999 und es wurde eine ergänzende Längsschnittuntersuchung durchgeführt. Auswertungen von Polizeiakten, eine eigenständige Fragebogenerhebung zu tatverdächtigen Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen sowie eine Sonderauswertung in den Städten Fürth, Ingolstadt, Nürnberg, Schweinfurt und im Landkreis Mühlendorf kamen hinzu. Grundsätzlich gilt auch für die polizeilich registrierten tatverdächtigen minderjährigen Aussiedlerinnen und Aussiedlern in Bayern: Sie sind vor allem männlich, denn Mädchen und junge Frauen sind deutlich weniger auffällig. Dies hängt vermutlich damit zusammen, dass junge Migrantinnen die Belastungen kritischer Lebensereignisse – darauf deuten auch Erkenntnisse aus der Frauenforschung hin – äußerlich unauffälliger verarbeiten als junge Männer. (Mies-van Engelshoven 2000) Sie richten ihre Verhaltensauffälligkeiten nicht nach außen, sondern vor allem nach innen. Sie fallen weniger aus der Rolle als junge Männer und finden deshalb in der Öffentlichkeit auch kaum Beachtung.

In Bayern, und vermutlich gilt dies für Deutschland insgesamt, werden junge männliche Aussiedler – so die Untersuchungsergebnisse – meist einfacher Diebstähle verdächtigt. »Der Mythos vom alkoholisierten und überdimensional gewalttätigen tatverdächtigen Aussiedler kann ... zumindest für den Zeitpunkt der Straftatbegehung nicht bestätigt werden.« (Luff 191) Dies gilt für die Altersgruppen Kinder, Jugendliche, Heranwachsende sowie für die jungen Erwachsenen. In den Untersuchungsregionen wurden fast zwei Drittel der polizeilich erfassten tatverdächtigen Kinder (74,6 % bei den 6- bis unter 10-Jährigen und 73,3 % bei den 10- bis unter 14-Jährigen) 1998 »nur« eines einfachen Diebstahls beschuldigt. Bei den Jugendlichen waren es immerhin noch mehr als jeder Zweite (53,1 Prozent). »Neben dem einfachen Diebstahl sind innerhalb der Gruppe der 14- bis 17-Jährigen tatverdächtigen Aussiedler mit beträchtlichem Abstand lediglich noch die sonstigen Straftatbestände gemäß Strafgesetzbuch (StGB) ... sowie die Rohheitsdelikte (20,8 Prozent) von zahlenmäßiger Bedeutung.« (Luff 51) Der größte Teil der Verstöße gegen die strafrechtlichen Nebengesetze (22 %) sind die Rauschgiftdelikte. Während diese bei den Jugendlichen in deren »Straftatenprofil« nur eine untergeordnete Rolle spielen (hier dominiert vielmehr die Straßenkriminalität), rücken sie bei den Heranwachsenden und jungen Erwachsenen deutlich in den Vordergrund. Umgekehrt verliert die Gewaltkriminalität mit zunehmendem Alter quantitativ immer mehr an Bedeutung, und dies auf der Basis von ohnehin relativ geringen Fallzahlen. Und schließlich gibt es ähnliche Vermutungen wie bei den einheimischen deutschen Jugendlichen, dass nämlich eine eingeschränkte Anzahl von marginalisierten männlichen Migranten in den sozialen Brennpunkten großer Städte relativ viele Delikte begehen. Es fällt auf, dass der Anteil der männlichen Aussiedler bei den Tatverdächtigen im Alter von 10 bis 20 Jahren deutlich höher ist als der in Deutschland Geborenen und der Nicht-Deutschen. Mehr als jeder Vierte tatverdächtige männliche Aussiedler (26,1 %) ist zum Zeitpunkt der Tat noch nicht volljährig.

Die bayerische Untersuchung liefert für eine Dramatisierung der Kriminalität von Aussiedlern keine Anhaltspunkte. Allerdings, und darauf weist die Studie auch hin, könnten sich hinter den Zahlen Tendenzen verbergen, die aufgrund der Anlage der Untersuchung nicht deutlich werden können. Aus zahlreichen Praxisberichten wird nämlich gefolgert, dass Delinquenz und Kriminalität der in den letzten Jahren zugewanderten Kinder und Jugendlichen größer sind als bei den zuvor gekommenen. Hierzu kann die bayerische Untersuchung keine Aussagen machen, weil der Zeitpunkt der Übersiedlung in der Erhebung keine Rolle spielte. Allerdings gibt es einen Hinweis, der diese Tendenz belegen könnte, denn 1997 war »... jeder zweite tatverdächtige Aussiedler unter dreißig Jahre alt (51,0 %), im

Jahr darauf traf dies bereits auf 55,2 % der Tatverdächtigen zu.« (Luff 49) Dies könnte die These von den immer schwierigeren »jungen Russen« stützen.

Auch der »Erste Periodische Sicherheitsbericht«, den die Bundesministerien des Inneren und der Justiz im Juli 2001 vorgelegt haben, kommt zu dem Schluss, dass es »... generell keine besonders erhöhte oder qualitativ besonders schwere ›Aussiedlerkriminalität‹ im Vergleich zur alteingesessenen Bevölkerung« gibt und dass sich »... die Straftatenproblematik ... auf junge männliche Spätaussiedler der ›letzten Welle‹ ab Mitte der 90er-Jahre konzentriert.« (*Bundesministerium des Inneren 321*) Allerdings bleibt auch der Sicherheitsbericht einen empirisch abgesicherten Beleg schuldig.

Gewalterfahrungen Männliche junge Aussiedler fallen, dies ist eine immer wieder vorgebrachte Klage von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Freizeiteinrichtungen, in Konflikten durch ihr ungewöhnlich aggressives und brutales Verhalten auf. Dies bestätigen auch Polizisten, manchmal auch Lehrkräfte aus Schulen und hin und wieder Trainer in Sportvereinen. Gewalt, Schlägereien und Brutalität prägen das Bild dieser Gruppe schließlich auch in den Medien. Dann aber wird auch über eine gewisse Verblüffung der jugendlichen Aussiedler berichtet, wenn sie mit ihren Taten konfrontiert werden. Für sie ist körperliche Gewalt in Auseinandersetzungen und bei Streit normal. Sie finden ihre Reaktionen angemessen und nicht ungewöhnlich, halten sie für richtig. Die meisten jungen Männer (und auch viele Frauen) akzeptieren diese Konfliktlösung. Körperliche Stärke, Kraft und Härte sind für sie wichtig, dienen in vielen Lebenslagen als Orientierung und bieten Sicherheit. Das Verhalten ist männlich und normal. Werden sie provoziert und in ihrer Ehre verletzt, dann wird erwartet, dass sie sich so verhalten, andere Reaktionen sind nicht angemessen, gelten nicht als männlich.

In Russland ist das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen schon immer eng mit autoritären Strukturen verbunden. In Familien und Schulen ist die Vermittlung konservativer und patriarchalischer Werte unhinterfragt alltäglich, gilt als normal. Jungen werden von klein an (vgl. z.B. den Beitrag von *Ruttner* in diesem Band) intensiv auf die Rolle des Beschützers der Frauen und der Familien vorbereitet. In den Familien verkörperte der Vater die Autorität, in den Schulen tun dies die Lehrkräfte. Die Anwesenheit von Autorität und deren Respektierung zieht sich durch die ganze russische Gesellschaft, auch Betriebe und Arbeitsleben sind stark hierarchisch organisiert. Trotz aller Umbrüche werden Autoritäten in Russland von der Bevölkerung auch heute noch weitgehend widerspruchslos akzeptiert. Zwar hat der Staat einen Teil seiner Dominanz, die er zu

Zeiten der Sowjetunion hatte, verloren, aber die Lücke ist schnell durch unternehmerische (kapitalistisch orientierte), nicht selten auch halblegale oder illegale Autoritäten ersetzt worden. Gerade in der Übergangsgesellschaft mit ihren vielen rechtsfreien und gesetzlosen Sektoren herrscht häufig das Recht des Stärkeren. Kinder und Jugendliche haben also auch im postsowjetischen Russland Stärke, Macht, körperliches Durchsetzungsvermögen und Gewalt als alltäglich und normal erlebt. Selbst im »... privaten Umfeld, in den Familien, den Schulen, der Nachbarschaft stiegen die gewalttätigen Auseinandersetzungen... an.« (Dietz 37) Und in fast allen Nachfolgestaaten der Sowjetunion kommen gewaltsam ausgetragene ethnische Konflikte hinzu, von denen auch Kinder und Jugendliche mittelbar und unmittelbar betroffen sind. Von solchen traumatisierenden Erfahrungen sind einige Aussiedlerinnen und Aussiedlern gezeichnet.

Große Bedeutung hat in Russland im Kontext Gewalt auch der fast ausschließlich unter Männern verbreitete Alkoholismus. Die traditionelle Erwartung, dass ein Mann trinkfest sein muss, richtet sich an fast alle Jungen und jungen Männer. Wer viel trinkt und viel verträgt, ist ein richtiger Mann. Der hohe Alkoholkonsum gehört quasi zum Initiationsritus russischer Männer. Und getrunken wird vor allem Hochprozentiges. Schon Jugendliche trinken auch nach der Übersiedlung in Deutschland häufig Wodka. Alkohol enthemmt und hebt Grenzen auf, die dann durch die Anwendung von Gewalt wieder neu gesetzt werden müssen. Viele Schlägereien wären ohne Alkohol nicht denkbar.

Für die männlichen Jugendlichen kommt der zweijährige Militärdienst in der Roten Armee erschwerend hinzu. Weil es in Russland kein Recht auf Wehrdienstverweigerung gibt, können junge Männer dem Militär kaum ausweichen. Die Brutalität im Umgang mit den Rekruten, die vielen Übergriffe auf Wehrpflichtige, nicht selten begleitet von Todesfällen oder Suiziden, sind weltweit berüchtigt. Auch in der russischen Bevölkerung und schließlich selbst bei den staatlichen Organen erzeugt dies Ängste und Sorgen. »Von der militärischen Staatsanwaltschaft in Russland wird die schlechte Behandlung der neu eingezogenen Jahrgänge durch die älteren Wehrpflichtigen als größtes Problem der russischen Armee bezeichnet.« (Dietz 37) Zum Selbstschutz härten junge Männer in den Jahren vor dem Wehrdienst, und dies mit ausdrücklicher Billigung und Unterstützung der Eltern, ihren Körper ab, trainieren Kraft und wollen so vermeiden, in der Armee zu Opfern oder Unterdrückten zu werden.

Für Jungen scheint die Übersiedlung in der Pubertät problematischer als für Mädchen. Während die Entwicklung weiblicher Identität in

Russland vor allem in den Familien geschieht, findet die Entwicklung der männlichen wesentlich außerhalb der Familie statt. In Deutschland aber werden die Jungen nach der Aussiedlung mit einer Außenwelt konfrontiert, die für sie unübersichtlich ist, kaum Orientierung bietet und die deshalb die Herausbildung männlicher Identität erschwert. Wenn es dann noch zusätzlich familiäre Probleme gibt, und Eltern berichten häufiger, dass sie schon in Russland Schwierigkeiten mit der Erziehung der Jungen hatten, fällt die Familie als Unterstützung weitgehend aus. Und der Vater, der arbeitslos in der Küche sitzt, trinkt und sich bemitleidet, kann auch kein Vorbild sein. Für die Väter lässt sich in der Migration insgesamt ein deutlicher Statusverlust beschreiben. Verunsichert und frustriert bleiben den Jungen die gewohnten Muster, vor allem die traditionelle Männlichkeit: Männer sind hart gegen sich und andere; sie können sich körperlich behaupten und durchsetzen; sie sind solidarisch zu Freunden; und schließlich – für Jungen ganz wichtig – sie haben große sexuelle Potenz und sind extrem trinkfest. Damit sichern sich die Jungen Respekt und Anerkennung bei den anderen Aussiedlern, finden Bestätigung und Sicherheit und können sich gegenüber der deutschen Gesellschaft abgrenzen.

Diese große Härte, die Stärke und das Durchsetzungsvermögen sind auch in der eigenen Gruppe wichtig. Schließlich muss sich jeder junge Mann auch im Verhältnis zu den anderen jugendlichen Aussiedlern positionieren, er muss seinen Platz finden und Macht erringen. Das wird von jedem Jungen erwartet, alle akzeptieren die körperliche Stärke als Regulativ. Die Regeln sind einfach und klar, die Stärke ist für die Rangfolge in der Gruppe entscheidend. So werden Privilegien, Rechte und Pflichten vergeben.

Weil in Deutschland Unsicherheiten und häufige Misserfolge das Selbstbild des starken Mannes permanent ins Wanken bringen, sind die Jungen gezwungen, immer wieder eine Justierung vorzunehmen, die Rangfolge neu auszuhandeln. Ein Maßstab für diese Justierung sind die einheimischen deutschen und die ausländischen Jugendlichen. Allerdings sind Schlägereien mit diesen Jugendlichen vergleichsweise selten, sieht man von den Kämpfen mit rechten Jugendlichen ab. Mit denen gibt es, dies wird aus ostdeutschen Städten berichtet, immer wieder Auseinandersetzungen. In der Regel haben die deutschen und die ausländischen Jungen Respekt vor den Russen, vor deren Stärke und Mut, sind eher vorsichtig und versuchen, Provokationen zu vermeiden. Konflikte entstehen und eskalieren meist ohne Absicht. Manchmal beginnen sie mit Fehleinschätzungen oder sie entstehen im Affekt. Es wird jedoch angenommen, dass sich in letzter Zeit Änderungen vollziehen. Aus Projekten wird in letzter Zeit über eine Zunahme der Auseinandersetzungen zwi-

schen jungen Aussiedlern und einheimischen oder ausländischen Jugendlichen berichtet. (*Bundesministerium des Inneren*) Vor allem bei den Deutschen sind – so die Einschätzungen vieler junger Aussiedler – Gefühle von Macht und Überlegenheit billig zu haben, denn »Hans« (so ein Spitzname für die Deutschen) ist nach Meinung der Aussiedler fast immer feige.

Ein anderer, eher nach innen gerichteter, Maßstab ist die eigene Gruppe. Hier werden über Stärke Rangfolgen und Privilegien vergeben, wird der Platz im wichtigen Bezugssystem der Gleichaltrigen festgelegt. Wenn Jugendliche betrunken sind, wenn ihre Wahrnehmung eingeschränkt ist und wenn sie deshalb die Lage falsch einschätzen, dann kommt es zu Schlägereien. Hin und wieder werden die Positionskämpfe aber auch bewusst gesucht. Irgendeine Beleidigung, von den deutschen Fachkräften oft nicht als solche verstanden, also ein Angriff auf die Ehre, steht fast immer am Beginn von Auseinandersetzungen. Der Jugendliche muss dann seine Ehre verteidigen und darf auf gar keinen Fall kneifen. Weicht er dennoch aus, gilt er nicht als Mann. Er gefährdet seinen Ruf und seinen Rang in der Gruppe. Dann wird er von anderen schnell weiter unter Druck gesetzt, eine Spirale setzt ein und er läuft Gefahr, ganz unten zu landen. Zwar kann er im Falle einer Niederlage seinen Rang und die damit verbundenen Privilegien verlieren, aber letztlich gewinnt er als Verlierer mehr als wenn er ausweicht. Denn selbst als Verlierer hat sich der Jugendliche als Mann bewiesen. Dann heißt es, er kann einstecken und Schmerzen ertragen, und auch das gehört zur Männlichkeit dazu.

Das rigide Männlichkeitsbild der jungen Aussiedler lässt ihnen kaum Alternativen zur körperlichen Auseinandersetzung. Dies ist den einheimischen pädagogischen Fachkräften oft nicht bewusst und in der Regel ist ihnen dieses Verhalten unangenehm. Selbst männliche Fachkräfte können damit kaum umgehen. Sie haben nur selten eigene Erfahrungen mit Gewalt oder Schlägereien, haben sich selbst noch nie geprügelt und besitzen im Umgang damit keinerlei Kompetenzen. Gewalt verunsichert sie, Schlägereien machen ihnen Angst. Sie lehnen das Verhalten der Jugendlichen ab und schließlich auch die Jugendlichen selbst. Sie finden deshalb keinen Zugang zu den Jungen. Erschwerend kommt in Einrichtungen das Alkoholproblem hinzu. Alkohol ist unter den als schwierig bezeichneten Jugendlichen weit verbreitet. Trinkfestigkeit hat auf der Männlichkeits-Skala einen hohen Stellenwert. Zugleich ist Alkohol aber fast immer ein hartes Ausschlusskriterium in den Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe und darf z. B. auf Veranstaltungen offiziell nicht konsumiert werden.

Polizei Bei vielen jugendlichen Aussiedlern fällt »... das häufig anzutreffende konsequente Abschottungsverhalten gegenüber der Polizei (auf). Konflikte werden gewöhnlich intern geregelt, sodass sich die Anzeige- sowie auch Aussagebereitschaft nur in äußerst engen Grenzen hält.« (Kreven 12) Dies resultiert im Wesentlichen aus der Erfahrung, dass die Polizei in der Sowjetunion ebenso wie in den Nachfolgestaaten vor allem ein Kontroll- und Herrschaftsinstrument war und ist. Rigides Durchgreifen, Gewalt gegen Jugendliche in den Milizstationen und bei Kontrollen werden von Jugendlichen und russischen Fachkräften offen berichtet. Aus den Zellen der Miliz werden sie oft verängstigt und verletzt entlassen oder in die Gefängnisse überstellt.

Die Polizei in Deutschland ist anders. Gesetzesverstöße sind eher selten und gibt es sie, werden sie oft berichtet und offiziell verfolgt. In der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen hat die Polizei in den letzten Jahren verstärkt auf Prävention gesetzt, ihre Angebote verändert und ausgebaut. An kommunalen Veranstaltungen und Bürgerfesten oder an innovativen Angeboten wie Streetball um Mitternacht sind Jugendbeamte oder andere Polizisten beteiligt. Häufig wurden und werden solche Neuerungen sogar durch die Polizei initiiert. Diese Polizei ist den Aussiedlerjugendlichen unbekannt und unverständlich. Mit der Polizei verbinden sich für sie in erster Linie die Erfahrungen im Herkunftsland und dies gilt auch für die Familien. Sie stehen der Polizei ebenfalls reserviert gegenüber, mit der will man nichts zu tun haben und die meisten Familien versuchen, ihre Konflikte eher intern zu lösen. »Nur nicht auffallen«, ist die Devise. Wird die Polizei dann aber z. B. zu einer Schlägerei im Umfeld einer Disco oder in einem Freizeithaus gerufen, dann ändert sich das Bild rasch. Das erste Polizeiauto umkreist manchmal minutenlang ein Freizeithaus und die Beamten steigen nicht aus, sie warten auf die angeforderte Verstärkung. Erst wenn diese eingetroffen ist, greifen sie ein. Viele deutsche Polizisten haben nämlich großen Respekt vor der Brutalität und Kampfbereitschaft der jungen Aussiedler, sie fürchten sie geradezu. Deshalb erscheint die deutsche Polizei den jungen Aussiedlern häufig als schwach, feig oder weich. Und dann verhalten sich die Jugendlichen häufig furcht- und respektlos, weil »... sich die deutschen Polizeibeamten durch eine viel weniger strenge Haltung auszeichnen, als man es von den entsprechenden Behörden in den GUS-Staaten gewohnt ist.« (Kreven 12)

Aber die jungen Aussiedler erleben die deutsche Polizei auch anders. Denn viele Polizisten sehen diese Jugendlichen – ähnlich wie Öffentlichkeit und Medien – in erster Linie als ein potenzielles Sicherheitsrisiko. Schlägereien und anderes auffälliges Verhalten prägen die polizeiliche Wahrnehmung der jungen Aussiedler. Sie

werden als kriminell und gewalttätig eingeschätzt, deshalb müssen sie auch häufiger überprüft und intensiver kontrolliert werden als einheimische Jugendliche. Beschwerden jugendlicher Aussiedler über die permanenten polizeilichen Kontrollen ohne konkreten Anlass sind in den Projekten häufig. Meist reicht schon ein anderes Aussehen (Glatze, breitschultrig), die fremde Sprache, manchmal auch, dass sie sich an bestimmten Orten (z. B. an Bushaltestellen oder in der Nähe einer Russendisko) aufhalten, und schon werden diese Jugendlichen angehalten und durchsucht. Junge männliche Aussiedler erleben in Deutschland, dies gilt allgemein, eine andere Kontrollrealität als einheimische Jugendliche. Und weil die jungen Aussiedler schnell mit Kriminalität (Russenmafia) in Verbindung gebracht werden, zeigt auch die einheimische Bevölkerung, so wird vermutet, diese Jungen schneller an. Denn sie halten sich in Gleichaltrigengruppen auf Straßen oder Plätzen auf, wo sie öffentlich präsent und auffällig sind. Sie werden von Polizei und einheimischer Bevölkerung argwöhnisch beobachtet. Und schnell wird die Polizei gerufen, oft zu Anlässen, die bei einheimischen Jugendlichen weniger Aufmerksamkeit erregen. So kann angenommen werden, dass das Dunkelfeld bei den jungen Aussiedlern kleiner ist als bei den einheimischen deutschen Jugendlichen. Darauf weist auch der Erste Periodische Sicherheitsbericht hin: »Es gibt Anzeichen dafür, dass ... ethnisch selektives Anzeigeverhalten ... zu einer überproportionalen Aufdeckung der Taten von jungen Aussiedlern beiträgt und damit die offizielle Kriminalitätsbelastung im Vergleich zu anderen Gruppen höher erscheinen lässt als es der Fall wäre, wenn das Dunkelfeld gleichmäßig ausgeschöpft würde.« (*Bundesministerium des Inneren* 329)

Jugendstrafvollzug Männliche Aussiedler sind in vielen Jugendstrafvollzugsanstalten inzwischen zu einer beachtlichen Gruppe mit auffälligem Verhalten angewachsen. Dies wird auch öffentlich wahrgenommen und mit Sorge betrachtet. (*Klare*) Allerdings wird der Anstieg erst seit etwa 1997 dokumentiert. Bis dahin wurden die jugendlichen Aussiedler höchstens von den Fachkräften im Strafvollzug als Problemgruppe angesehen. Über die strafgefangenen Aussiedler gibt es keine bundesweiten Zahlen. Viele sind deutsche Staatsbürger und werden deshalb statistisch nicht gesondert erfasst.

Aber es gibt inzwischen Berichte aus dem Jugendstrafvollzug, die auf die Brisanz des Themas hinweisen. So hat DER SPIEGEL recherchiert, dass die jungen Spätaussiedler »... in einigen Anstalten über 20 % der Insassen, das ist etwa das Dreifache ihres Anteils an dieser Altersgruppe in Deutschland« (*Klare* 42) stellen. In der Jugendstrafanstalt Hameln war noch Anfang 1998 nur etwa jeder zehnte Strafgefangene Aussiedler. Dies stimmte in etwa mit den Zahlen überein,

die das KFN 1998 bundesweit erhoben hatte. Der ermittelte Durchschnittsanteil in den Jugendstrafanstalten betrug damals 8,8 %, wobei die Zahlen im einzelnen zwischen 4 % und 14 % lagen. (*Pfeiffer 1999*) An der Befragung haben sich 19 der 26 deutschen Jugendstrafanstalten beteiligt. Seitdem sind die Zahlen rasant gestiegen; derzeit machen in Hameln junge Aussiedler etwa 16 % der Gesamtbelegung aus. (*Bieler*)

Zum Zeitpunkt der Inhaftierung, darin decken sich die Aussagen, sind die Jugendlichen in der Regel etwa zwei bis vier Jahre in Deutschland. Dies stimmt in etwa auch mit den bayerischen Zahlen zur registrierten Kriminalität überein. Nach den Ergebnissen haben die tatverdächtigen Spätaussiedler ihre erste offiziell registrierte Straftat im Schnitt etwa zwei Jahre nach ihrer Einreise begangen. (*Luff*) Die Inhaftierungszeiten liegen derzeit meist zwischen zwei und fünf Jahren. Verurteilt werden die jungen Aussiedler insbesondere wegen Eigentumsdelikten, wegen Straftaten gegen Leib und Leben und wegen Rauschgiftdelikten. Zugenommen haben in letzter Zeit vor allem Sexualstraftaten, Raub sowie Straftaten gegen Leib und Leben. Aus Hameln wird berichtet (*Bieler*), dass es bei den Verurteilungen der Jugendlichen zunehmend zu längeren Haftstrafen (bis zu sieben Jahren) kommt. Es wird vermutet (vgl. den Beitrag von *Walter* in diesem Band), dass Strafen für junge Aussiedler seltener zur Bewährung ausgesetzt werden, als dies bei einheimischen Jugendlichen der Fall ist. Auch ambulante Maßnahmen und Diversion scheinen bei ihnen deutlich weniger zur Anwendung zu kommen. Ein Grund dafür kann darin gesehen werden, dass die Jugendhilfe wie auch die Jugendgerichtshilfe vor der Verurteilung kaum Kontakte zu den jungen Aussiedlern hatten. Hinweise auf solche Kontakte lassen sich nämlich weder in den Strafurteilen noch in den Personalakten der Gefangenen finden. (*Bieler*) Vermutlich hängt dies wiederum mit ihrem relativ kurzen Aufenthalt in Deutschland zusammen. Weil die Zeit zwischen dem ersten aufgefallenen Delikt und der Inhaftierung nur kurz ist, können sie anders als einheimische Jugendliche kaum Jugendhelferkarrieren haben. Dazu kommt, dass die Jugendhilfe vor allem in den Wohngebieten der Aussiedler bisher nur wenig präsent zu sein scheint. Und weil viele Verfahren, so wird aus Adelsheim berichtet, meist abgekürzt sind, finden sich Erkenntnisse der Jugendhilfe wie Angaben zu Herkunft und Hintergrund der Jugendlichen in den Strafurteilen nur sehr selten.

Spezialisierte Angebote wie z.B. die Unterbringung in sozialtherapeutischen Stationen stehen den Aussiedlerjugendlichen kaum offen, weil sie die Zugangsvoraussetzungen nur selten erfüllen. Ihre deutschen Sprachkenntnisse reichen dazu nicht aus. Und spezielle Angebote für diese Jugendlichen sind bisher erst ansatzweise ent-

wickelt worden und noch viel zu wenig verbreitet. In der Haft kapseln sich die jungen Aussiedler rasch ab, fallen durch Gruppenbildung und rigide subkulturelle Normen auf. Viel stärker als andere ethnische Gruppen schließen sie sich hermetisch von den anderen ab. Sie halten eng und bedingungslos zusammen, haben eigene Vorstellungen von Gerechtigkeit entwickelt und verachten jedes Anzeichen von Schwäche. Es gibt Indizien, dass die Gesetze der »Bewegung der Diebe« (*Otto*; Auszüge bei *Klare 43*), die bei Durchsuchungen in mehreren Gefängnissen gefunden wurden, den Status allgemein verbindlicher Regelungen haben und sich unter den gefangenen Aussiedlern immer weiter ausbreiten. In diesem »Ehrenkodex der russischen Mafia«, nach denen sich alle inhaftierten männlichen jungen Aussiedler richten müssen, auch außerhalb des Knasts, werden z. B. Gemeinschaftskassen (Obschtschak) gefordert, Rangfolgen festgelegt, Informations- und Schmuggelwege sowie ein Netz für die Haftentlassenen organisiert. Sie lehnen ehrlose Täter, wie Vergewaltiger oder Kinderschänder strikt ab: »für solche Ratten gibt es keinen Platz unter uns.« (*Otto 129*; *Klare 43*)

Sie weigern sich strikt deutsch zu sprechen, reden untereinander nur russisch und verhalten sich aggressiv. Der Einfluss des stark traditionalistisch ausgerichteten Männlichkeitsbilds der russischen Gesellschaft ist prägend. Die Gruppen sind streng hierarchisch organisiert, kaum ein Neuankömmling kann sich dem entziehen. Jeder bekommt seinen Platz zugewiesen. Körperverletzungen und sexueller Missbrauch sind in den Gruppen Disziplinierungsmittel. Es wird vermutet, dass diese Gruppen auch zwischen den Anstalten eng miteinander vernetzt sind. So dienen z.B. Tätowierungen als überall anerkannte Rangabzeichen.

Und weil »... die Bediensteten und Polizei versuchen, uns Menschen zu brechen ...« (*Otto 129*), gilt ein konsequentes Verbot jeglicher Zusammenarbeit mit dem Staat und seinen Vertretern. Und dieses Verbot wird gegenüber einzelnen Jugendlichen auch mit Gewalt durchgesetzt. Gewalt gilt für gefangene Aussiedler im Strafvollzug als legitimes Mittel, um individuelle oder gemeinschaftliche Interessen durchzusetzen. Und der Gruppendruck ist so stark und weitreichend, dass er sich auch auf nicht inhaftierte Angehörige beziehen kann. Diese sind so stark eingebunden, dass sie in einzelnen Fällen sogar Drogen einschmuggeln mussten, um Schaden von ihren einsetzenden Verwandten abzuwenden. Diese rigide Abgrenzung der Aussiedler von den anderen Strafgefangenen und vom Personal gibt ihnen im Vollzug zwar ein gewisses Maß an Sicherheit, aber die Integrationschancen in die deutsche Gesellschaft – z. B. über das Erlernen der deutschen Sprache – werden vertan. Und außerdem liegt bei der starken Fixierung auf die eigene Gruppe das Risiko von Ban-

denbildung und Bandenkriminalität nahe. Diese Jugendlichen definieren sich ausschließlich als Russen. Sie betonen ihre Andersartigkeit, leben nach eigenen Regeln und halten ihre Ehre hoch. Auf empfundene Beleidigungen reagieren sie schnell mit körperlicher Gewalt.

Der Kontakt zur Familie, die meisten Jugendlichen haben vor dem Strafantritt bei den Eltern gelebt, ist während der Haft intensiv. Die vorliegenden Informationen deuten auf äußerlich intakte Elternhäuser hin. In Hameln lebten z. B. nur wenige Jugendliche vor der Haft mit nur einem Elternteil zusammen. Nach der Entlassung kehren die meisten auch in das Elternhaus zurück, was allerdings mit Problemen verbunden sein kann. Denn viele Eltern haben Erwartungen an ihre Kinder, denen diese in der Freiheit oft nicht nachkommen können. Sie haben auch in der Haft ihre Kontakte ins Milieu nicht aufgegeben und immer wieder müssen die Eltern machtlos zusehen, wie ihre Söhne dort wieder Anschluss suchen und finden. Aber selbst dann noch halten die meisten Eltern weiterhin zu ihren Söhnen.

Kontakte zu landsmannschaftlichen Vereinigungen, die als Netzwerke inzwischen mehr an Bedeutung gewonnen haben, bestehen während der Haft kaum, die Gefangenen werden von den Aussiedlern mit weniger Integrationsproblemen eher ablehnend betrachtet.

Wegen ihrer Gruppenorientierung wollen die jungen Aussiedler möglichst zusammen untergebracht werden. Sie sind gern unter sich und strukturieren ihren Alltag so weit wie möglich selbst. Die geltenden Regeln und Hierarchien, in denen festgelegt ist, wer welche Aufgaben übernimmt sind für die Vollzugsbeamten im Umgang mit diesen Jugendlichen manchmal problematisch. Einige Jugendliche können aufgrund ihrer Stellung in der Hierarchie bestimmte Aufgaben nicht übernehmen, bleiben trotz vieler Bemühungen des Personals stur. So weigern sich z. B. Jugendliche, die in der Hierarchie weit oben stehen, konsequent, Toiletten oder Duschen zu reinigen. Und wenn dann keine Seite nachgibt oder nachgeben kann, ohne das Gesicht zu verlieren, eskalieren Konflikte, ohne dass es eine Lösung geben kann. Bisher haben die Vollzugsbeamten oder andere Beschäftigte im Strafvollzug häufig durchgegriffen und intern gestraft. Inzwischen, nachdem deutlich wurde, dass so keine Probleme gelöst werden können, werden neue und ungewöhnliche Wege gesucht. So will eine Haftanstalt den Reinigungskonflikt lösen, indem eine für alle Reinigungsarbeiten zuständige anstaltsinterne Brigade installiert wird. Das bedeutet, dass die Jugendlichen, die ohne Gesichtsverlust nicht reinigen können, ausgespart werden. Einige Jugendliche nehmen am Schulunterricht teil, auch wenn er ihnen fremd ist und theoretisches Wissen ihnen eher unwichtig erscheint.

An Arbeit und Berufsausbildung dagegen sind sie deutlich mehr interessiert, vor allem an handwerklichen Tätigkeiten. Problematisch wird es in Schule und Werkstatt immer dann, wenn die Gruppen sich nicht an den Vorgaben ausrichten sondern eigene Ziele durchdrücken wollen. Außerdem sind Drogenkonsum und Missachtung anstaltsinterner Regeln häufig Ausschlusskriterien, sodass z. B. in der Jugendanstalt Hameln viele jugendliche Aussiedler arbeitslos sind.

In der Freizeit betreiben die Jugendlichen auch in den Haftanstalten vorzugsweise Kraftsport. Der eigene Körper wird gestählt, ein kraftvoller Körper gilt als Ausweis der Männlichkeit. Der Hofgang ist für viele nicht nur die einzige Möglichkeit nach draußen zu kommen, vielmehr ist dies auch ein wichtiger Ort, die Stärke der Russen gegenüber den anderen Ethnien, derzeit besonders gegenüber den kaum organisierten Türken oder Deutschen sowie den ebenfalls gewaltbereiten Albanern, zu demonstrieren. »Hier in Deutschland gibt es genug Russen in den Gefängnissen und in den Revieren, damit wir unsere (gemeint ist die »russische«, H.S.) Sache durchsetzen können.« (Klare 43)

Problematisch ist in allen Jugendgefängnissen der extrem hohe Drogenkonsum der jungen Aussiedler. Im Jugendgefängnis Wiesbaden sollen 38 der 40 deutsch-russischen Häftlinge heroinabhängig sein. (Klare) Obwohl fast alle Jugendlichen in der Freiheit viel Alkohol getrunken haben, spielt er in der Haft nur eine untergeordnete Rolle, denn er ist aufgrund des notwendigen Volumens deutlich schwerer zu schmuggeln als die leichteren Drogen. Der Drogenmarkt, so der Eindruck aus Adelsheim (vgl. den Beitrag von Walter in diesem Band), scheint fest in der Hand der Aussiedler. Geschmuggelt wird über alle möglichen Außenkontakte, wann immer es geht. Deshalb haben Aussiedler auch deutlich weniger Ausgang oder Urlaub als andere Gefangene, dies wird auch aus anderen Jugendgefängnissen berichtet. Das heißt, dass Aussiedler deutlich schlechter auf die Entlassung vorbereitet werden als andere Gruppen.

Zentrales pädagogisches Ziel im Strafvollzug ist die Erziehung zu sozial kompetenten und autonomen Individuen. Die Angebote sind individuell ausgerichtet und bei den Aussiedlern kommen zusätzliche Hilfen zur »...Umorientierung von einer traditionellen Gesellschaft mit externer auf eine moderne Gesellschaft mit interner Verhaltenskontrolle ...« (Bieler) hinzu. Die deutschen Sprachkenntnisse werden deshalb gefördert, ohne dass die russische Sprachkompetenz ignoriert wird. Allerdings behindert gerade der Gruppenzwang und die eigene Identität als »Russe« die Sprachkurse erheblich.

Im Gegensatz zum Gruppenzwang unter den Aussiedlern wird das Prinzip der freiwilligen Teilnahme an der Betreuung besonders betont. Mit motivierten Jugendlichen lässt sich besser arbeiten. Die Brückenstelle in Hameln beschreibt ihre Rahmenziele, mit denen die ausgesiedelten Jugendlichen mit Ansätzen der Jugendhilfe in Gesellschaft und Beruf integriert werden sollen, wie folgt:

- »1. Entwicklung eines eigenständigen Angebots der Jugendsozialarbeit in Kooperation mit der Straffälligenhilfe.
2. Aufbau einer Kontaktstelle innerhalb der Jugendanstalt als Bindeglied zu den Ressourcen in den Lebenswelten (Wohn-, Heimat- und Entlassungsorte) der Jugendlichen.
3. Die Umsetzung von integrationsvorbereitenden Hilfen für die ausgesiedelten Jugendlichen. Sie sollen vor der Entlassung mit der Erstellung von individuellen, realistischen Förder- und Entwicklungsplänen unter Berücksichtigung der anstaltsinternen Erziehungs- und Behandlungspläne beginnen.
4. Kontakte herstellen, zu den für die Integration notwendigen Einrichtungen, wie Schulen, Betrieben sowie Einrichtungen der Jugendsozialarbeit ... und weiteren Hilfsangeboten außer- oder innerhalb des vorherigen Wohnortes.
5. Kooperation mit den relevanten Behörden und Verbänden
6. Tätigkeit in der Jugendanstalt nach dem Prinzip der Freiwilligkeit.
7. Mitwirkung bei der Entlassungsvorbereitung in der Jugendanstalt.« (Bieler)

Die Rahmenziele werden durch Ergebnisziele (sollen innerhalb eines Jahres erreichbar sein) wie z. B. Förder- und Entwicklungspläne, Betreuungs- und Beratungsangebote, Kooperationen innerhalb und außerhalb spezifiziert. Gerade die Vernetzung mit Institutionen und Anbietern von Hilfen außerhalb wird betont. Erfahrungen liegen bisher erst ansatzweise vor, die Laufzeit des Projekts ist noch zu kurz.

Weil die jungen Aussiedler im Unterschied zu anderen Migranten bei Straffälligkeit nicht ausgewiesen oder abgeschoben werden, stellt sich die Problematik der Integration in besonderer Weise. Populär ist die Forderung, gerade die schlimmen (und eine Verurteilung ist ein wichtiges Indiz für diese Bewertung) jungen männlichen Aussiedler besonders rigide anzufassen, sie hart ran zu nehmen. Doch gibt es auch nachdenklichere (Walter), die mehr Behutsamkeit verlangen. Statt direkter werden pädagogische Ansätze vorgezogen, in denen die Herkunft und die Erfahrungen der Jugendlichen berücksichtigt werden. Statt autoritärer Anordnungen wird ein interkultureller Dialog verlangt, auch wenn er anstrengend ist und den in den Justizvollzugsanstalten Beschäftigten Neues und Schweres abverlangt. Von besonderer Bedeutung sind Mitarbeiter, die ähnliche Erfahrungen haben wie die Jugendlichen selbst und die deren

Verhalten verstehen können. Eine Mitarbeiterin der Brückenstelle in Hameln (*Bieler*) beschreibt, welche Voraussetzungen sie für einen Dialog mitbringt: Sie ist als Ausländerin ebenso fremd in Deutschland wie die Jugendlichen. Das politische System in ihrem Heimatland (Ostblock) war dem in der ehemaligen Sowjetunion ähnlich. Sie spricht, wenn auch nicht perfekt, Russisch. Dies ist für den Kontakt zu den Jugendlichen und für diese eine Erleichterung. Und, was äußerst wichtig ist, sie ist keine Angestellte oder Beamtin der Justiz. Sie ist verschwiegen und verwendet das Anvertraute nicht gegen die Jugendlichen. Ängste und Vorbehalte sind nämlich gerade gegenüber den Beschäftigten weit verbreitet. Fragen wie »Sagen Sie mir, warum ich gerade ihnen trauen soll?« stellen Jugendliche immer wieder. Deshalb sind vertrauenssteigernde Maßnahmen wie z.B. gemeinsame Veranstaltungen, an denen sich Jugendliche aktiv beteiligen können, wichtig. Die Erfahrungen zeigen, wie sehr es den jungen Aussiedlern auf die Bezugspersonen und deren Verhalten ankommt. Vertrauen muss aufgebaut und erworben werden. Kontraproduktiv sind bürokratische Hürden, noch dazu wenn sie mit der deutschen Sprache verbunden sind, die viele nicht oder nicht ausreichend beherrschen. Die im Strafvollzug übliche Notwendigkeit, dass Jugendliche Anträge auf Gespräche stellen müssen, ist dafür ein negatives Beispiel. Sie stellen deshalb die Anträge nur dann, wenn es unbedingt erforderlich ist (z. B. beim Bezug eines Pakets, bei Besuch und Einkauf). Schließlich wollen sie sich auch wegen ihrer Rechtschreibfehler nicht vor anderen blamieren.

Aber es gibt inzwischen tatsächlich auch außer diesen »verhinderten«, unter veränderten Bedingungen aber wahrscheinlich erreichbaren, jugendlichen Aussiedlern auch eine kleine Gruppe, die inzwischen alle Kontakte und jegliche Angebote ablehnt und nur schwer noch zu erreichen ist. Es gilt darauf zu achten, dass diese Entwicklung nicht weiter voran schreitet und möglichst gestoppt und umgekehrt wird.

Junge Aussiedler und pädagogische Institutionen

Die Familie

Aussiedlerfamilien sind auch heute noch vor allem Großfamilien. Sie haben viele Kinder und einen starken Familienzusammenhalt. Das Rollenverhalten ist überwiegend traditionell geprägt. Die Autorität der Eltern (vor allem die des Vaters) ist bis zur Übersiedlung meist unangefochten. Der Mann ist nach außen das Oberhaupt der Familie, er gibt die Leitlinien vor und ist bei den relevanten Außenkontakten der erste Ansprechpartner. Allerdings haben in Russland wirtschaftliche Veränderungen zusammen mit Arbeitslosigkeit und Armut die Rolle des Vaters in den Familien vielfach infrage gestellt. Viele Väter können in den letzten Jahren den Anforderungen an sie als Beschützer und Ernährer nicht mehr ausreichend nachkommen.

Das Werte- und Normensystem innerhalb der Familien entspricht weitgehend dem der deutschen Vorkriegszeit. Konservative Tugenden wie Ordnung, Sauberkeit, Gehorsam, Fleiß und Leistung gelten als wichtig. Diese Werte, dazu zählen dann auch noch Gemeinschafts- und Nächstenliebe, werden als deutsch betrachtet und sollen in die neue Heimat mitgenommen werden. Dass sie in Deutschland dann tatsächlich kaum noch eine Rolle spielen, dass sie stattdessen oft als fremd und eigenartig gelten, dass sie belächelt und abgelehnt werden, wissen sie nicht.

Russische Eltern und Kindern haben enge und langanhaltende Beziehungen, die meist bis ins Erwachsenenalter andauern und notwendig sind. Denn eine den deutschen Standards vergleichbare soziale und vor allem finanzielle Unterstützung von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Bildung, Ausbildung und im Studium bietet der nach-sozialistische Staat nicht. Zwar gibt es z. B. Stipendien, aber nicht für alle und vor allem nicht in ausreichendem Maße.* Viele Familien können sich die finanzielle Unterstützung der Kinder während der langen Ausbildung nicht oder nur schwer leisten, denn sie müssen sich das Geld dafür buchstäblich vom Munde absparen. Trotzdem investieren die Eltern in die Kinder so lange es geht, wenn es sein muss eben bis ins eigene Rentenalter. Und investieren, so stellt das Team eines Familienzentrums in Wolgograd resigniert fest, heißt vor allem »Geld geben, Geld geben, Geld geben, aber nicht erziehen«. Russische Eltern, so die Kritik, finanzieren ihre Kinder gut, aber sie erziehen sie schlecht. Viele haben wegen des täglichen Kampfes ums Überleben kaum Zeit für die Kinder. Sie lassen sie schon früh allein, sodass diese tun und lassen können, was sie wollen. Eltern und Kinder leben vielfach nebeneinander her, diese Aussage hört man von russischen Fachkräften häufig, und Eltern werden kaum noch respektiert: »Sie sind keine Vorbilder mehr«, so berichtet das Team des Familienzentrums.

*Das erklärt, warum z. B. in Wolgograd, einer bedeutenden russischen Universitätsstadt, anders als in Deutschland, auffällig viele der registrierten Tatverdächtigen männliche Studenten sind. In Ermangelung eines ausreichenden Einkommens und wegen zu geringer Unterstützung durch Familie und Stipendien sind sie gezwungen, sich illegal Geld zu besorgen. Für Wolgograd wird für das Jahr 2000 ein Anstieg bei den tatverdächtigen Studenten von 9% angegeben, so die Zentrale Kommission für die Angelegenheiten der Minderjährigen in Wolgograd.

Anders als zu Zeiten der Sowjetunion, als der Staat die wesentlichen Weichenstellungen für die Zukunft der nachwachsenden Generation bestimmte, manchmal über sie hinweg und gegen ihren Willen, hält sich der russische Staat heute zurück. Er setzt vor allem auf die Eigeninitiative und die Ressourcen der Familie, die allerdings nur gering (z. B. gespartes Geld) sind. Manches, was in Deutschland selbstverständlich ist, muss erst in besonderer Weise erschlossen werden. Statt durch Beziehungen wird heute vieles durch Geld geregelt. »Die Erfahrung von dem, was wir Korruption nennen, ist ... total und existenziell. Sie erfasst alle Lebenssphären und hat keinen Anfang und kein Ende.« (*Holm*) So wird z. B. der Zugang zu Hochschulen durch finanzielle Zuwendungen der Familie an die Fakultät (hin und wieder auch direkt an eine bestimmte Person) erleichtert bzw.

erst möglich. Korruption ist alltäglich. Sie gilt z. B. auch im Umgang mit der Miliz und mit Geld lassen sich jugendtypische Schwierigkeiten (z. B. Delinquenz) regeln.

Die finanziellen Möglichkeiten der Familien sind also von großer Bedeutung für die Lebenschancen der Kinder. So ist die Familie, z. B. bei Drogenabhängigkeit der Kinder, finanziell stark gefordert. Zunächst erträgt sie die Belastungen, hilft mit Geld zum Ankauf von Drogen aus und nimmt selbst Beschaffungs-Diebstähle in der Familie hin. Sie hilft den Jugendlichen auch, wenn es nicht mehr weiter geht. Sie finanziert kostspielige und oft erfolglose Behandlungen, denn in diesem Bereich tummeln sich in Russland und in Deutschland Scharlatane und Abzocker, die den verzweifelten Familien Unmögliches versprechen und vor allem viel Geld abkassieren wollen. Diese finanzielle Unterstützung hat bei einigen Familien (neben den Eltern gehört dazu das gesamte familiäre Umfeld) fast bis zur Verarmung geführt. Denn Familien fühlen eine nahezu grenzenlose Zuständigkeit und Verantwortung. Gleichzeitig haben viele Eltern massive Probleme mit den Angeboten der professionellen deutschen Drogenberatung. Nicht nur die sprachlichen Schwierigkeiten, sondern auch die Unkenntnis der russischen Familienstrukturen bereiten in der Arbeit Probleme. Stärker als deutsche Eltern leiden die Aussiedlereltern mit ihren Kindern und geben deren Drängen und Wünschen auch dann noch nach, wenn die Profis es nicht mehr für sinnvoll halten. Hierüber gibt es bei deutschen Projektbeschäftigten eine Fülle von Klagen. So kommt es schnell zu Missverständnissen und Problemen und die Zusammenarbeit zwischen Eltern und Projekt ist häufig schon vorbei, bevor sie begonnen hat.

In vielen russischen Familien gehört Gewalt zum Alltag. Meist schlagen die Väter Frauen und Kinder, manchmal prügeln auch Mütter ihre Kinder. Weil aber Gewalt in der Regel von den Vätern ausgeht und weit verbreitet ist, verkörpern diese ein negatives Vorbild für die Jungen. Mann und Gewalt wird gleichgesetzt. Positive Alternativen haben die Jungen kaum. Weil in der öffentlichen Erziehung, in Kinderkrippen, Kindergärten, Vorschulen, Schulen und inzwischen auch in der Sozialarbeit fast ausschließlich weibliche Fachkräfte tätig sind, sind positive geschlechtsspezifische Vorbilder fast nicht vorhanden. Hinzu kommt, dass die eigene körperliche Stärke für viele Jungen die einzige Rettung vor dem gewalttätigen Vater ist. Wenn sie sich gegen die Gewalt der Väter wehren können, werden sie nicht mehr geschlagen. Und so lernen sie vor allem: Gewalt gegen Andere.

Nach der Ausreise orientieren sich jugendliche Aussiedler schneller und leichter als die Eltern an den Werten der deutschen Gesellschaft. Sie erleben die Hilflosigkeit der eigenen Eltern mit ihren

Sprach- und Arbeitsmarktproblemen und entziehen sich dem familiären Einfluss. Die Kinder merken, dass die viel betonten Werte und Normen des Herkunftslandes, an denen die Eltern festhalten, in Deutschland kaum Orientierung bieten können. Die Gespräche zwischen Eltern und Grundschullehrerinnen werden von den Kindern übersetzt, sie fungieren als Filter zwischen Lehrkraft und (in der Regel der) Mutter. Sie bestimmen schließlich, was und wie übersetzt wird und so verlieren Eltern weiter an Autorität. Die Kinder entgleiten ihnen nach und nach und weder der elterliche Druck noch das autoritäre Verhalten der Väter können die Familie zusammen halten. In den Augen der Eltern sind die Freiheiten in Deutschland zu groß und die moralischen Werte zu klein.

Elternarbeit mit Aussiedlern muss dies alles zur Kenntnis nehmen und berücksichtigen. Mitgebrachte Erfahrungen, Normen, Werte, Einstellungen, Bedürfnisse und Interessen der Eltern sind entscheidende Anknüpfungspunkte. Elternarbeit muss auf die Probleme und Bedürfnisse der Aussiedlereltern zugeschnitten sein. Dazu ist Toleranz erforderlich, denn häufig sind Verhaltensweisen fremd oder gelten als altmodisch. Dies bedeutet aber, dass anders als bisher die Beteiligung der Eltern, der Kinder und der Jugendlichen an der Planung und Gestaltung von Angeboten notwendig ist. Dazu gehört Sprachkompetenz auf beiden Seiten, die heute bei Fachkräften und Migranten gleichermaßen fehlt. Sprachliche Gleichheit ist notwendig. Emotionen, Stimmungen und Zwischentöne müssen hörbar und verstanden werden. Sprachmittler mit kulturellen Kompetenzen sind unverzichtbar. Und weil den Eltern die Spezialisierungen der deutschen Fachdienste unübersichtlich und unverständlich sind, ist zunächst eine konstante Begleitung der Eltern bei den Behördengängen, den Gesprächen in Einrichtungen und Ämtern erforderlich. Nur so können Eltern Sicherheit bekommen und sich akzeptiert fühlen.

Die Freizeiteinrichtungen Die noch in der UdSSR vorhandene Vielfalt organisierter schulischer und außerschulischer Aktivitäten für Kinder und Jugendliche gibt es in den Nachfolgestaaten nicht mehr. Die Infrastruktur der Jugendkultur ist in weiten Bereichen nicht mehr intakt. Die ehemals kostenlos angebotenen sportlichen, technischen, mathematischen, künstlerischen oder musischen Kurse werden heute fast überall nur noch gegen Bezahlung angeboten. Auch Kinos für die Jugend sowie die Jugendsendungen in Fernsehen und Radio gibt es im heutigen Russland deutlich weniger. Die Zahl der Fernsehkanäle, die Kulturwerte übermitteln, hat sich spürbar verringert und die Preise für Theater-, Konzert- und Kinokarten sind stark angestiegen. Der Sport, der neben Diskotheken, Konzerten oder Kinos bei den russischen Kindern und Jugendlichen hoch im Kurs stand, spielt seit dem Ende

der Sowjetunion ebenfalls eine deutlich geringere Rolle. Zwar ist die Begeisterung für und das Interesse an sportlichen Aktivitäten bei Kindern und Jugendlichen in Russland nach wie vor vorhanden, aber die Sportvereine kommen kaum noch in die Schulen und sprechen Talente an.

Komsomol und Pioniere, »die« wichtigen sowjetischen Jugendorganisationen, haben viel Einfluss verloren. Sie hatten die Interessen ihrer Mitglieder zu wenig berücksichtigt und mussten sich so quasi einer Abstimmung mit den Füßen stellen. Kinder und Jugendliche haben sich abgewandt und sich mehr an den aus dem Westen kommenden Angeboten orientiert. So sind informelle Gruppen attraktiver geworden, neue jugendkulturelle Gruppierungen mit vielfältigen und unterschiedlichen Profilen sind gewachsen. Mode, Musik, Lifestyle und Protestbewegungen werden identitätsprägend. Am weitesten verbreitet und am einfachsten zugänglich ist aber heute in Russland wie wohl fast überall auf der Welt das Fernsehen. Demzufolge verbringt ein großer Teil der Jugendlichen die gesamte Freizeit vor dem Fernseher (vgl. *Melent'eva*, die diese Zahl mit 76 % angibt).

Kindheit und Jugend in Russland unterscheiden sich von der in Deutschland in einem weiteren wesentlichen strukturellen Punkt: Kinder und Jugendliche hatten in den Herkunftsländern deutlich weniger freie Zeit als Gleichaltrige in Deutschland. Viele mussten in der landwirtschaftlichen Produktion und in der Familie bereits früh zeitaufwendige Aufgaben übernehmen, denn ihre Mitarbeit war aus existenziellen Gründen notwendig. Für die aufwendige Organisation und Gestaltung von Freizeit fehlte nicht nur Geld, sondern auch Zeit. So blieben eher spontane und unaufwendige Aktivitäten wie z. B. die gegenseitigen Besuche, das alltägliche Zusammensein auf der Straße, im Hof oder in der Natur. Allein waren die Kinder und Jugendlichen also kaum, weder beim Arbeiten noch in der Freizeit.

Nach ihrer Ankunft in Deutschland sind Kinder und Jugendliche zunächst auf die Herkunftsfamilie und die Einsamkeit zurückgeworfen. (*Kerner*) Ohne deutsche Sprachkenntnisse können sie keine Kontakte zu gleichaltrigen Einheimischen, in Russland alltäglich und wesentlicher Teil der freien Zeit, knüpfen. Sie beschränken sich auf die russisch sprechenden Kinder und Jugendlichen, zu denen sie nach und nach Beziehungen aufnehmen. Ergebnisse aus Baden-Württemberg belegen, dass sich die Kontakte und Freundschaften von jungen Aussiedlern vor allem auf andere Aussiedler beziehen, dass jeder zweite Befragte ausschließlich solche Freunde hat. (*Kerner*) Um es deutlich zu formulieren: Dahinter steht in der Regel keine bewusste Wahl, entscheidend sind die Möglichkeiten. Hier werden die Auswirkungen von Übergangswohnheimen oder Siedlungen (Gettos)

deutlich, in denen vor allem Aussiedler leben. In dieser Umgebung fühlen sich die Kinder und Jugendlichen zuhause, dies ist ihre erste soziale Heimat nach der Ausreise. Dort sind sie mit Gleichaltrigen zusammen, die die gleiche Sprache sprechen, die ähnliche Gewohnheiten, Verhaltensweisen und Gefühle haben: Trauer, Einsamkeit und Fremd-Sein. Alle müssen unter denselben schwierigen Bedingungen ihren Weg finden. Zu Beginn kann das Übergangswohnheim mit seinen Netzwerken Hilfen bei der Orientierung und den ersten Integrationsschritten bieten. Aber dies ist nur vorübergehend. Bald ziehen viele in Wohngegenden, die als ethnische Enklaven im deutschen Umfeld bezeichnet werden können. Persönliche Kontakte, die in den Übergangswohnheimen entstanden sind sowie verwandtschaftliche Bindungen üben auf Aussiedler eine Sogwirkung aus und führen dazu, dass sie in Wohnregionen ziehen, in denen viele Aussiedler leben. Dies sind oft Wohnareale oder Viertel (Klein-Sibirien), in denen die Aussiedler die einheimische Bevölkerung nach und nach ersetzen. Die Einheimischen ziehen weg und durch Zu- und Wegzüge findet ein sozialer Differenzierungsprozess statt, an dessen Ende eine Homogenisierung stattgefunden hat und Aussiedler und Einheimische auch weiterhin isoliert voneinander leben.

Zunächst schließen sich die neu Ankommenden den bereits hier lebenden Aussiedlern an, sie organisieren sich vorrangig in größeren Szenen. Die Cliques sind altersgemischt, haben hierarchische Strukturen und sind nicht nur für die Freizeit wichtig. Sie helfen auch bei der Orientierung in der neuen Kultur und bei der Bewältigung der Erfahrungen. Die gleichaltrigen jungen Russen bieten Sicherheit in der Fremde, bieten Rückzugsräume und Geborgenheit. Cliques ethnischer Minderheiten sind meist Ausdruck des Bedürfnisses nach geschützten sozialen Zusammenhängen und solchen sozialen Räumen, in die Forderungen nach Integration und entsprechende Verunsicherungen nicht direkt hineinragen. Diese Schutzräume entlasten von dem permanenten Druck, sich in einer Fremdkultur verwirklichen zu müssen. Das verbreitete Abschotten ist, auch wenn es von der Aufnahmegesellschaft nicht immer akzeptiert wird, funktional und verständlich. Der Rückzug ins eigene ethnische Milieu hilft aber nicht nur beim sanften Übergang ins Neue, er kann den Übergang vom Vertrauten ins Neue auch be- und verhindern. Und der Rückzug kann auch zur Verunsicherung der Aufnahmegesellschaft beitragen. Weil die Jugendlichen meist gemeinsam auftreten und sich vor allem aufeinander beziehen, wird ihnen schnell mangelnder Integrationswille unterstellt. Sie werden unterschiedslos mit auffälligem Verhalten, z. B. mit übermäßigem Alkoholkonsum, Drogenmissbrauch oder Gewalt in Verbindung gebracht. Selbst professionell mit diesen Jugendlichen arbeitende Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen haben Probleme, einen Zugang zu ihnen zu finden.

Es wird von Fachkräften oft darauf hingewiesen, dass schon länger in Deutschland lebende Aussiedler in den Übergangswohnheimen neu eingereiste Jugendliche auch für kriminelles Handeln rekrutieren. Konkrete Angaben sind zwar schwierig zu belegen und oft ist dieses Verhalten nur vom Hörensagen bekannt, aber Fachkräfte mit guten Milieu- und russischen Sprachkenntnissen berichten häufig davon. Dass solches Verhalten durchaus denkbar ist, dass es für manche attraktiv ist, weil damit Freundschaften, Zugehörigkeit, Schutz, Anerkennung und Spaß erworben werden können, lässt sich auch aus der Gangforschung belegen. (Kerner)

Junge Aussiedler finden, obwohl der Sport für sie einen hohen Stellenwert hat, kaum Zugang zu Sportvereinen. Einerseits wirken sich fehlende sprachliche Kompetenzen und der Rückzug auf die Kontakte und Freundschaften innerhalb der eigenen Gruppe hemmend aus, andererseits haben aber die Vereine bisher auch kaum Wege zu den Jugendlichen gefunden. Selbst Vorbilder aus den bei den jugendlichen Aussiedlern beliebten Sportarten wie Boxen, Ringen, Bodybuilding oder Kampfsportarten, also solchen, die stark auf Kraft und Kampf setzen, tragen dazu nicht bei. Boxweltmeister wie die Klitschkos, selbst aus der ehemaligen Sowjetunion eingewandert, bewirken fast nichts. Der organisierte Sport könnte hier sowohl zur gesellschaftlichen Integration wie auch zur Nachwuchsrekrutierung beitragen.

In Deutschland zeigen sich die Eingliederungsprobleme ganz deutlich in den Diskotheken, Jugendzentren, Jugendgruppen sowie in der Nachbarschaft. Im Bereich der Diskotheken gibt es seit längerem einen Trend, der als »Russendisko« – literarisch hat ihr Wladimir Kaminer ein Denkmal gesetzt – benannt wird. In diesen Diskotheken sondern sich die »jungen Russen« ab, hier bietet sich ihnen ein Stück Heimat mitten in Deutschland. Sie sind und bleiben unter sich, sprechen die gleiche Sprache, verwirklichen ihren Musikstil und treffen sich in ihrem Ambiente. Russendiskos sind für andere Gruppen nicht interessant, sodass sie einerseits zwar tatsächlich die Funktion eines Rückzugsraums haben, aber andererseits bieten sie auch keinerlei Möglichkeiten der Kontaktaufnahme zu einheimischen Jugendlichen.

Weil die Natur in Deutschland anders als in Russland nicht grenzenlos frei zugänglich ist, weil für viele Outdoor-Tätigkeiten eine Fülle von Regeln und Auflagen gelten und weil die Wohnsituation in den Unterkünften oder städtischen Wohnanlagen beengt ist, fehlt den Jugendlichen Raum, um die eigene Freizeit selbst organisiert und spontan verbringen zu können. Untersuchungen (Kerner) sowie Gespräche mit Aussiedlerjugendlichen und Fachkräften machen

deutlich, wie wichtig die Natur als Gestaltungsraum für Freizeit ist. In den Herkunftsländern waren das Lagerfeuer, das Übernachten im Freien, das Fischen etc. beliebte Aktivitäten. In Deutschland ist dieses oft gar nicht möglich, manchmal werden die Interessen der jungen Aussiedler aber von den Fachkräften auch nicht erkannt. Denn die gewünschten Aktivitäten der Jugendlichen gehören in der deutschen Sozialpädagogik nicht zum Standardangebot. Erlebnispädagogische Angebote sind eher Ausnahmeangebote, werden häufig nur als Besonderheit bereitgestellt. Dazu kommt, dass russische Jugendliche aus anderen klimatischen Verhältnissen kommen und sich auch noch dann draußen aufhalten, wenn deutsche sozialpädagogische Fachkräfte lieber drinnen arbeiten. Selbst im Winter diente in Russland oftmals der Hauseingang oder der Keller als Aufenthaltsort, und dies wurde – in Grenzen – von Nachbarn und Öffentlichkeit akzeptiert. Diese Ungleichzeitigkeiten führen bei vielen Jugendlichen zur Abschottung, zum Gefühl, dass sie nicht verstanden werden, dass auf ihre Interessen ja doch keine Rücksicht genommen wird. Schließlich suchen sie nach Lösungen und auch diese werden dann nicht verstanden («Die hängen nur rum und tun nichts») und von den Fachkräften falsch interpretiert («Die wollen ja gar nicht»).

Hier setzt das Beispiel in einer ostdeutschen Plattensiedlung mit »pädagogikfreien«, d.h. unbetreuten und unkontrollierten Räumlichkeiten, an. Dort haben kleine Gruppen von etwa vier bis acht Jungen mit Unterstützung eines (selbst aus Russland stammenden) Streetworkers leer stehende Kellerräume nach eigenen Vorstellungen eingerichtet. Sie nutzen diese für selbst bestimmte Aktivitäten, können sich zurückziehen und von anderen abgrenzen. Sie treffen sich dort, wann sie wollen, hören ihre Musik, haben eigene Regeln (in manchen Räumen darf z. B. nicht geraucht oder kein Alkohol getrunken werden) und sichern den Zugang streng ab. So geht u.a. das Rumhängen dieser fremdsprachigen, körperlich meist stark aussehenden jungen Männer zurück. Sie müssen ihr Bier nicht mehr bei lauter und fremder Musik draußen trinken und die Kriminalitätsfurcht der Einheimischen wird nicht noch gesteigert.

Die Bildungseinrichtungen

Die Vorschule

Vorschulische Einrichtungen waren in der UdSSR die erste Stufe des einheitlichen staatlichen Ausbildungssystems und in Kinderkrippen, Kindergärten und kombinierten Kindereinrichtungen wurde mit inhaltlich auf die Schule abgestimmten Lehrplänen gearbeitet. Die Bildungswege waren zumindest theoretisch durchlässig, die Chancengleichheit für alle Kinder, die als Zukunftsträger der Gesellschaft angesehen wurden, schien hergestellt. In den Vorschulen sorgte der Staat für die pädagogische und die medizinische Fürsorge. Kinder waren nicht nur Individuen, sondern immer auch Teil des Kollektivs. Sie sollten zu sozialistischen Persönlichkeiten heranwachsen

und geistig reich, moralisch sauber, körperlich vollkommen, ideologisch überzeugt, gewissenhaft gegenüber der Arbeit und kollektivfähig werden. Erziehungsziele waren vor allem Zielstrebigkeit, Beharrlichkeit, Ausdauer, Selbstbeherrschung und Disziplin. Und weil der Kindergartenbesuch verpflichtend war, wurden dort alle Kinder etwa ab dem fünften Lebensjahr auf den Schulbesuch vorbereitet.

Dies hat sich inzwischen geändert. Viele Kindergartenplätze sind nicht mehr kostenlos und immer mehr Familien können diese nicht bezahlen. Mit dem Ende der Sowjetunion kam auch neues Denken in die Pädagogik. Inzwischen wird stärker als zuvor die Individualität der Kinder betont, obwohl die Gemeinschaftsfähigkeit noch immer einen hohen Stellenwert hat. Auch die Erziehung zur Selbstständigkeit, unter sozialistischen Vorzeichen auf die Beherrschung bestimmter Fertigkeiten reduziert, hat nach und nach in der Pädagogik Fuß gefasst. Und immer noch ist die Vorschulpädagogik in die körperliche, die geistige und die ästhetische Erziehung sowie in die Sittlichkeits- und Arbeitserziehung gegliedert. Zwar wird der Frontalunterricht nach und nach durch Arbeit in kleineren Gruppen sowie durch individuelle Hilfen ersetzt, aber im Vorschulalltag ergeben sich daraus immer noch Konflikte. Partnerschaftliche Verhältnisse zwischen Erzieherinnen und Kindern lassen sich nicht einfach durch Anweisungen herstellen. Kinder werden auch weiterhin gelenkt und dirigiert sowie von Erwachsenen dominiert. Die Folgen einer über Generationen vermittelten absoluten Obrigkeitshörigkeit der Erzieherinnen wirken sich immer noch aus. Dies spiegelt sich in der Strukturierung des Kindergartenalltags (vgl. den Beitrag von *Ruttner* in diesem Band) wieder: Vieles wird unterrichtsähnlich durchgeführt und an konkreten Stundenzielen ausgerichtet. Zentral sind immer noch die von den Erzieherinnen gelenkten gemeinschaftlichen Tätigkeiten, für das Freispiel ist nur wenig Zeit vorhanden. So lernen die Kinder vor allem Fakten und Zusammenhänge, aber kaum selbstständiges Arbeiten.

Die Orientierung an den Geschlechterrollen ist im Vergleich zur sowjetischen Erziehung weitgehend unverändert geblieben. Immer sollen sich die Jungen von Kindesbeinen an an männlichen Tugenden orientieren: Mut, Stärke, Ehrlichkeit und Edelmut gehören dazu. Bei den Mädchen sind es dagegen eher Schönheit, Mitgefühl, Fleiß, Geschicklichkeit und Bescheidenheit. In diesem Bereich haben sich Neuerungen bisher nicht nur nicht durchsetzen können, es hat geradezu einen roll back in Richtung der traditionellen Muster gegeben.

In der Sowjetunion wurden an die Erzieherinnen hohe Anforderungen gestellt. Dies galt von der ideologischen Ausrichtung über den Charakter bis zum fachlichen Können. Sie sollten die Kinder fördern

und lenken, Chancen darauf, eigene Erfahrungen machen zu können, standen nicht im Mittelpunkt der Aufgaben. Stattdessen lernten die Kinder frühzeitig Aufträge auszuführen und Anweisungen zu befolgen. Erst in den letzten Jahren gibt es langsam Änderungen. Das Verhältnis zwischen Elternhaus und Kindergarten war durch eine Art »faktische Entmündigung der Eltern« (*Ruttner*) geprägt, die noch immer weitreichende Folgen hat. Einerseits wurde die unprofessionelle Erziehung in der Familie von den Erzieherinnen – unterstützt vom kommunistischen System der Volksbildung – potenziell als Besorgnis erregend angesehen. Deshalb gab es ein starkes pädagogisches Gefälle zwischen den Beteiligten, Aufsicht und Anleitung waren klar Aufgaben der Erzieherinnen und den Eltern wurde ein eher passiver Part zugewiesen. Sie hatten die Erziehung an den Kindergarten und später an die Schule abzutreten. Erzieherische Fähigkeiten wurden ihnen nicht zugestanden, sie waren keine Fachkräfte. Widersprüche der Eltern gegen Anweisungen von Erzieherinnen waren und sind eher selten, das, so wird aus russischen Kindergärten berichtet, hat sich bisher »noch keinergetraut« (*Ruttner*). Damit wird deutlich, dass die Veränderungen der letzten Jahre zu Verunsicherungen auf beiden Seiten führen mussten. Plötzlich änderten sich die Regeln und Werte in den Kindergärten, wurden eigene erzieherische Kompetenzen der Eltern erwartet. Darauf nicht vorbereitet waren sie überfordert.

In den letzten Jahren haben die Vorschuleinrichtungen eine Reihe neuer Aufgaben übernommen. Sie bieten bei ungünstigen familiären Konstellationen inzwischen Hilfen an, die Ähnlichkeiten zur in Deutschland üblichen »Sozialpädagogischen Familienhilfe« haben. Und weil die meisten Kindergärten auch Fachpersonal aus dem psychologischen und medizinischen Bereich beschäftigen, werden auch therapeutische Aufgaben übernommen.

Die Schule Mit dem gesellschaftlichen Umbau hat die wachsende Finanznot auch im Bildungssektor seit Anfang der 90er-Jahre zu einer katastrophalen Situation geführt. Bildung hat schnell an Bedeutung eingebüßt, sie verlor »...ihre stimulierende Rolle als Quelle lebenslangen Erfolgs ... und ... in der Werteskala der Jugend ... an Rang. (Sie stand) ... in der verworrenen Periode des gesellschaftlichen Umbaus und Zerfalls der UdSSR der schnellen Bereicherung eher im Wege.« (*Lukov 17*) Viele Jugendliche haben die Schulen vorzeitig verlassen, und die Gründe für den Schulabbruch sind vielfältig. Nach offiziellen Angaben »... befinden sich ca. zwei Millionen Heranwachsende im Schulalter außerhalb des Systems der Schulbildung.« (*Staatskomitee 27*) In den letzten Jahren scheint sich allerdings eine Trendwende abzuzeichnen. Jugendliche fragen wieder stärker nach Ausbildung und so reiht sich Bildung inzwischen wieder »... unter

die bedeutungsvollsten Werte ein, die eng mit Vorstellungen über Erfolg verbunden sind.« (*Staatskomitee 39*)

Die meisten Kinder und Jugendlichen haben vor der Aussiedlung die Fortsetzung der zentralistischen Einheitsschule besucht, die trotz der Umwälzungen noch immer von zentralen Lehrplänen und strengen Reglementierungen geprägt ist. Zwar gibt es seit einigen Jahren auch private Schulen unterschiedlicher Prägung, aber diese sind kostspielig und für die meisten Familien zu teuer. Experten bezeichnen die Situation im Bildungsbereich insgesamt als ambivalent. Einerseits ist das Bildungsniveau der heutigen russischen Jugend höher als das der Generationen zuvor und Russland zählt zu den gebildetsten Ländern der Welt. Auf der anderen Seite aber ist die Situation momentan instabil und die schwierige Lage des Bildungsbereichs wirkt sich selbst verunsichernd auf alle Beteiligten aus. (*Melent'eva*)

In den Schulen wird, ähnlich wie für die vorschulische Erziehung beschrieben, prinzipiell noch immer frontal unterrichtet. Schülerinnen und Schüler sollen das von den Lehrkräften vor der Klasse präsentierte Wissen reproduzieren können. Soziale Lernformen, kommunikativer Unterricht oder Gruppenarbeit sind bisher erst in Ansätzen vorhanden. Es gibt nach wie vor eine starke Kontrolle der Klassen durch die Lehrkräfte, Hausaufgaben, Bemerkungen und -ensuren werden in das noch immer obligatorische persönliche Schultagebuch, das jedes Kind führt, eingetragen und den Eltern vorgelegt. Das Unterrichtsklima ist wesentlich förmlicher als in deutschen Schulen und das äußere Erscheinungsbild (Ordnung, Sauberkeit und Disziplin aufseiten der Schüler und Lehrkräfte) hat große Bedeutung. Die Lehrkräfte erwarten Respekt, Gehorsam und Disziplin. Sie werden von Eltern und Schülern geachtet. Ein vertrauliches »Du« zwischen Schülern und Lehrkräften ist in Russland nicht vorstellbar. Manche Lehrkräfte kümmern sich neben dem Unterricht noch immer auch um die außerschulischen Probleme der Kinder. Sie vermitteln nicht nur Wissen, sondern erziehen die Kinder auch und helfen manchmal bei Schwierigkeiten in den Familien.

Die Schule ist nach wie vor in die Kooperation mit anderen Institutionen eingebunden. Sie ist noch immer z. B. in den »Kommissionen für die Angelegenheiten der Minderjährigen« vertreten. In diesen Kommissionen wurden früher handlungsfeldübergreifende Hilfepläne für schwierige Kinder und Jugendliche erarbeitet, heute können sie eher mit den »Runden Tischen« oder »Kriminalpräventiven Räten« verglichen werden. (*Holthusen*) Und die Schule versucht angesichts der zunehmenden Drogenproblematik ihre Kooperation mit der Erziehungs- oder Drogenberatung auszuweiten.

Im russischen Schulsystem haben sich die Arbeitsbedingungen der Lehrkräfte seit etwa 1990 stark verschlechtert. Die sowieso nicht hohen Gehälter wurden über Jahre mit mehrmonatiger Verspätung gezahlt, sodass viele Lehrkräfte eine zweite Beschäftigung (McJob) annehmen mussten, um überleben zu können. Daraus folgte eine Reduzierung des pädagogischen Anspruchs sowie ein schwindendes Interesse am Niveau und an der Qualität der schulischen Bildung. Der damit verbundene öffentliche Bedeutungsverlust des Lehrberufs hat zu Problemen bei der Nachwuchsrekrutierung geführt. Trotzdem gilt nach wie vor weitgehend unangefochten das Spezialistenprivileg der Lehrkräfte. Handlungen und Entscheidungen der Fachkräfte werden von den Eltern nicht infrage gestellt, sie diskutieren mit den Lehrkräften kaum und kommen deren Anweisungen unmittelbar nach.

Kommen jugendliche Aussiedler nach Deutschland, dann haben sie im russischen Schulalltag »... eine hohe Merk- und Reproduktionsfähigkeit erworben. Disziplin, systematisches Lernen, Vortrags- und Präsentationsfähigkeit sind einige ihrer schulischen Fähigkeiten. Sie können ihre Leistung und ihr Wissen durch das schulische Kontrollsystem einschätzen. Sie besitzen häufig mathematisch-naturwissenschaftliche und musische Kompetenzen. Sie haben ein großes Improvisationsvermögen und praktische Fähigkeiten aus dem »Überlebenskampf entwickelt und sie bringen ein kollektives und soziales Gruppenverhalten mit.« (Töwe 18)

Die erworbenen Kompetenzen und Verhaltensmuster bringen den Jugendlichen nach der Aussiedlung in Deutschland aber kaum Gewinn. (Kestermann) Anders als Gleichaltrige z. B. aus der Türkei oder aus Griechenland, die im deutschen Schulsystem auch muttersprachlichen Unterricht erhalten, wird die Herkunftskultur der »jungen Russen« ignoriert, teilweise sogar marginalisiert. Die ausgesiedelten Kinder und Jugendlichen beteiligen sich häufig nicht am Unterricht, weil sie dessen Inhalte, die Aufgaben und Verhaltensmuster nicht verstehen. Das Neue und Andere irritiert sie, ihnen fehlen die klaren Auf- und Anforderungen, die klaren Regeln und Grenzen. Der in Russland gültige Verhaltenskodex hat seine Bedeutung verloren, ihnen fehlen die damit verbundenen Sicherheiten. Nicht selten blamieren sie sich mit Handlungen und Einschätzungen, fühlen sich von Lehrkräften und Mitschülern nicht akzeptiert und sind im Unterricht rasch isoliert.

Wenn sie in der Schule nicht auf wichtige Erwachsene zurückgreifen können, besteht das Risiko, dass sich vor allem die älteren Aussiedler anderen starken Führungspersönlichkeiten zuwenden. Von diesen bekommen sie, was sie brauchen: konkrete Handlungsanwei-

sungen und Aufträge. Hier erhalten sie Anerkennung sowie Wärme und Geborgenheit in der Gemeinschaft. Die Orientierung an solchen starken Persönlichkeiten («Führer») ist im postsowjetischen pädagogischen Stil noch immer enthalten. Kinder und Jugendliche mussten in den Schulen Disziplin halten und Tätigkeiten nach Anweisungen ausführen. Untätigkeit als Interesslosigkeit oder Unwilligkeit zu interpretieren, ist deshalb häufig falsch. Die Kinder und Jugendlichen haben nicht gelernt, selbst zu entscheiden, aktiv zu werden. Sie brauchen Aufklärung darüber, was in den deutschen Erziehungs- und Bildungseinrichtungen von ihnen erwartet wird. Außerdem empfinden sie pädagogische Fachkräfte mit demokratischen Erziehungsformen häufig als schwach. Sie erwarten verbindliche und klare Arbeits- und Verhaltensanweisungen, wollen dass Disziplin eingefordert wird. Sie gewinnen unter deutschen Verhältnissen rasch den Eindruck, es sei alles erlaubt. Die Regeln des demokratischen Zusammenlebens und -arbeitens kennen sie nicht. Sie müssen diese erst verstehen lernen. Ihr Verhalten wirkt deshalb oft provozierend und störend, ohne dass dies ihre Absicht ist.

Schwieriger als für Mädchen ist die Situation für Jungen. Weil von ihnen, anders als von den schwachen Mädchen, erwartet wird, dass sie schwierige Situationen meistern, stehen sie auch in der Schule unter Druck. Aber dort sind die Probleme so komplex, dass sie selbst vom stärksten Jungen nicht auf Anhieb gemeistert werden können. Und so erfährt seine »Männlichkeit« nicht die von ihm erwartete Beachtung und Anerkennung. So scheitert das Selbstbild des starken Jungen und Ängste, Leistungsversagen sowie schließlich Aggressivität können die Folge sein.

Von dem eher hierarchisch und wenig kooperativ strukturierten Unterricht in den Herkunftsländern kann aber nicht geschlossen werden, dass der autoritäre Unterrichtsstil für die jungen Aussiedler in Deutschland angemessen wäre. Wichtig ist, dass sich zwischen Lehrkraft und Schüler Kontakte entwickeln, die sich zunächst eher an das in Russland übliche anlehnen. Dies gibt den Jugendlichen Vertrauen und Sicherheit, daraus resultieren positive Beziehungen und es kann Motivation für den Schulbesuch entwickelt werden. Zur Überwindung der gegenseitigen Fremdheit kann in der Schule eine integrative und kooperative Kultur beitragen. Gemeint ist damit, und dies wird verschiedentlich vorgeschlagen (*Töwe; Strobl*), die bessere Einbindung der Aussiedler in ethnisch-kulturell gemischte Gleichaltrigengruppen. Denn in der Schule müssen die Jugendlichen einen wesentlichen Teil des Tages verbringen und bekommen in dieser Zeit zwangsläufig Kontakte zu Einheimischen und Ausländern und die Eltern wissen um die Bedeutung der Schule für den sozialen Aufstieg. Wenn sich die Schule stärker nach außen öffnet, können

auch außerschulische Institutionen sowie die Eltern stärker einbezogen werden. »Als Mediatoren sollte man sehr viel mehr auf pädagogisch geschulte Vertreter aus der Gruppe der Russland-Deutschen zurückgreifen. Das könnte sich positiv auf eine bikulturelle Orientierung der Integrationsarbeit auswirken.« (Strobl 29)

Gerade die Eltern haben eine doppelte Sicht auf die Schule. Einmal wissen sie um deren herausragende Bedeutung für die Lebenschancen ihrer Kinder. Aber sie haben sprachliche Probleme, sind gegenüber der Institution aufgrund ihrer Schulerfahrungen im Herkunftsland unsicher und ängstlich, kommen mit dem deutschen Stil der Elternarbeit nicht zurecht. Einladungen folgen sie nicht, weil sie nicht verbindlich genug waren und keine verpflichtende Aufforderung enthielten. Eltern haben keine hohe Einschätzung der eigenen pädagogischen Fähigkeiten, empfinden die familiäre Erziehung lediglich als ergänzende und überlassen die Erziehung und Ausbildung in erster Linie den Lehrkräften. Dies haben sie in Kindergarten und Schule im Herkunftsland gelernt. Hat das Kind Probleme, so möge sich doch die zuständige Pädagogin darum kümmern; das ist schließlich ihr Beruf. Kommt es in Deutschland zum Elterngespräch und geben Lehrerin oder Erzieherin keine direkten Anweisungen, sondern suchen nur ein Gespräch, dann fassen Eltern dies häufig als Unfähigkeit auf, denn eine richtige Pädagogin muss doch wissen, was zu tun ist. Kontakte zu den Eltern sollten deshalb von der Schule nicht erst bei akuten Problemen angebahnt werden. So würden die Lehrkräfte mehr Eindrücke vom Elternhaus und den familiären Werten und Normen bekommen. Gibt es kontinuierliche Kontakte, lassen sich Familie und Kind nach und nach zu mehr Eigeninitiative anregen. Dies braucht Zeit, am Anfang wären sie damit überfordert. Und da die Lehrkräfte Heimvorteil haben, sollten sie ein offenes Ohr auch für andere Probleme der Familie haben und erste Kontakte zu Behörden oder Einrichtungen herstellen. Das mitgebrachte Vertrauen der Eltern zu den Lehrkräften (als pädagogische Spezialisten) kann so genutzt und erhalten werden.

Die Kinder- und Jugendhilfe Die Kinder- und Jugendhilfe hat sich mit den Spätaussiedlern bisher nur partiell befasst. Sie kommen in der Jugendhilfeplanung als eigene Zielgruppe kaum vor. Wenn doch, dann sind sie in Öffentlichkeit und Medien bereits negativ aufgefallen und die Politik ist unter öffentlichen Druck geraten. Dann sind viele Akteure (Polizei, Justiz und andere mehr) mit ihnen befasst und die Kinder- und Jugendhilfe ist nur ein Akteur neben anderen. Und in der öffentlichen Wahrnehmung ist sie im Vergleich z. B. mit der Polizei nicht einmal der wichtigste. Unter solchen Bedingungen kann die Kinder- und Jugendhilfe kaum mehr als reagieren, präventives Handeln ist nicht möglich. Tonangebend ist dann immer die Sicherheits- und Ord-

nungspolitik, Jugend- und Jugendhilfepolitik werden an den Rand gedrängt. Die Jugendgemeinschaftswerke (JGW), seit Jahren für die jugendlichen Aussiedler zuständig und in dieser Arbeit sehr erfahren, sind an den Planungsprozessen der Kinder- und Jugendhilfe bisher in der Regel nicht beteiligt. Dies hat sicher auch mit strukturellen Unterschieden zwischen Jugendamt und JGW zu tun, denn die Jugendämter sind kommunal, die Gemeinschaftswerke regional organisiert. Aber es drückt sich darin ebenfalls die geringe Beachtung aus, die jugendliche Aussiedler in der Jugendhilfe bisher gefunden haben.

Es wäre von großer Bedeutung, würden die in Deutschland weitgehend unbekanntem Erfahrungen der Familien mit der russischen Version von Kinder- und Jugendhilfe in die Arbeit mit einbezogen. Diese Kenntnisse könnten dazu beitragen, einen wesentlichen Teil der heute gemachten Umwege und Fehler zu vermeiden. Partizipation des Fremden und Unbekannten kann zur Qualität der Jugendhilfe und zur Verbesserung ihrer Angebote beitragen. Neben den Familien können auch die landsmannschaftlichen Vereinigungen und Netzwerke einen Beitrag leisten. Die sich in den letzten Jahren immer weiter ausbreitenden Läden und Kleinbetriebe, die Reisebüros und Anwaltskanzleien sowie andere Unternehmungen von Aussiedlern können bei bestimmten Fragen Partner der Jugendhilfe werden. Sie können z. B. durch Praktika, Ausbildungsplätze oder Ähnliches zur Integration von Jugendlichen beitragen. Der Zugang zu diesen Systemen ist ohne großen Aufwand möglich, denn es gibt inzwischen spezielle (deutsch- und vor allem russischsprachige) Zeitungen für Aussiedler, in denen es viele Hinweise (z. B. als Werbung) auf potenzielle Kooperationspartner gibt. Aber solche Zusammenarbeit und die Einbeziehung dieser Kompetenzen sind in der Kinder- und Jugendhilfe bisher erst in Ansätzen vorhanden. Gibt es diese Kooperationen, dann sind sie aus der Initiative Einzelner entstanden. Eine systematische Einbindung gibt es noch nicht und Berührungspunkte haben noch beide Seiten. Denn die Akzeptanz der »russischen« Kultur und Lebensweise mit ihren in Deutschland als veraltet und altmodisch angesehenen Verhaltensweisen und Einstellungen fällt vielen deutschen Fachkräften nicht leicht.

Deshalb richten sich die meisten Angebote der Kinder- und Jugendhilfe, wenn sie die jungen Aussiedler mit im Blick haben, vor allem an der einheimischen Klientel aus. Grundsätzlich werden Aussiedler wegen ihres Status als »Zuwanderer mit deutschem Pass« und wegen der damit verknüpften Erwartung, sie müssten sich als Deutsche schnell und weitgehend reibungslos integrieren lassen, nur selten als besondere Zielgruppe gesehen. Zielgerichtete Angebote für Aussiedler gibt es kaum. Damit verliert die Jugendhilfe aber einen Teil

ihrer Zielgruppe, zumal wenn diese zu den eher schwierigen gezählt werden, aus dem Blick. Nur in den Übergangswohnheimen und den Siedlungen, in denen der Aussiedleranteil an der Wohnbevölkerung sehr hoch ist, ist dies anders. Dort werden gezielt Angebote gemacht, auch wenn sie sich nicht immer ausreichend an den Bedürfnissen der Kinder und Jugendlichen ausrichten. Das zentrale und bisher kaum gelöste Problem der mangelnden sprachlichen Verständigung zwischen Fachkräften und Jugendlichen ist bis heute nicht befriedigend gelöst. Fachkräfte in der Jugendhilfe beherrschen fast nie die russische Sprache, nur wenige lernen wenigstens etwas Russisch. Dies überrascht, denn es wird immer wieder berichtet, wie viel leichter der Zugang zu den Jugendlichen bereits mit einigen Brocken Russisch ist. Mit einigen Grundkenntnissen zeigen die Fachkräfte Respekt für die unbekannte Kultur und die Heimat der Jugendlichen. Stattdessen hört man von vielen Projektmitarbeiterinnen und -mitarbeitern nicht selten: »Die sind hergekommen, die sollen gefälligst Deutsch lernen!«

Inzwischen hat die russische Sprache für die Jugendlichen mehrfache Bedeutung gewonnen. Zum einen grenzen sie sich gegenüber den Deutschen ab, setzen sie ausschließlich für die interne Kommunikation ein. Sie benutzen sie aber auch ganz selbstverständlich gegen die Fachkräfte und deren pädagogische Intentionen. Sprache wird so in doppelter Weise zum Ausschlusskriterium: Die jugendlichen Aussiedler werden wegen ihrer geringen Kenntnisse der deutschen Sprache von vielen pädagogischen Angeboten ausgeschlossen (dies gilt z. B. für manche ambulanten Maßnahmen der Jugendgerichtshilfe) und die einheimischen Fachkräfte können wegen ihrer Unkenntnis des Russischen die Jugendlichen nicht erreichen. Erste erfolgreiche Ansätze zur Lösung dieses Problems werden über gemischte Teams versucht. Diese setzen sich aus deutschen Fachkräften und aus Aussiedlern zusammen, die ebenfalls Fach- oder Hilfskräfte sind. Diese Teams können neben dem sprachlichen Zugang auch Kontakte zwischen den Kulturen herstellen.

Den Aussiedlern ist die deutsche Kinder- und Jugendhilfe bei der Einreise unbekannt und unverständlich. Weder kennen sie das Subsidiaritätsprinzip mit der Unterscheidung von öffentlichen und freien Trägern, noch können sie mit den deutschen Einrichtungen und ihren Strukturen etwas anfangen. Sie können nur auf die im Herkunftsland gemachten Erfahrungen zurückgreifen, interpretieren das deutsche System vor diesem Hintergrund. Sie haben ein staatliches Jugendamt erlebt, in dem Eingriffe und Kontrollen stark betont wurden. Die in diesem Sektor tätigen Nichtstaatlichen Organisationen (NGOs) haben bis heute kaum mehr als eine randständige Bedeutung. Dies gilt immer noch, auch wenn ihre Zahl kontinuier-

lich wächst und selbst der Russische Staatspräsident Putin am Ende des Jahres 2001 ihr nationales Treffen besucht hat. Ludmila Alexejeva, Grande Dame der russischen Menschenrechtsbewegung, berichtet am 22.11.2001 in der taz, dass in Russland derzeit 350.000 NGOs registriert sind, von denen 70.000 regelmäßige Arbeit leisten. Der tertiäre Sektor versorgt jährlich etwa 20 Millionen Bürger mit kostenlosen Dienstleistungen, die sonst der Staat erbringen müsste. Die Aktivitäten der NGOs sind vielen Menschen gar nicht bekannt. Das kommunale Jugendamt und sein Etat beherrschen die Jugendhilfe noch immer ganz entscheidend. Mit dem Etat und dem Grad seiner Kooperationsbereitschaft bestimmt es auch den Einfluss und die Rolle der jeweiligen NGOs.

Auch in der Kinder- und Jugendhilfe sehen sich Eltern Autoritäten und Spezialisten gegenüber. Viele sind noch mit der Erfahrung aufgewachsen, dass die staatlichen Einrichtungen und Organisationen für das Wohl des Kindes zuständig sind. Ihre eigene pädagogische Kompetenz ist dagegen kaum gefragt, erst langsam setzen sich Änderungen durch. Aber mit solchen neuen Erfahrungen werden erst die kommenden Zuwanderer einreisen. Die Fachkräfte werden, egal für welchen Träger (öffentlich oder frei) sie Hilfen anbieten, mit der Kontrollinstanz Jugendamt gleichgesetzt. Eltern und Kinder sind misstrauisch und ängstlich, wenden sich selbst dann, wenn sie in Krisen dringend Hilfen brauchen, nur selten an die Jugendhilfe. Konflikte werden erst in der Familie gelöst und bevor externe Hilfen als ultimo ratio angenommen werden, werden alle möglichen anderen privaten Lösungen gesucht.

Die russische Jugendhilfe ist auch heute noch immer stark strukturiert. Angeboten werden vielfältige Arbeitsgruppen und Zirkel, häufig nur für einen geschlossenen Teilnehmerkreis. Immer noch selbstverständlich sind für Fachkräfte und Eltern klare Ausrichtungen der Angebote an Leistungen und qualifizierten Ergebnissen, an präzisen inhaltlichen Vorgaben mit eher schulischer Strukturierung sowie verbindlichen Anfangs- und Endzeiten. Es handelt sich also eher um Kurse etwa nach Art der Volkshochschulen als um Gruppenarbeit deutscher Ausprägung. Die Aufgaben der Spezialisten sind klar vorgegeben, ihr Auftreten ist ritualisierter und stärker an Äußerlichkeiten (Kleidung, eher konservatives Verhalten) orientiert als in Deutschland. Die davon deutlich unterschiedenen deutschen Angebote sind für Kinder, Jugendliche und Eltern eher verwirrend. Viele verstehen zunächst überhaupt nicht, was Projekte und Fachkräfte wollen, oder verstehen es falsch. Vorherrschend ist eine Art struktureller Unklarheit zwischen den Beteiligten. So lautet auch eine für junge Aussiedler typische Aussage über die deutsche Kinder- und Jugendhilfe: »Erst mal habe ich gar nicht verstanden, was die

eigentlich wollten!« (Jewgenij, 18 Jahre im Interview) Die Strukturierung der Jugendhilfe im Herkunftsland bot russischen Familien ein gewisses Maß an Verlässlichkeit, Sicherheit und Orientierung. Genau dieses vermissen junge Aussiedler und ihre Eltern in der von ihnen als undurchschaubar, anonym und unpersönlich empfundenen deutschen Kinder- und Jugendhilfe. Ihnen fehlen häufig Kenntnisse und Einsichten in die Strukturen, die Rituale und die Verbindlichkeiten von Trägern, Angeboten und Fachkräften. Alles kommt ihnen undurchschaubar, unverständlich und manches erscheint ihnen sogar bedrohlich. Machen sie andere Erfahrungen, dann wird das besonders hervorgehoben und manche Jugendliche betonen sogar nach längerem Aufenthalt in Deutschland noch ausdrücklich: »Ich finde es positiv, dass das Projekt stark strukturiert ist.« (Jewgenij, 18 Jahre im Interview) Dies bietet ihnen Sicherheit, da wissen sie wo sie dran sind.

Um Hilfe und Unterstützung von Fachkräften annehmen zu können, brauchen jugendliche Aussiedler mehr als andere Jugendliche die persönliche Ansprache und besondere Einladungen durch ihnen bekannte Fachkräfte. Es ist von zentraler Bedeutung, dass die Jugendlichen den Fachkräften vertrauen können. Die Fachkräfte müssen sicher im Auftreten sein, d. h. für die Jugendlichen eine gewisse Seriosität ausstrahlen, Kenntnisse über die Herkunft und den Hintergrund der Jugendlichen sowie, und darauf kann nicht ausdrücklich genug hingewiesen werden, russische Sprachkenntnisse haben. Weil geeignete deutsche Fachkräfte fehlen, schließen die gemischten Teams eine Lücke. Und es soll auf ein weitgehend tabuisiertes Problem hingewiesen werden: auch wenn nicht abschließend geklärt werden kann, wieweit sich männliche jugendliche Aussiedler auch auf weibliche Fachkräfte einlassen, legen Erfahrungen in der Arbeit mit der Zielgruppe (vgl. den Beitrag von *Schmidt* in diesem Band) und Aussagen von Jugendlichen selbst doch nahe, was gerade delinquente junge Männer immer wieder betonen: »Es ist besser, wenn Männer mit uns arbeiten.« Zumindest bestimmte Aufgaben, wie z. B. der Aufbau des Erstkontaktes, könnte möglicherweise besser von männlichen Fachkräften vorgenommen werden.

Haben sie das Vertrauen der Jugendlichen, können die Fachkräfte neben Sprachmittlern auch Kulturmittler sein. Sie erkennen die Interessen der Jugendlichen und können diese in die Jugendhilfe einbringen. Sie können die Jugendlichen umgekehrt aber auch für die Angebote der Kinder- und Jugendhilfe interessieren und sie dabei unterstützen, diese auch in Anspruch zu nehmen. Sie heben die von den jugendlichen Aussiedlern gefürchtete Anonymität der Jugendhilfe auf, wenn sie diese zwar in Fachdienste vermitteln (z. B. in Beratungsstellen anderer Träger), sie aber gleichzeitig auch begleiten

und an der Beratung teilnehmen. Als persönlicher Pate oder Scout vermitteln sie den Jugendlichen ein Gefühl der Sicherheit. Sie können Fragen und Antworten von Fachkräften und Jugendlichen besser zusammenbringen und den Jugendlichen so den Zugang ins deutsche Hilfesystem möglich machen. Ohne solche begleitende Hilfen ziehen sich viele Jugendliche in die eigenen Gruppen zurück, bleiben lieber unter sich und versuchen, die Probleme selbst zu lösen.

Von Bedeutung sind aber auch die Inhalte der Kinder- und Jugendhilfeangebote. Die Orientierung an den Erfahrungen der Aussiedler im Herkunftsland führt manchmal zur Entwicklung von Angeboten, die für einheimische Jugendliche eher langweilig und altmodisch scheinen. So ist z. B. das Fischen für viele jugendliche Aussiedler ein absoluter Hit, für andere kann dies Schach sein. Einheimische Jugendliche finden das eher todlangweilig. Auch das Rumsitzen und Reden ist bei den Jugendlichen beliebt. Dies darf aber nicht mit Beratungssituationen verwechselt werden. Bei Beratungen wird die Gesprächssituation (wenn Berater und Jugendlicher sich gegenüber sitzen) von den Jugendlichen schnell als Verhör empfunden. Stattdessen suchen sie lieber ein Gespräch am Rande einer Aktivität. Dies wird von Fachkräften häufig falsch interpretiert, gar nicht als relevant empfunden, sodass die Beratung erst gar nicht zustande kommt.

Viele Jugendliche beschwerten sich häufig, dass sie in den Projekten zu viel Zeit in geschlossenen Räumen verbringen. »Es ist sehr schlecht, sich nicht in frischer Luft aufzuhalten«, so Igor (21 Jahre) in einem Projekt. So gibt es Freiluftaktivitäten (outdoor) in Projekten (z. B. Kanutouren oder Zeltlager), die nur deshalb existieren können, weil junge Aussiedler teilnehmen. Manchmal sind sie gar die einzigen Teilnehmer. Neben diesen Aktivitäten an frischer Luft sind auch Diskos in Freizeitheimen oder auf öffentlichen Plätzen und jede Form von Festen sehr beliebt. Und die Jungen sind fast immer für Sportangebote zu interessieren. Sie spielen gern Fußball, Basketball, vor allem aber sind sie an Sportarten interessiert, die mit Kraft verbunden sind. Bodybuilding, Boxen oder Ringen z. B. stehen hoch im Kurs. Der männliche Körper wird so geformt, das Ego gepflegt. Diese Angebote gibt es für die jungen Aussiedler aber viel zu wenig. Oft halten die Projekte »... nicht die passenden Antworten auf die höchst komplexen Lebenslagen der Hilfe und Rat suchenden jungen Menschen bereit.« (*Giest-Warsewa* 29) Dazu kommt, dass gerade der Kurscharakter von Angeboten in Deutschland eher selten ist. Viele Projekte erwarten, dass Eltern und Kinder aus eigenem Antrieb in die Einrichtungen kommen und nach Hilfe fragen (Kommstruktur). Diese Erwartung ist für die Aussiedler zunächst befremd-

lich. Auf der Seite der Fachkräfte wird dies dann schnell mit »kein Interesse« gleichgesetzt.

Die Fachkräfte der Jugendhilfe stehen dem Verhalten der Jugendlichen vielfach ratlos gegenüber, nicht selten lehnen sie es sogar ab. So kommt es immer wieder zu Missverständnissen auf beiden Seiten. Vor allem das stark ritualisierte, männliche und extrem auf Körperkult setzende Verhalten der jungen Männer ist nicht nur für weibliche Fachkräfte schwer auszuhalten. Dabei kennen sie die Lebensbedingungen und Lebensumstände der Jugendlichen weder im Herkunftsland noch in Deutschland. Besuche im Elternhaus sind selten. Die beengten Wohnbedingungen, unter denen diese Großfamilien in den Übergangswohnheimen und später dann in den häufig viel zu kleinen Wohnungen leben, könnten aber rasch klar machen, warum sich diese Kinder und Jugendlichen gern und häufig außerhalb des Elternhauses, auf den Straßen und den öffentlichen Plätzen aufhalten. Sie können weder im Sommer noch im Winter Freunde mit in die Wohnung bringen. Viele müssen das Zimmer mit den Geschwistern teilen und haben keinen Platz, sich zurück zu ziehen oder mal allein zu sein. Diese Jugendlichen brauchen also vor allem Raum für sich, Anerkennung ihrer Identität und Möglichkeiten, diese bewahren zu können. Sie müssen ihre russischen Traditionen, ihre Sprache und Kultur als wichtigen Teil der eigenen Lebensgeschichte pflegen können. Hier geborene Deutsche, auch die Fachkräfte, müssen aushalten, dass einige Traditionen aus emanzipatorischer Sicht durchaus problematisch sein können. Die Bedeutung der Männlichkeit, die körperliche Stärke als Regelung für die Rangfolge in der Gruppe, die körperliche Auseinandersetzung als allgemein akzeptierte Konfliktlösung sowie der exzessive Umgang mit Alkohol sind in Einrichtungen der Jugendhilfe in der Regel aber nicht akzeptiert.

Sie brauchen Räumlichkeiten, in denen diese, ihre Regeln gelten können. Die bereits erwähnten selbstverwalteten und pädagogik-freien Räume sind hier eine Lösungsmöglichkeit. Hier gestalten die Jugendlichen ihre Räume und es gelten ihre Regeln. Fast immer gehören Kraftgeräte und Stereoanlage zur Ausstattung, da sind sich die Interessen sehr ähnlich. Aber es gibt dann bei genauerem Hinsehen auch überraschende Unterschiede. So wird z. B. auch der Umgang mit Alkohol von Gruppe zu Gruppe selbst geregelt. Die von außen als homogen wahrgenommene Gruppe (Die Aussiedler an der Bushaltestelle!) regelt unter sich den Umgang mit Gewalt und Alkohol sehr unterschiedlich. Diese Differenzierungen, die im Gesamtbild nach außen nicht deutlich werden, können unter diesen Bedingungen ausgelebt und von der Jugendhilfe zur Kenntnis genommen werden. Und schließlich können sie als Ansatz für pädago-

gische Auseinandersetzungen mit den Gruppen, für eine behutsame Annäherung, genutzt werden.

Resümee Ein genauerer Blick auf die in den Herkunftsländern gemachten Erfahrungen eingereister Kinder und Jugendlicher macht deutlich, wie wichtig es ist, diese zur Kenntnis zu nehmen und in der pädagogischen Arbeit zu berücksichtigen. Es wird deshalb zukünftig stärker als bisher darauf zu achten sein, welche Prozesse des Aufwachsens und der Enkulturation die fremden Kinder und Jugendlichen durchlaufen haben, bevor sie kommen. Denn Migration wird aus unterschiedlichen Gründen stärker als bisher zu einer alltäglichen Erscheinung werden. Und das zusammenwachsende Europa wird sich nicht auf Dauer gegenüber seinen wirtschaftlich schwächeren Nachbarn verschließen können und es ist auch für Kriegsflüchtlinge aus weit entfernten Regionen immer leichter erreichbar. Die Kinder und Jugendlichen reisen bereits von Erfahrungen geprägt und mit uns fremden und unbekanntem Einstellungen, Normen und Werten ausgestattet ein. Interkulturelle Erziehung und Bildung, dies kann hier nur noch einmal betont werden, sind von hoher Relevanz für die notwendigen Auseinandersetzungen und die Integration. Dringend erforderlich ist die kritische Auseinandersetzung mit den kulturellen Prägungen in den Herkunftsländern. Schließlich kann z. B. die starke Affinität russischer männlicher Jugendlicher zu körperlicher Stärke und harten Auseinandersetzungen nicht unwidersprochen hingenommen werden. Aber ohne Kenntnis der Hintergründe und Ursachen solcher Verhaltensweisen und Einstellungen wird eine effektive Auseinandersetzung nicht möglich sein. Erst dann können pädagogische Perspektiven und Ansätze mit integrativer Komponente entwickelt werden. (*Mies-van Engelshoven 2001*) Die Frage allerdings, wie für jeden jungen Menschen unabhängig von der Herkunft »ein Recht auf Förderung seiner Entwicklung und auf Erziehung zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit« (§1 KJHG) verwirklicht werden kann, lässt sich pauschal nicht beantworten. Hier müssen Einzelne und differenzierte Strategien entwickelt und realisiert werden. Das Wissen um das Andere, das Fremde ist allerdings die unverzichtbare Grundlage.

Heiner Schäfer

ist Mitarbeiter der Arbeitsstelle Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention am DJI in München

- Literatur** **Bieler, D.:** Arbeit mit jugendlichen Aussiedlern im Jugendvollzug – Chancen auf ein neues Leben nach der Entlassung. Unveröffentlichtes Manuskript. München 2001
- Bundesministerium des Inneren / Bundesministerium der Justiz** (Hrsg.): Erster Periodischer Sicherheitsbericht. Berlin 2001
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend** (Hrsg.): Sechster Familienbericht. Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Leistungen – Belastungen – Herausforderungen. Bundestagsdrucksache 14/4357. Berlin 2001
- Bundesregierung** (Hrsg.): Lebenslagen in Deutschland. Der erste Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. Berlin 2001
- Dietz, B.:** Zum Lebenskontext Jugendlicher Aussiedler/innen – Youth At Risk? In: Niedersächsische Landesstelle gegen die Suchtgefahren (Hrsg.): Sucht und Migration. Suchtgefährdung und Suchthilfekonzepte für junge Drogenkonsumierende aus Osteuropa. Tagungsdokumentation. Hannover 2001
- Giest-Warsewa, R.:** Junge Spätaussiedler – Ihre Lebenswelt und ihre Sichtweisen. In: DVJJ-Journal -/1998/4, S.356-361
- Grundies, V.:** Kriminalitätsbelastung junger Aussiedler. Ein Längsschnittvergleich mit in Deutschland geborenen jungen Menschen anhand polizeilicher Registrierungen. In: Monatsschrift für Kriminologie 83/2000/5, S. 290-305
- Holm, K.:** Freundschaftskapital gibt es reichlich. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 197 vom 25.08.2001
- Holtfreter, U.:** »Das Kulturgut des deutschen Volkes erhalten«. Zur Integration von Aussiedlern. In: Sozialmagazin 24/1999/4, S. 14-21
- Holthusen, B. u.a.:** Kommissionen für die Angelegenheiten der Minderjährigen in Russland. In : DVJJ-Journal, 10/1999/3, S. 317-321
- Kerner, H.-J. / Weitekamp, E. / Huber, C. / Reich, K.:** Wenn aus Spaß Ernst wird – Untersuchung zum Freizeitverhalten und den sozialen Beziehungen jugendlicher Spätaussiedler. In: DVJJ-Journal 12/2001/4, S. 370-379
- Kestermann, M.:** »Integriert oder desintegriert?« Die schulische Situation jugendlicher Spätaussiedler. In: migration und soziale arbeit -/2001/2, S. 37-43
- Klare, J.:** Kollektiv im Knast. In: DER SPIEGEL Nr. 35/2001
- Kreven, P. / Kohl, A. / Wittkämper, G. W.:** Prävention von Aussiedlerkriminalität am Beispiel der Russlanddeutschen im Regierungsbezirk Münster. Grundzüge eines Ganzheitlichen Präventionskonzeptes. Bezirksregierung Münster. Münster 1999
- Luff, J.:** Kriminalität von Aussiedlern. Polizeiliche Registrierungen als Hinweis auf misslungene Integration? Bayerisches Landeskriminalamt. München 2000
- Lukov, V.:** Lebentwürfe der russischen Studenten in den Neunzigerjahren. In: Eimermacher, K. / Hartmann, A. (Hrsg.): Russland im Umbruch – Jugend im Aufbruch? Bochum 2001, S. 17-22
- Melent'eva, J. P.:** Die jungen »neuen Russen«. Zum Einfluss der sozioökonomischen Lebensbedingungen auf die geistige Entwicklung. In: Eimermacher, K. / Hartmann, A. (Hrsg.): Russland im Umbruch – Jugend im Aufbruch? Bochum 2001, S. 87-99

- Michel, M. / Steinke, J.:** Arbeitsmarktintegration von Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedlern in NRW. Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales. Düsseldorf 1996
- Mies-van Engelshoven, B.:** 38. Sozialanalyse der BAGJAW zur Situation junger AussiedlerInnen für den Zeitraum vom 01.01.1999 bis 31.12.1999. In: BAGJAW (Hrsg.): Beratungs- und Betreuungsarbeit für junge AussiedlerInnen. 38. Sozialanalyse. BAGJAW: Bonn 2000, S. 5-24
- Mies-van Engelshoven, B.:** Partizipation und Chancengleichheit von jugendlichen Aussiedlerinnen und Aussiedlern in Deutschland. Integrationshilfen der Jugendsozialarbeit. In: migration und soziale arbeit -/2001/2, S. 20-27
- Otto, M. / Pawlik-Mierzwa, K.:** Kriminalität und Subkultur inhaftierter Aussiedler. In: DVJJ-Journal 12/2001/2, S. 124-132
- Pfeiffer, C. / Brettfeld, K. / Delzer, I.:** Kriminalität in Niedersachsen 1985 – 1996. Eine Analyse auf der Basis der Polizeilichen Kriminalistik. KFN. Hannover 1997
- Pfeiffer, C. / Dworschak, B.:** Die ethnische Vielfalt in den Jugendstrafanstalten. In: DVJJ-Journal 10/1999/2, S. 184-188
- Rabes, M.:** Einführung. In: Niedersächsische Landesstelle gegen die Suchtgefahren (Hrsg.): Sucht und Migration. Suchtgefährdung und Suchthilfekonzepte für junge Drogenkonsumierende aus Osteuropa. Tagungsdokumentation. Hannover 2001
- Ramelsberger, A.:** Fremd in Russland, fremd in Deutschland. Ein sprachloses Leben. Rebellion, Gewalt, Diebstahl: Die Straftaten jugendlicher Aussiedler nehmen immer mehr zu. Süddeutsche Zeitung vom 3. Februar 2001
- Schagerl, S.:** Lebenssituation und Bewältigungsstrategie junger SpätaussiedlerInnen. In: migration und soziale arbeit -/2001/2, S. 28-31
- Slepzow, N. / Rewenko, L.:** Die Perestroika-Generation. Jugendliche in Russland. Weinheim 1993
- Staatskomitee für Jugendpolitik der Russischen Föderation:** Die Jugend der Russischen Föderation: Lage und Ausblicke. Ein staatlicher Bericht. Moskau 2000
- Strobl, R. / Kühnel, W. / Heitmeyer, W.:** Junge Aussiedler zwischen Assimilation und Marginalität. Abschlussbericht – Kurzfassung. Universität Bielefeld. Bielefeld 1999
- Töwe, C.:** Hilfen zur Integration jugendlicher Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedler in Hamburg. Projektbericht. Amt für Jugend. Hamburg 2000
- Unabhängige Kommission »Zuwanderung«:** Zuwanderung gestalten – Integration fördern. Berlin 2001
- Winzen, G.:** Die soziale Lage russischer Jugendlicher – Ein Mosaik. In: Eimermacher, K. / Hartmann, A. (Hrsg.): Russland im Umbruch – Jugend im Aufbruch? Bochum 2001, S. 23-33

Einige Zahlen

* Der folgende Beitrag stützt sich auf Daten des Amtes für Statistik und des Jugendamtes des Gebiets Wolgograd sowie auf Angaben eines in der Region tätigen Freien Trägers der Jugendhilfe.

Am 01.03.2001 lebten in der Region Wolgograd* etwas mehr als 2,6 Millionen Einwohner, davon ca. drei Viertel in der Stadt selbst und ein Viertel im ländlichen Bereich. Außerhalb der Stadt ist die Besiedlung dünn, dort leben nur 24 Menschen pro Quadratkilometer. 13,7% der Bevölkerung in der Region sind Kinder unter 10 Jahre (365.800), 15,7 % sind Kinder und Jugendliche im Alter von 10 bis unter 20 Jahre (419.300) und 14,1 % sind zwischen 20 und 29 Jahren alt (377.300). Sie alle, insgesamt also etwa 1,16 Millionen Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene, gehören zur Zielgruppe der Jugendämter, denn diese sind in Russland für alle bis unter 30-Jährigen zuständig.

Zum Stichpunkt ist fast jeder Fünfte (19,3 %) unter 19 Jahre als arbeitslos registriert, die tatsächliche Zahl dürfte jedoch wesentlich höher liegen. Viele Arbeitslose lassen sich in Russland erst gar nicht beim Arbeitsamt registrieren, denn dies bedeutet, dass sie sich dort regelmäßig melden und eventuell Arbeit annehmen müssen, die sie nicht annehmen wollen. Vor dem Hintergrund einer derzeit äußerst schwierigen Arbeitsmarktlage versprechen sie sich von der Registrierung beim Arbeitsamt keine Verbesserung ihrer aussichtslosen Lage.

5.303 Familien mit 11.082 Kindern bezogen im Jahr 2000 Sozialhilfe. Viele dieser Kinder werden einer Risikogruppe zugerechnet und 339 Kinder wurden von ihren Eltern und Familien sehr stark vernachlässigt, sodass unterschiedliche öffentliche Hilfen unbedingt notwendig waren. Hier gibt es eine zunehmende Tendenz.

Im Gebiet Wolgograd leben etwa hundert unterschiedliche Volksgruppen, darunter viele erst in den letzten zehn Jahren zugewanderte Menschen aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion sowie Flüchtlinge – vor allem aus den Kriegsgebieten Tschetschenien und Inguschetien. Auch hier gibt es eine nicht unerhebliche Dunkelziffer, denn längst nicht alle Migrantinnen und Migranten lassen sich behördlich erfassen und registrieren. So sind im Jahr 2000 nur 961 Flüchtlinge amtlich registriert worden, davon waren 77% russischer Nationalität. Es kann aber als sicher gelten, dass die tatsächliche Zahl deutlich darüber liegt.

Eine der schon länger in der Region lebenden Volksgruppen, allerdings mit im letzten Jahrzehnt stark rückläufigen Zahlen, sind die Wolga-Deutschen. 1989 waren im Gebiet amtlich noch 28.000 erfasst, dies entsprach 1,08 % aller Einwohner. Heute – nach etwa zehn Jahren intensiver Übersiedlungen nach Deutschland – ist ihr

Anteil an der Bevölkerung deutlich gesunken, entspricht nur noch 0,56% (insgesamt etwa 15.000 Menschen). Und die Tendenz hält an, im Jahr 2000 verließen weitere 888 Wolga-Deutsche Russland, vor allem aufgrund der schlechten ökonomischen Bedingungen.

Kinder- und Jugenddelinquenz

Kinder- und Jugendkriminalität ist in der Region Wolgograd ebenso wie überall auf der Welt ein weitgehend »normales« und episodenhaftes Phänomen. Allerdings sind dabei die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, wie der noch immer andauernde gesellschaftliche Umbruch mit seinen Unsicherheiten sowie die andauernd schlechte ökonomische Situation, von großer Bedeutung. Ein Blick auf die polizeilich registrierten Tatverdächtigen lässt deshalb auch einen auffälligen Zusammenhang zwischen registrierter Kriminalität und Arbeitslosigkeit erkennen. So waren im Jahr 2000 im Wolgograder Gebiet mehr als die Hälfte aller Tatverdächtigen (57 %, das sind 29.700 Personen) beim Arbeitsamt als arbeitslos registriert. Ihre ökonomische Situation war ausgesprochen schlecht, nur jeder Zwanzigste von ihnen bezog Sozialhilfe. Die meisten hatten überhaupt keine eigenen Einkünfte, sie lebten von Zuwendungen aus der Familie oder von Freunden. Fast alle hatten die vom Arbeitsamt vorgeschlagenen Arbeitsstellen abgelehnt, fanden diese nicht attraktiv genug. Auffällig ist, dass etwa 6 % der registrierten Tatverdächtigen Studentinnen und vor allem Studenten (männlich) waren. Diese hatten ebenfalls kein eigenes Einkommen oder nur derart geringe Stipendien, dass sie für den Lebensunterhalt nicht ausreichend waren.

Die ämterübergreifende »Kommission zum Schutz der Minderjährigen«, ein Organ der regionalen Verwaltung, berichtete für 2000, dass 2.816 Kinder und Jugendliche unter 18 Jahre als Tatverdächtige und 173 als Tatbeteiligte registriert waren. Aus Krasnaja Armeskii, einem Stadtteil Wolgograds liegen z. B. Daten vor, die darauf hinweisen, dass die absoluten Zahlen bei den polizeilich registrierten Tatverdächtigen nach einem Höhepunkt etwa 1990/1991 und einem anschließenden kontinuierlichen Rückgang seit 1997 wieder langsam ansteigen. Vor allem Eigentums- (vor allem Autodiebstähle, einfache und schwere Diebstähle) und Gewaltdelikte (z. B. Hooliganismus, Raub, Körperverletzung) haben wieder zugenommen.

In manchen Bezirken Wolgograds sind die Gewaltdelikte in den letzten Jahren deutlich angestiegen. Und in diesem Zusammenhang haben auch die Gruppendelikte – nach einer Phase des Rückgangs – wieder zugenommen. Hier liegen kleinräumliche Analysen vor, die von den politisch Verantwortlichen und der Verwaltung analysiert und für eine Gegenstrategie genutzt werden. Vor allem in den Schulen und den Berufsschulen hat die Gewalt dramatisch zuge-

nommen. Von den insgesamt 1664 registrierten Gewaltdelikten bei den 10- bis 17-Jährigen wurde fast jede zweite Tat (859) von Schülern dieser Altersgruppe begangen.

Viele Kinder sind zum Zeitpunkt der Tat zwischen 14 und 16 Jahre alt, sind also nicht in jedem Fall strafmündig. Hier ist nach russischem Recht die Schwere der Straftat entscheidend. Bei schweren Delikten, wie z. B. einem Mord können Kinder schon im Alter von 14 Jahren zu einer Haftstrafe verurteilt werden; bei weniger schweren Delikten erst mit 16 Jahren.

Drogenmissbrauch Die Drogenabhängigkeit von Kindern und Jugendlichen hat in den letzten Jahren deutlich zugenommen. Dies wirkt sich insgesamt negativ auf das gesellschaftliche Klima in der Region aus. Fast zwei Drittel der Drogenkonsumenten sind heute jünger als 30 Jahre, und die Tendenz ist ansteigend. Das Einstiegsalter – so berichten viele Fachkräfte – sinkt ständig. Die 9- bis 12-Jährigen sind vor allem für Tablettenmissbrauch anfällig, die 13- bis 16-Jährigen für Drogen. Alkohol ist legalisiert und wird von den Erwachsenen, dies entspricht den russischen Traditionen, fast durchweg toleriert. Verlässliche Zahlen gibt es zu diesem Bereich deshalb auch nicht.

Im Jahr 2000 waren 4.159 Kinder und Jugendliche wegen Drogenproblemen bei den »Kommissionen zum Schutz der Minderjährigen« erfasst. 271 Kinder und 1.076 Jugendliche hatten ihre Gesundheit durch Alkohol und Drogen bereits weitgehend ruiniert. Eine Chance auf medizinische und sozialen Behandlung und Betreuung haben die wenigsten, die wirtschaftlichen Verhältnisse setzen hier deutliche Grenzen. Notwendiges ist oft nicht zu finanzieren und viele Familien werden von den Folgekosten der Drogensucht ihrer Kinder an den Rand des Ruins getrieben. Da ist es um so fataler, wenn stimmt, was Fachleute sagen: jeder Drogenabhängige zieht im Laufe seiner Karriere ca. fünf bis zehn andere Jugendliche in die Drogenszene hinein.

Nach Angaben des Gesundheitsamtes haben 1997 sieben mal so viele Drogenkranke wie 1993 stationäre Hilfen in Krankenhäusern in Anspruch genommen. Die Zahl der ärztlich eingewiesenen drogenabhängigen Minderjährigen ist im gleichen Zeitraum um den Faktor achtzehn gestiegen. Es wird in Fachkreisen vermutet, dass die wirkliche Zahl der Drogenabhängigen zehnmal höher ist als die der offiziell registrierten. Sie lehnen Beratung und Therapie überwiegend ab und viele dieser jungen Menschen sind an der organisierten Kriminalität beteiligt.

Für Kinder und Jugendliche gab es in den letzten Jahren generell einen leichteren Zugang zu allen Arten von Drogen, weil sich immer mehr Arbeitslose aus dem Kaukasus, Zigeuner sowie andere Volksgruppen am Drogenhandel beteiligt haben. Aber auch Kinder und Jugendliche selbst sind in den organisierten Drogenhandel verwickelt. Sie sind entweder als Händler dabei, oder sie sind drogenabhängig und handeln gleichzeitig. Und in manchen kinderreichen Familien sind auch Väter, Mütter, Großeltern oder Verwandte beteiligt und nutzen nicht selten ihre Kinder für den Handel aus.

Das Anti-Drogen-Programm

Weil das Drogenthema von hoher politischer Brisanz ist und um deshalb ein deutliches Signal zu setzen schrieb die Regierung des Gebietes 1999/2000 ein Anti-Drogenprogramm aus, das folgende Schwerpunkte enthält:

- Die Finanzierung ist über den regionalen Haushalt (1999 z. B. in Höhe von 5.376.000 Rubel) gesichert.
- Die Kooperation der Ämter für Jugend, Bildung, Gesundheit, Familie, Innere Sicherheit, Presse, Finanzen und Zoll sowie der Polizei ist vorgeschrieben.
- Die Erprobung von neuen Maßnahmen z. B. die Öffnung von Jugendklubs für Anti-Drogen-Programme, die Beteiligung der Beratungsstellen, öffentliche Jugendaktionen mit Popmusik sowie Anti-Drogen-Kampagnen und Programme zur Förderung gesunder Lebensweisen.

In dem zuletzt genannten Programm wurden z. B. Wodka, Zigaretten und leichtere Drogen gegen Gutscheine für kulturelle (u. a. Konzerte berühmter Pop-Gruppen) und sportliche Aktivitäten getauscht. Und die Aktion »Wir sind für ein drogenfreies 21. Jahrhundert!« gehörte ebenfalls dazu. Im Rahmen dieser Aktion wurden T-Shirts und andere Werbeträger verteilt, Medien und Musikgruppen spielten eine wichtige Rolle. Eine Evaluation des Projektes ist vorgesehen.

Beim Drogenmissbrauch kommt verschärfend hinzu, dass AIDS und auch Geschlechtskrankheiten stark zugenommen haben. Im Jahr 2000 wurden trotz aller Kampagnen 268 Fälle von Immunschwäche neu registriert. Dies bedeutete einen Zuwachs von 9 % (Vergleich zum Vorjahr). Der Anteil der Jugendlichen an den Infizierten ist hoch, Ursache war in fast allen Fällen der Drogenkonsum. Und der Zuwachs hält unvermindert an. Bereits in der ersten Hälfte 2001 wurden in dieser Altersgruppe 383 neue Fälle registriert, dazu 3 Fälle bei Neugeborenen. Die Prognosen für die Region sind schlecht. Wolgograd gilt als internationale Drehscheibe im Drogenhandel und dringend notwendige Angebote für Diagnostik und Therapie sind viel zu gering. Die vorhandenen Ausrüstungen (so gibt es kaum notwendige Schutzbrillen und Schutzhandschuhe) sowie die medizini-

schen Labors sind fehlerhaft und veraltet, Betten für Infizierte fehlen weitgehend.

Seit 1997 führen Administration und Freie Träger Präventionsprogramme gegen Drogenkonsum durch und bieten Hilfen für Drogenabhängige an. Doch noch ist das viel zu wenig. Es fehlt an wirksamer Aufklärung in Kindergärten, Schulen und Freizeiteinrichtungen (Klubs) sowie an Aktionen in den Straßen. Es gibt noch immer zu wenige Fachkräfte aus Sozialpädagogik, Sozialarbeit und Psychologie, auch wenn sich hier langsam erste Fortschritte zeigen. Die »neue Generation« z. B., die jetzt nach und nach die Fachschulen verlässt, bringt neue Kenntnisse und Ideen mit. Aber noch ist die Finanzierung viel zu gering. Auch im Umgang mit harten und leichten Drogen wird viel zu wenig unterschieden, aber dies lässt das russische Rechtssystem trotz des gesellschaftlichen Umbruchs bis heute noch nicht zu. Im Strafrecht gibt es noch immer keinen Unterschied zwischen Abhängigen und Händlern, erforderliche Unterscheidungen zwischen den dringend benötigten Hilfen für die Opfer und sinnvollen Strafen für die Täter gibt es derzeit noch nicht.

Die ökonomischen Umwälzungen und der Respekt vor dem Recht

Mit dem Umbruch des Rechts- und Finanzsystems haben viele Kinder und Jugendliche das Vertrauen in diese Systeme verloren. Ihr Aufwachsen war wesentlich durch Unsicherheit und Ambivalenzen geprägt. Bis dahin gültige Normen, Werte und Regeln hatten quasi über Nacht ihre Gültigkeit verloren oder ihre Reichweite eingebüßt. Ellenbogen und Rücksichtslosigkeit galten plötzlich mehr als Rechtssicherheit und Verlässlichkeit.

Die neuen Institutionen waren zunächst häufig unzuverlässig, konnten Stabilität und Perspektiven nicht garantieren. Dazu kam, dass manche Institutionen zwar ihre Namen geändert, aber Inhalte und Aktivitäten beibehalten haben. So hat sich z. B. die ehemalige »Staatsautoinspektion« im Jahr 1999 in »Staatsinspektion für die Sicherheit im Verkehr« umbenannt, hat allerdings sonst kaum etwas verändert. Ihre sprichwörtliche Unfreundlichkeit und die gleichfalls gut bekannte Bestechlichkeit ihrer Inspektoren sind weitgehend erhalten geblieben. Und auch das Verhältnis zwischen Polizei (Miliz) und Bevölkerung hat sich kaum verändert. Nach wie vor verhält sich die Polizei so wie immer und genauso sind Misstrauen und Verbitterung in der Bevölkerung geblieben.

So konnte sich in Russland bisher nur ansatzweise eine dringend erforderliche Kultur des »Respekts vor dem Recht« entwickeln. Kinder, Jugendliche und Erwachsene haben überwiegend nur wenig oder keine Achtung vor dem Eigentum oder den Rechten Anderer und vor der gesellschaftlichen Ordnung.

Individuen und staatliche Institution

Die Eltern straffälliger Kinder wenden sich selbst in schwierigen Situationen nicht an die Polizei. Sie halten sich gegenüber staatlichen Organen zurück oder sind ganz verschlossen. Sie haben in der Regel kein Vertrauen zu ihnen. Diese Einstellungen und das entsprechende Verhalten sind im Wesentlichen noch Resultat aus der Rolle und Funktion dieser Organe in der sowjetischen Gesellschaft und deren »Gewaltkultur«. Menschen erhielten kaum Hilfen, sie wurden eher kontrolliert und überwacht.

Auch wenn sich seit der Perestroika vieles geändert hat, wenn die Überwachungsfunktion staatlicher Einrichtungen auf ein Minimum reduziert und staatliche Hilfen stärker betont werden, hat sich das Bewusstsein der Einzelnen nicht sehr verändert. Die Einführung neuer Rechtsnormen allein hat in der Bevölkerung noch zu keiner Stabilisierung eines neuen Rechtsbewusstseins geführt. Der gesellschaftliche Umbruch und die damit verbundenen zahlreichen Enttäuschungen haben Frustrationen und Misstrauen erzeugt. Der versprochene und vor allem erwartete Wohlstand ist aufgrund der wirtschaftlichen Lage nicht Wirklichkeit geworden. Zwar hat das Warenangebot für alle erkennbar deutlich zugenommen, aber die Entwicklung der Einkommen hat mit den inzwischen geweckten Wünschen auch nicht annähernd Schritt gehalten. Die Menschen sind der zahlreichen Versprechen müde.

Viele Fachleute mit guten Qualifikationen werden nach überholten und aufgrund der Preisentwicklungen unangemessenen Tarifen bezahlt. Oft ist es der gesetzlich festgeschriebene Mindesttarif, der in etwa dem Existenzminimum entspricht. Das staatlich garantierte Mindesteinkommen lag im Sommer 2001 bei monatlich 134 Rubel brutto, das sind derzeit etwas mehr als 10 DM. So verdienen Lehrkräfte an den Schulen, zuständig für die Erziehung der nachwachsenden Generationen Russlands, heute brutto 670 Rubel (ca. 60DM). Und dies vor dem Hintergrund einer galoppierenden Inflation, die der Kaufkraft beiträgt.

Nur mühsam gewöhnen sich die Menschen an das neue Steuersystem, an veränderte Arbeitsrealität, an Privatunternehmen und an die vielen sonstigen Änderungen in Russland. Diese Unsicherheiten führen zu Störungen im Sozialverhalten, d. h. zu Problemen im Zusammenleben. Viele, die sich an die »guten alten Zeiten«, und das ist der Kommunismus, noch erinnern können, lehnen das unsichere Neue ab und haben die Orientierung verloren. Sind sie Eltern oder Großeltern, dann erziehen sie ihre Kinder gegen das neue System und fördern Aggressionen und schließlich auch Gewalt.

Je nach ihrer sozialen Zugehörigkeit gewöhnen sich die Menschen unterschiedlich an die neue Situation. Etwa zwei Drittel der Bevölkerung haben kaum mehr als das amtlich festgelegte Existenzminimum zum Leben, ein Drittel »überlebt« irgendwie unterhalb dieser Grenze. Wesentlich besser geht es einer kleinen Gruppe von Profiteuren des Umbruchs, den in Russland so bezeichneten »neuen Russen«. Für diese Kategorie gibt es keine exakte Definition. Aber dazu gezählt werden neben den Unternehmern oder anderen Angehörigen einer neuen Mittelschicht, die durch kapitalistisches Wirken viel Geld verdient haben, auch solche, die durch kriminelle Machenschaften reich geworden sind. Diese prägen vor allem das Bild der »neuen Russen«. Sie ziehen ihre geschlossenen Cliques vor, leben nach eigenen Regeln und Prinzipien. Sie bevorzugen eine besondere Mode, tragen speziellen (und auffälligen) Schmuck, pflegen ausgefallene Umgangsformen und fahren auffällige Autos.

Vorschule/Kindergarten Die vorschulische Betreuung erfasst Kinder von zwei oder drei bis zum Alter von sieben Jahren. Neben der »normalen« Vorschulpädagogik werden u.a. auch Logopädie, Logorhythmik und in letzter Zeit verstärkt Waleologie (Waleologie befasst sich mit gesunder und harmonischer Lebensweise. Musik, Lesen, Gymnastik und eine Kombination von anderen Entwicklungs- und Sportangeboten, die Hilfe bei der Erziehung von Kinder leisten, werden entwickelt). Manche Kindergärten bieten darüber hinaus gegen Bezahlung auch andere Kurse an, so z. B. Schwimmunterricht.

In den letzten Jahren ist die Geburtenquote auch in der Region deutlich zurückgegangen (1998 um 6 %, 1999 um 7,5 % und 2000 um 7,2 %), Russland wird älter.

Der Kindergarten gilt nach wie vor als eine wichtige Erziehungseinrichtung. Die meisten Eltern wollen, dass ihre Kinder mit Gleichaltrigen aufwachsen und hier Erfahrungen in der Gemeinschaft machen. Eine kleine Gruppe von Kindern besucht die Vorschule überhaupt nicht mehr. Das sind zum einen die Kinder der »neuen Russen«, die durch Privatlehrer betreut und von diesen auf die Schule vorbereitet werden. Ihr Reichtum macht sie von den öffentlichen Einrichtungen unabhängig, sie können sich mit dem Geld alles leisten. Ihre Kinder erfahren von Anfang an, dass sie nicht zu den »normalen« Kindern dazugehören, dass sie etwas Besonderes sind. Mit Geld, so die Erfahrung, kann man sich alles kaufen. Diese Kinder erfahren früh, dass es für sie kaum Grenzen gibt. So haben sie oft Probleme mit dem Recht und im Umgang mit gleichaltrigen Kindern. Wenn diese Kinder auffällig werden, haben auch die Sozialarbeiter Schwierigkeiten mit ihnen, denn sie haben häufig aufgrund ihres vereinzelt Aufwachsens kein soziales Verhalten gelernt.

Es besuchen aber auch Kinder, deren Eltern unter dem Existenzminimum leben, häufig keinen Kindergarten. Die Eltern können sich den Besuch des Kindergartens nicht leisten, zumal in den letzten Jahren immer mehr Angebote in den Kindergärten privat gezahlt werden müssen. Auch diese Kinder sind für die Sozialarbeit nur schwer zu erreichen. Ihre soziale Scham ist groß, sie spüren oder wissen um ihre Außenseiterrolle und ziehen sich leicht zurück.

Inzwischen gibt es, so wird beklagt, bereits unter den Kindern die Hoffnung auf schnellen Reichtum, auf Wohlstand ohne Arbeit und Mühe. Daneben gewinnen männliche Autorität, Macht und Gewalt an Bedeutung. Damit verbunden ist eine Benachteiligung des »Weiblichen« und ein zunehmend brutalerer Umgang mit den Schwächeren. Dazu zählen besonders Mädchen, Kinder und behinderte Menschen.

Schule Zu Zeiten der Sowjetunion kam der Schule eine doppelte Rolle zu: sie war Bildungseinrichtung und Freizeiteinrichtung (Jugendzentrum) in einem. Denn in den Schulen wurden Kinder und Jugendlichen auch nachmittags betreut. Dies gilt heute so nicht mehr. Seit einigen Jahren haben die Schulen ihre Nachmittagsbetreuung reduziert, nur noch wenige arbeiten nach dem Unterricht gezielt mit den Kindern, helfen bei Hausaufgaben und machen Freizeitangebote. Neben der schulischen Förderung geht es diesen wenigen Schulen darum, Kindern bei der Freizeitgestaltung zu helfen, sie von der Straße zu holen und sie aus den manchmal belasteten Herkunftsmilieus rauszuholen. Grundannahme ist, dass die nachschulische Betreuung das Konzentrationsvermögen steigert, die schulischen Leistungen verbessert, Verhaltensauffälligkeiten reduziert und die Entwicklung von Klassengemeinschaften unterstützt. Die Eltern zahlen Essensgeld und müssen ihre Kinder abholen.

Kinder aus belasteten Familien, in denen Armut, Auffälligkeit und Gewalt fast alltäglich geworden sind, können sich solche Angebote nur leisten, wenn sie einen finanziellen Zuschuss bekommen. Sie müssen Sozialhilfe beantragen und erst dann können sie einen Platz für ihr Kind bekommen. Die Tagesgruppen bieten die Betreuung fünf bis sechsmal wöchentlich an. Daneben gibt es Einzelgespräche für Eltern und regelmäßig führen Psychologen während der Lernprozesse Evaluationen durch.

Gezielt bieten Sporttrainer in der Schule schwierigen männlichen Jugendlichen Sport an, damit diese schnell Stärken und Erfolge erleben. Es bleibt für die Arbeit mit diesen schwierigen Jungen aber als Problem, dass die meisten Fachkräfte in der Pädagogik weiblich sind (Lehrerinnen, Sozialarbeiterinnen, Psychologinnen). Auch für Mäd-

chen werden geschlechtsspezifische Angebote gemacht: Theater in der Schule, Modenschauen und Festivals werden genutzt, um die Mädchen ansprechen zu können.

Gemeinsam mit den Erziehungs- oder Drogenberatungsstellen versucht die Schule auch die »unerreichbaren« Kinder und Jugendlichen doch noch zu erreichen.

Grundsätzlich gilt für die Region wie auch für Russland insgesamt, dass die Schulen in den letzten Jahren mehr und mehr die Zuständigkeit für die Erziehung zurückgewiesen haben. Die Lehrkräfte verdienen wenig, haben oft sogar eine zweite Beschäftigung, um »überleben« zu können und haben ihr Interesse am Niveau und an der Qualität der schulischen Bildung zwangsläufig reduziert. Auch ihr Verhältnis zu den Kindern und Jugendlichen hat sich verändert. Die Folge ist ein Bedeutungsverlust der Lehrer in der Öffentlichkeit, ein Imageverlust. Sowohl die schlechten Arbeitsbedingungen als auch die damit verbundene geringe Motivation der Lehrkräfte führen zu einer Abwertung der Profession, und das wirkt sich negativ auf den pädagogischen Nachwuchs aus.

Bildung und Beruf: Berufsschulen und Perspektiven auf dem Arbeitsmarkt

Eine wichtige Grundlage für die berufliche Zukunft in Russland ist eine qualifizierte Berufsausbildung. Experten behaupten, dass die Nachfrage nach qualifizierten Arbeitskräften (Facharbeiter und Hochschulabsolventen) in 10 bis 15 Jahren groß sein wird. Ungelernte Arbeitskräfte, für die heute noch Arbeit vorhanden ist, werden deutlich weniger gefragt sein.

Die meisten Jugendlichen (51 %) erlernen ihren Beruf heute in Berufsschulen, manche auch in Handwerks- oder Industriebetrieben, im Einzelhandel, in den Verwaltungen oder im öffentlichen Dienst. Betriebe und Berufsschulen regeln die Ausbildung der Jugendlichen gemeinsam vertraglich. Aber Ausbildungsplätze gibt es immer noch zu wenige. Deshalb haben die Arbeitsämter im Gebiet Wolgograd und die Stadt Wolgograd einige Ausbildungsplätze z. B. im Baubereich, der Begrünung, beim Transport, der Polizei (Miliz) oder im Sanitätsdienst eingerichtet. Das Jugendamt für das Gebiet Wolgograd legt jährlich auch ein Beschäftigungsprogramm auf, auch für Ferienjobs. Dafür wird mit Fernsehspots und in Zeitungen geworben. Die Bereitstellung von Arbeitsplätzen für arbeitslose Jugendliche ist befristet und vermittelt ihnen erste Arbeitserfahrungen. Im Jahr 2000 wurden für das Programm etwa 7,5 Millionen Rubel (entspricht ca. 625.000 DM) bereitgestellt. Die Arbeitsplätze wurden u.a. in den Bereichen Bau, Ökologie, Landwirtschaft und Sozialarbeit für 37.000 Jugendlichen bereit gestellt. Langfristig sollen diese befristeten Arbeitsplätze in Dauerarbeitsplätze umgewandelt werden.

Und es gibt die üblichen Angebote wie Berufsorientierung und Berufsberatung in Seminaren und Schulen als Einzel- oder Gruppenangebote. Dazu werden Betriebskontakte vermittelt.

Obwohl immer mehr Frauen in Führungspositionen vertreten sind, manche junge Frau eine gute Qualifikation anstrebt und sich im Beruf persönlich entfalten und finanziell unabhängig sein will, legen sich dennoch auch heute noch viele Mädchen bei ihrer Berufsauswahl auf ein relativ enges Spektrum von Berufen fest. Dies sind vor allem die traditionellen Frauenberufe, die besonders krisenanfällig sind. Hier sollen den Mädchen die Risiken solcher Entscheidungen deutlich gemacht werden, eine breitere berufliche Orientierung für junge Frauen wird angestrebt.

Tabelle 1

Bevölkerung im Gebiet Wolgograd in Schule, Berufsausbildung und Studium (pro tausend Einwohner)

	1990-91	1995-96	1998-99	1999-00	2000-01
Insgesamt	475,7	498,5	510,2	507,3	506,9
allgemeinbildende Schulen	360,6	389,5	388,3	378,8	365,8
Vorschulen	32,8	26,8	25,7	25,3	24,9
Berufsschulen	43,3	40,9	44,6	47,5	51,9
Hochschulen	39,0	41,3	51,6	55,7	64,3

Quelle: Staatsamt für Statistik GW RF. Gebiet Wolgograd in Zahlen, Bildung, S. 51

Freie Träger und Jugendpolitik

Im Bereich der Jugendpolitik im Gebiet Wolgograd arbeiten mehr als tausend Beschäftigte in Sozialarbeit und Sozialpädagogik, allgemeiner Pädagogik und Verwaltung. Es gibt eigene Jugendämter und Abteilungen für Kinder und Jugendliche in 47 Städten und Gemeinden im Gebiet. Dort arbeiten auch die meisten der Fachleute, nur 75 sind in den 16 Dörfern des Gebietes tätig.

Es gibt im Gebiet fünf zentrale Einrichtungen:

- das Jugendinstitut für Jugendpolitik und Sozialarbeit
- das Jugendarbeitsamt
- die Zeitung »Jugendliche: Neue Tendenzen und Zugänge«
- das Sommerlager »Die grüne Welle« für Kinder
- das Zentrum für Informations- und Sozialtechnologien.

Und es gibt inzwischen 89 Jugendklubs, elf Freizeitzentren für Kinder und Jugendliche sowie elf anerkannte Freie Träger der Jugendhilfe, von den Pfadfindern bis zu einer Behindertenorganisation.

Das Jugendamt des Gebietes Wolgograd arbeitet seit 1991. Seitdem wurde ein Konzept für die Jugendpolitik entwickelt, im Gebiet umgesetzt und eine Reihe notwendiger Gesetze – u. a. zur Familienhilfe, zur Förderung von Jugendverbänden, zur Schulsozialarbeit, zu Arbeitsmarkthilfen, zur Delinquenzprävention – wurden auf den Weg gebracht. Mit einem Hearing zur staatlichen Jugendpolitik und ihren Ergebnissen wird noch in diesem Jahr eine Zwischenbilanz gezogen.

Im Gebiet sind staatliche und nicht-staatliche Einrichtungen an der Umsetzung der Politik beteiligt. Besonders wichtig sind die genannten zentralen Einrichtungen im Gebiet. Die Ergebnisse der Politik werden vom Jugendinstitut des Gebiets evaluiert. Seine wissenschaftlichen Erhebungen sind auch Grundlage der Jugendpolitik und es ist an der Ausbildung von Fachkräften der Sozialarbeit und Sozialpädagogik maßgeblich beteiligt. Rund 8.000 Studenten haben diese Ausbildung bisher durchlaufen und erfolgreich abgeschlossen. Dass das Jugendamt des Gebiets seine Fachkräfte im Jugendinstitut fortbilden lässt, unterstreicht die große Bedeutung des Instituts.

Seit 1999 unterstützt das Zentrum für Informations- und Sozialtechnologien die Gründung von Beratungsstellen für Kinder und Jugendliche im ganzen Gebiet Wolgograd. Inzwischen gibt es sieben Informationszentren, weitere sind geplant. Deren Arbeit soll am Beispiel einer Beratungsstelle verdeutlicht werden. Das Zentrum ist ein wichtiger Treffpunkt für Kinder und Jugendliche. Es werden z. B. Einzelgespräche mit Jugendlichen, Elternarbeit, Informationen über Sexualverhalten, Schutz vor Aids sowie Prävention gegen emotionale und körperliche Gewalt angeboten. Vor allem das Thema »Gewalt« ist seit 1997 immer brennender geworden. Um hier Erfahrungen, auch aus anderen Ländern zu nutzen, gibt es einen nationalen und internationalen Fachkräfteaustausch.

Ein wichtiges Vorhaben des Jugendamtes in der Rubrik Gewaltprävention ist die Vorbereitung männlicher Jugendlicher auf den Militärdienst. Dort gibt es regelmäßig Drangsalierungen junger Rekruten, die körperlicher Gewalt und Übergriffen ausgesetzt sind, die schikaniert und diskriminiert werden. Die Jungen sollen bereits vor dem Militärdienst lernen, sich gegen die gewaltsamen Übergriffe, auch gegen den brutalen Umgang unter den Rekruten selbst, zu wehren. Sie sollen Diskriminierungen wegen Nationalität, Alter und Neigungen abwehren können. Sie lernen den richtigen Umgang mit der im Militär erwarteten Ordnung und werden körperlich und sportlich vorbereitet. Auch der Patriotismus wird thematisiert. Inzwischen fast schon vergessene Wettbewerbsspiele mit militärischen und sportlichen Anteilen werden wieder angeboten und von Kin-

dern und Jugendlichen, auch Mädchen, begeistert angenommen. Mit diesen Spielen soll unter den Minderjährigen nicht nur die körperliche Leistungsfähigkeit erhöht werden, auch der Patriotismus soll gestärkt werden. Hier war mit dem Ende der Sowjetunion nämlich ein Vakuum entstanden, das staatlich gewollt wieder besetzt wird. Weil dies für die Regierung der Russischen Föderation von nationaler Bedeutung ist, wird diese Jugendarbeit als Projekt »Patriot« aus dem föderalen Staatshaushalt unterstützt (eine Art Nationaler Kinder- und Jugendplan »Alexander Newskii«). Die Durchführung des Programms ist im Gebiet Wolgograd dem Freien Träger »Jugendunion Russlands« übertragen.

Aufgrund der Bedeutung Wolgograds im Großen Vaterländischen Krieg (Zweiter Weltkrieg) gibt es regelmäßig Suchaktionen nach gefallen Soldaten. Hier führt der regionale Freie Träger »Suchaktion« unter Beteiligung von Suchgruppen aus ganz Russland Grabungen durch. Allein im Jahr 2000 wurden 13 Expeditionen im Gebiet durchgeführt, an denen Jugendliche u. a. auch aus Deutschland beteiligt waren. Etwa 600 Gefallene wurden in diesem Jahr gefunden. Zur Zeit bemühen sich wissenschaftliche Fachkräfte um die Identifizierung. Die Beisetzung wurde unter Beteiligung der Jugendorganisationen durchgeführt.

Von großer Bedeutung für die Freizeit von Kindern und Jugendlichen sind in Russland nach wie vor die Sommerprojekte, in Wolgograd vor allem die Sommerlager. Hier ist das Jugendamt im Gebiet Wolgograd sehr aktiv. Vor allem Familien mit mehr schulpflichtigen Kindern, die Sozialhilfe bekommen sowie Kinder, die nur beschränkte Möglichkeiten haben, werden unterstützt. Seit 1996 werden für sie kostenfreie Plätze in den Sommerlagern zur Verfügung gestellt. Seitdem sind diese Plätze für die 10 bis 15-Jährigen von 6.200 auf 15.000 angewachsen, in fünf Jahren um mehr als das Doppelte. Gleichzeitig sind auch inhaltliche Neuerungen in die dreiwöchigen Aufenthalte eingeführt worden: So wurden zusätzlich zu den Freizeit- und Erholungsangeboten auch Bildung und Wissen verstärkt. Erstmals wurde dies 1996 in 12 Lagern mit 1.200 Kindern erprobt. Die Rückmeldungen der Kinder und Jugendlichen, die systematisch befragt wurden, waren positiv, sodass seitdem immer neue Projekten erdacht, ausprobiert und umgesetzt werden. Inzwischen sind 34 Sommerlager mit 6.000 Kindern und Jugendlichen einbezogen. Zu den Angeboten der Sommerlager gehören neben den Freizeitaktivitäten u. a. Sportwettbewerbe, Diskotheken, thematische Angebote wie Diskussionen um Kinderrechte, Modenschauen, Kunst- und Ökologieaktionen, Projekte aus Wirtschaft und Wissenschaft.

Für das Jugendamt, oft in Kooperation mit anderen Ämtern (z. B. Kultur oder Sport) besonders wichtig ist die Unterstützung begabter und talentierter Kinder und Jugendlicher. Für diese Zielgruppe werden Förderprogramme und Wettbewerbe in den Bereichen vom Sport über künstlerische Betätigungen bis hin zu wissenschaftlichen und sozialen Aktivitäten angeboten.

Oksana Zelenova

lebt und arbeitet in Wolgograd (Russische Föderation) und unterrichtet an der dortigen Universität.

Vorschulpädagogik in Russland – Was können wir daraus für den Umgang mit Kindern aus Aussiedlerfamilien lernen?

Unterschiedliche pädagogische Konzeptionen in russischen und deutschen Kindergärten

In Deutschland kann nicht von dem Kindergarten gesprochen werden. Neben den je nach Bundesländern und Trägern unterschiedlichen normalen Kindergärten gibt es z. B. noch Waldorf-, Montessori- und Fröbelkindergärten. Mitunter sind die Übergänge fließend, so können sich z. B. städtische Kindergärten bei einigen Beschäftigungen an Fröbelschen Prinzipien orientieren. Ziel aller Einrichtungen ist aber die altersgemäße Förderung der Kinder, damit sie ihre Persönlichkeit optimal entwickeln und die Schulreife erreichen können. Um eine Basis für den Vergleich von Konzeptionen deutscher und russischer Vorschulpädagogik zu haben, sollen zunächst die Kriterien dessen, was jeweils unter Schulfähigkeit verstanden wird, aufgelistet werden:

Kriterium	Deutschland	Russland
1.	Förderung von Individualität in der Persönlichkeitsentwicklung, jedoch auch die Herausbildung sozialer Kompetenzen (kommunikative Fähigkeiten, Konfliktlösungsstrategien, Gemeinschaftsfähigkeit)	Verhaltensnormen, soziale Kompetenzen und Gemeinschaftsfähigkeit werden im Rahmen der Kollektiverziehung erlernt, Herausbildung von Individualität wird neuerdings bedingt gefördert, Individualismus jedoch strikt abgelehnt
2.	Selbstständigkeit als Potenzial in dem Sinne, dass sich das Kind auch mit neuen, ungewöhnlichen Situationen konstruktiv auseinandersetzen kann – globale Fähigkeit, Entscheidungen zu treffen	Selbstständigkeit im Sinne erworbener konkreter Fertigkeiten, mithilfe derer das Kind im Alltag »funktioniert« (kann allein diese und jene Tätigkeiten verrichten, kennt die entsprechenden Regeln); eigenständige Entscheidungen sind nicht zu treffen, sondern die Anweisungen des Erwachsenen abzuwarten/ zu befolgen
3.	Orientierung auf globale Kompetenzen	Orientierung auf konkrete Fähigkeiten und Fertigkeiten
4.	Orientierung auf den Prozess: Wie gelangt das Kind zum Ergebnis?	Orientierung auf ein Endresultat: Was kann das Kind?

Kriterium	Deutschland	Russland
5.	verschiedene Lebensbereiche	verschiedene Wissensbereiche
6.	Umgang mit den Zahlen von 1 bis 5 bzw. 6, Lesen und Schreiben wird erst in der Schule erlernt	Umgang mit den Zahlen von 1 bis 10, sowie deren Addition und Subtraktion, Lesen und Schreiben wird bereits im Kindergarten erlernt
7.	Rolle des Erwachsenen eher anleitend, unterstützend; durch Tätigkeit von Kinderpflegerinnen und Praktikantinnen in der Gruppe selten Fixierung auf einen Erwachsenen	Rolle des Erwachsenen ist führend; Konzentration nur auf die Person der Erzieherin, da Gruppenhelferin lediglich hauswirtschaftliche Tätigkeiten verrichtet
8.	keine spezielle Betonung der Geschlechtsrolle	zielgerichtete Orientierung auf die Geschlechtsrolle

Zu 1. *Individualität oder Kollektivität?*

In der Sowjetunion wurden Kinder als Zukunftsträger der Gesellschaft betrachtet. Deshalb sorgte der Staat für medizinische Betreuung, vorschulische und schulische Ausbildung der Kinder und Familien mit mehreren Kindern erhielten Vergünstigungen (z. B. Wohnraum). Andererseits wurden die Kinder stets als Gesamtheit gesehen, sodass die Individualität des einzelnen Kindes in den Hintergrund trat. Die Erziehung in staatlichen (Vorschul-)Einrichtungen hatte die Aufgabe, sozialistische Persönlichkeiten zu formen. Die jungen Menschen sollten geistigen Reichtum, moralische Sauberkeit und körperliche Vollkommenheit in sich vereinen, ideologisch überzeugt sein, eine gewissenhafte Einstellung zur Arbeit besitzen und kollektivfähig sein. Es wurde vermittelt, dass Energien bzw. Fähigkeiten des einzelnen dazu bestimmt sind, der Gesamtheit der Menschen zu dienen. In diesem Zusammenhang galten Zielstrebigkeit, Beharrlichkeit, Ausdauer, Selbstbeherrschung, Disziplin als wünschenswerte Eigenschaften. Disziplin als unbedingte und bewusste Unterordnung des eigenen Verhaltens unter die gesellschaftlichen Normen und Bedürfnisse wurde als grundlegendes Erfordernis für das menschliche Zusammenleben (z. B. in späteren Arbeitskollektiven) erachtet. Die Fähigkeit zu Gehorsam, Selbstkontrolle sowie die Unterdrückung unvernünftiger Wünsche (d.h. Wünsche, die dem Wohl der Allgemeinheit entgegen stehen oder die als von vornherein unerfüllbar anzusehen sind) wurde in der Sowjetpädagogik als äußerlich sichtbare Umsetzung moralischer Eigenschaften, als Meilenstein in der Persönlichkeitsentwicklung gewertet. Man

könnte – stark vereinfacht – zusammenfassen: Die beste Persönlichkeit war die, die am uneigennützigsten kollektive Interessen berücksichtigt und sich am problemlosesten in die Gemeinschaft einfügt; allerdings nicht im Sinne bloßer Anpassung, sondern aus echter, innerster Überzeugung.

Nach der Perestrojka setzte auch in der Pädagogik ein Umdenken ein. Man ist heute bemüht, auch die Individualität der Kinder zu fördern – das bedeutet: Weg vom Schablonendenken! Die Kinder sollen nicht länger als Gefäß betrachtet werden, in das man Wissen hinein füllt. Die Persönlichkeit des Kindes benötigt einen gewissen Freiraum, sodass auch Abweichungen von bisher unumstößlichen Regeln zu akzeptieren sind. Die Umsetzung in der Praxis erfolgt jedoch zögerlich. Man ist bemüht, Individualität und Gemeinschaftsfähigkeit gleichermaßen zu fördern, was recht sinnvoll erscheint (das eine im Rahmen des anderen), aber eine Gratwanderung darstellt. Man grenzt Individualität betont vom Individualismus ab, da man letzteren in Verbindung mit aggressiven und unmoralischem Verhalten gegenüber der Gesellschaft sieht: In westlichen Ländern würden den Kindern persönliche Initiative und Dominanz als Werte vermittelt, die schließlich zu Konkurrenzdenken und Gewaltbereitschaft führen. Individualismus wird ausschließlich mit Rücksichtslosigkeit, Ellenbogengesellschaft und Vereinsamung der Menschen assoziiert.

Zu 2. *Selbstständigkeit*

Selbstständigkeit bedeutet in Russland in erster Linie, dass ein Kind den Ablauf einer bestimmten Verrichtung beherrscht, z. B. sich die Zähne zu putzen, sich anzuziehen oder häusliche Tätigkeiten ohne die Hilfe eines Erwachsenen auszuführen und dabei gegebenenfalls auch eine vorgeschriebene Reihenfolge einzuhalten. Diese Tätigkeiten wurden erlernt, oftmals im Sinne von Stereotypen. So heißt es im Lehrbuch »Vorschulpädagogik«: »Die Erzieherin sollte die Kinder daran gewöhnen, sich ... in einer bestimmten Reihenfolge an- und auszuziehen. Zuerst ziehen alle die Hosen, Schuhe und den Mantel an, setzen die Mütze auf, binden den Schal um und ziehen die Handschuhe an. Kommen sie von draußen zurück, so ziehen sie sich in umgekehrter Reihenfolge aus« (*Jadeschko 187*). Wichtig war also, dass das Kind in festgelegten Situationen funktioniert. Wie jedoch sollte es sich in ganz unvorhergesehenen Situationen verhalten? Wenn nun der Schal zu kurz war, ihn außen über den Mantel zu binden? In neueren Konzeptionen, die nach der Perestrojka entstanden sind, wird eine Selbstständigkeit gefordert, die eher westlichem Verständnis entspricht. Dort wird vor allem die Abkehr von Frontalmethoden bei der Wissensvermittlung und stattdessen Kleingruppenarbeit mit Gelegenheiten zum Ideenaustausch der Kinder empfohlen. Die Anleitung durch einen Erwachsenen wird zwar für

nötig befunden, doch sollte Hilfestellung bedarfsgerecht und auch individuell differenziert erfolgen. In der Praxis sind damit Konflikte vorprogrammiert, da dies Partnerschaftlichkeit und damit ein verändertes Erzieher-Kind-Verhältnis voraussetzt. Auch wird es lange dauern, bevor sich in der russischen Gesellschaft diese neue Art der Selbstständigkeit verankern kann. Über Generationen hinweg – nicht nur in der Sowjetzeit – bestand eine absolute Obrigkeitshörigkeit in der Bevölkerung. Was zunächst gegenüber dem umfassenden Behördenapparat galt, wurde in der Sowjetunion durch Ausbildung und Einsatz von Spezialisten ausgeweitet. Im Produktionsbetrieb z. B. oblagen selbst einfache Entscheidungen dem Vorgesetzten. Da also eine Erziehung zu echter Selbstständigkeit eine freiheitliche, unabhängige Lebenseinstellung der Erzieherinnen erfordern würde, diese jedoch in den meisten Fällen selbst in das Denkschema der russischen Gesellschaft eingebunden sind, nach unbewussten Vorbildern leben, lässt sich die Langwierigkeit eines solchen Wandlungsprozesses erahnen.

Zu 3. und 4. Das Wie und das Was – Qualität und Quantität?

Während in Deutschland auf die Ausbildung verschiedener Grundfähigkeiten beim Kind (z. B. Beherrschung der Feinmotorik) Wert gelegt wird, gibt es in Russland ganz genaue Vorgaben, welche Fähigkeiten und vor allem Fertigkeiten das Kind seinem jeweiligen Alter entsprechend erworben haben sollte. Dies erfolgt auch nicht im Sinne eines Versuchs der Operationalisierung von Feinmotorik, sondern quasi um seiner selbst willen: Kann das Mädchen ein solches Bild (Vergleich mit Vorlage) zeichnen, kann es eine bestimmte Figur ausschneiden, kann es einen Knopf annähen? Wenn nicht, muss es ihm nochmals gezeigt bzw. mit ihm geübt werden, bis es das kann. Gleichzeitig wird hier sehr deutlich, in welcher Weise die Frage nach dem Endresultat im Vordergrund steht. Bei einer Festveranstaltung zählt die Perfektion, mit welcher die einstudierten Lieder und Tänze dargeboten wurden. Das Programm dazu wurde selbstverständlich von den Erzieherinnen bzw. der Methodikerin (eine Art wissenschaftliche Mitarbeiterin in Kindergärten) ausgearbeitet. In Deutschland würde wahrscheinlich Wert darauf gelegt, dass die Kinder – unter Anleitung – das Darbietungsprogramm möglichst selbstständig erstellt haben; Unvollkommenheit wird in Kauf genommen, da es wichtig ist, der kindlichen Kreativität Raum zu gewähren. Darin stimmen neuere russische Autoren mit ihren deutschen Kollegen überein. Vor allem in den künstlerisch orientierten Programmen »Garmonija« (*Worobjewa*) und »Semizwetik« (*Aschikow*) wird eine neue Herangehensweise propagiert, die frei ist von herkömmlichen Instruktionen, und mit welcher im Kind die Freude an einer Tätigkeit (Prozess!) geweckt und somit die Entfaltung eigener Kreativität ermöglicht wird.

Zu 5. Lebensbereiche kontra Wissensbereiche?

Ich bin der Meinung, dass die Unterscheidung in Lebensbereiche hier und Wissensbereiche dort kritisch zu werten ist. Möglicherweise beruht das auf dem Aufbau von Einschulungstests, die in Russland sehr kopflastig sind. Die vorschulische Erziehung in der Sowjetunion gliederte sich in die körperliche Erziehung, die geistige Erziehung, die ästhetische Erziehung, die Sittlichkeitserziehung und die Arbeitserziehung. Beispielsweise beinhaltet die körperliche Erziehung neben Sportstunden, täglicher Morgengymnastik und Bewegung an frischer Luft auch hygienische Verrichtungen; die Arbeitserziehung schließt u. a. Tischdienst, Gartenarbeit, Pflege von Haustieren ein, die ästhetische Erziehung widmet sich dem künstlerischen Schaffen. Allein daran erkennt man, dass in sowjetischen bzw. russischen Kindergärten nicht nur trockener Wissensstoff vermittelt wurde oder wird. Die lehrplanmäßige Einteilung in diese fünf Grundbereiche hat bis heute überdauert. Es bestanden aber dennoch immer Wechselbeziehungen zwischen den Bereichen und heute hat in den komplexen Programmen sogar eine Art Verschmelzung stattgefunden.

Zu 6. Rechnen, Lesen und Schreiben

In Russland werden die Kinder erst mit dem vollendetem siebten Lebensjahr eingeschult. Da der Kindergartenbesuch bis in jüngste Zeit obligatorisch war, konnte bereits im Kindergarten (ab vollendetem fünften Lebensjahr) mit der konkreten Vorbereitung auf die Schule begonnen werden. Die Lehrpläne von Kindergarten und Schule waren im ganzen Land einheitlich aufeinander abgestimmt. In neuerer Zeit besteht diese strenge Einheitlichkeit nicht mehr, auch können manche Familien den Kindergartenplatz nicht bezahlen, sodass nicht mehr alle Kinder erfasst werden. Daher müsste es zukünftig an der Schnittstelle Kindergarten – Schule Veränderungen geben.

Zu 7. Rolle des Erwachsenen

Eng mit dem Thema Selbstständigkeit verknüpft ist die Führungsrolle des Erwachsenen im russischen Kindergarten. In der Sowjetpädagogik war diese führende Position absolut und unangefochten, wobei man nicht die Praktizierung eines autoritären Erziehungsstiles meinte. Es wurden hohe Anforderungen an eine Erzieherpersönlichkeit gestellt, von der ideologischen Überzeugung über charakterliche Qualitäten bis hin natürlich zu fundiertem Fachwissen. So mussten Kindergärtnerinnen z. B. auch Singen und Tanzen können, denn sie sollten den Kindern in allem als Vorbild dienen. In der Praxis organisiert und lenkt die Erzieherin die Spiele der Kinder und verhindert gerade dadurch, dass Kinder Fehler begehen und aus eigenen Erfahrungen lernen können. Die Kinder werden frühzeitig erzogen, Aufträge von Erwachsenen auszuführen und Anweisungen zu be-

folgen. »Die Kinder ahmen in allem ihre Erzieherin nach, vertrauen ihrer Gerechtigkeit und sind von ihren Überzeugungen durchdrungen. ... (So) wie sie muss man sich ... verhalten«. (Jadeschko 243). Neuere Schriften – nach der Perestrojka entstanden – stimmen in der Forderung nach einem demokratischen, partnerschaftlichen Erzieher-Kind-Verhältnis überein. Doch die Auffassung mancher Autoren, was inhaltlich darunter zu verstehen sei, ist teilweise widersprüchlich und nur wenige berücksichtigen die vielfältigen Hürden in der Praxis, die den Erzieherinnen das Umdenken erschweren.

Zu 8. *Geschlechtsrollen*

Die Orientierung auf das künftige Rollenverhalten geschah hauptsächlich im Bereich der sittlichen Erziehung. Es bestehen keine nennenswerten inhaltlichen Unterschiede zwischen der Pädagogik vor und nach der Perestrojka. Die Jungen werden von klein an darauf vorbereitet, schwere Lasten zu tragen, Frauen und Kinder zu schützen und Verantwortung zu übernehmen. Der Mann zeichnet sich durch Tapferkeit, Stärke, Ehrlichkeit und Edelmut aus, während Schönheit, Mitgefühl, Fleiß, Geschicklichkeit und Bescheidenheit als gesellschaftlich erwünschte weibliche Eigenschaften gelten. Dem Mädchen wird Beherrschung der Gefühle und Mutterschaft als verantwortungsvolle Aufgabe nahe gebracht, was allerdings eine aktive Teilnahme am gesellschaftlichen Leben wie auch die Einnahme von Führungspositionen nicht ausschließt. Die Jungen lernen, die Mädchen als zukünftige Mütter zu achten. Diese Geschlechtsrollenidentifikation wird durch die Auswahl des Spielzeuges, Rollenspiele, Märchen und auch direkte Verhaltensanweisungen (»Klettere nicht über den Zaun – du bist ein Mädchen!«) gesteuert. Dieses Rollentraining setzt eine spätere Partnerschaft bzw. Familiengründung als selbstverständlich voraus. Es spiegelt auch die Rollenerwartungen der russischen Gesellschaft wider, die sich nach der Perestrojka in Richtung traditioneller Muster verschärft haben und eine eher passive Rolle der Frau bestimmen.

Rechtliche Grundlagen und gesellschaftlicher Stellenwert des russischen Kindergartens

Rechtliche Grundlagen

Die Etablierung eines nahezu allumfassenden Netzes vorschulischer Einrichtungen im gesamten Gebiet der Sowjetunion seit 1917 entsprang der Notwendigkeit der Betreuung der Kinder erwerbstätiger Mütter sowie der Idee der Kollektiverziehung. Die vorschulischen Einrichtungen, d. h. Kinderkrippen, Kindergärten oder kombinierte Kindereinrichtungen, bildeten die erste Stufe des einheitlichen staatlichen Ausbildungssystems der UdSSR. Durch inhaltlich aufeinander abgestimmte Lehrpläne bestanden durchgängige Bildungswegen von der Kinderkrippe bis hin zur Berufs-, Hochschul- oder Universitätsausbildung, dies sicherte theoretisch Chancengleichheit.

Die gesetzliche Basis für die Errichtung von Kindergärten war der Artikel 15 der »Grundlagen der Gesetzgebung der UdSSR und der Unionsrepubliken über die Volksbildung«. Die Leitung der Vorschuleinrichtungen lag beim Volksbildungsministerium der UdSSR und den entsprechenden Ministerien der einzelnen Republiken. Für das medizinische Personal und die materielle Basis der prophylaktischen und therapeutischen Betreuung der Kinder war das Gesundheitsministerium zuständig. In Einzelfällen konnte die wirtschaftliche Leitung von Kindergärten auch Betrieben und landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften übertragen werden, jedoch musste die Einhaltung staatlich vorgegebener Normen gesichert sein.

Die inhaltliche Arbeit der Vorschuleinrichtungen war im »Erziehungs- und Ausbildungsprogramm für den Kindergarten« verbindlich geregelt und somit die Einheitlichkeit des vorschulischen Ausbildungsniveaus vom Baltikum bis Mittelasien und Sibirien. Dieses Programm war ein staatliches Dokument mit Gesetzeskraft. Ergänzend dazu wurden ständig methodische Hinweise und Empfehlungen nach neuestem wissenschaftlichen Stand herausgegeben. Für die organisatorischen Belange im Kindergarten gab es die »Kindergartenordnung« – das Äquivalent zum »Erziehungsprogramm«. Die Einhaltung der gesetzlichen Vorgaben in den einzelnen Einrichtungen wurde regelmäßig von einem in der Administration des Stadtbezirkes oder Landkreises angestellten Inspektor geprüft.

Auch nach dem Ende der UdSSR haben die gesetzlichen Regelungen aus dieser Zeit weiterhin praktische Gültigkeit, bis vom russischen Staat neue Richtlinien geschaffen werden. Wichtige Neuerungen und Beschlüsse werden derzeit als direkte Anweisungen des russischen Ministeriums für Ausbildung erlassen. Dies ist nur eine Behelfslösung. Problematischer ist, dass die zuständigen staatlichen Stellen seit langem nicht mehr in der Lage sind, ihren materiellen Verpflichtungen gegenüber den Kindergärten nachzukommen und die vorschulischen Einrichtungen somit – unfreiwillig – wirtschaftlich auf sich selbst gestellt sind, aber ihrerseits dennoch alle gesetzlichen Normen (z. B. Aufnahme und Verpflegung der Kinder) erfüllen müssen.

Gesellschaftlicher Stellenwert Wie bereits erwähnt, galten und gelten Kinder in Russland als Zukunftsträger der Gesellschaft. Deshalb wurde die Erziehung wesentlich von gesellschaftlichen Bedürfnissen bestimmt. Kollektiv, Arbeitserziehung und Disziplin wie die richtige ideologische Überzeugung waren ihr Hauptanliegen. Um dies zu erreichen sollten möglichst alle Kinder von klein auf in staatlichen Einrichtungen erzogen werden. So wurde der Kindergarten zum wichtigen Instrument; quasi zum verlängerten Arm des Staates, bei der Formung seiner heranwachsenden Bürger.

Empirische Untersuchungen bewiesen die Fortschritte von Kindergartenkindern gegenüber dem Entwicklungsstand von in der Familie erzogenen Kindern – dies galt als Legitimation der Vorschuleinrichtungen nach außen. Aus dem Angebot der ganztägigen Kinderbetreuung ergab sich nunmehr die selbstverständliche Pflicht für verantwortungsbewusste Eltern, die Erziehung und Ausbildung ihrer Kinder den dafür ausgebildeten Fachkräften im Kindergarten zu überlassen. Die Eltern wurden indirekt für erziehungsunfähig erklärt, sie hatten ja keine entsprechende Ausbildung.

Im Zuge einer solchen faktischen Entmündigung der Eltern bildete sich ein Spezialistenprivileg der Pädagoginnen und Pädagogen heraus – es kam zu einer Polarisierung. Die professionellen Pädagogen empfanden den Rest an möglicher Einflussnahme durch die Familie, zu dem es außerhalb der obligatorischen Kindergartenzeiten – 7.00 bis 19.00 Uhr an fünf Tagen der Woche – noch kommen konnte, eher als besorgniserregend, da in dieser Zeit Fehler begangen werden konnten. Außerdem bestand Skepsis auf Seiten des Staates bezüglich der Durchsetzung seiner erwünschten Ideologie in den heimischen vier Wänden. Also musste auch der elterliche Einfluss kontrolliert und gelenkt werden. Deshalb wurde im Programm und Statut der KPdSU von 1961 festgelegt: »Das kommunistische System der Volksbildung basiert auf der gesellschaftlichen Erziehung der Kinder. Der erzieherische Einfluss der Familie muss immer mehr organisch mit ihrer gesellschaftlichen Erziehung verbunden werden.« Die praktische Zusammenarbeit zwischen Kindergarten und Familie gestaltete sich daraufhin einseitig: Die Erzieherinnen führten Hausbesuche durch und leiteten die Eltern konkret an, z. B. wie sie sich mit ihrem Kind unterhalten, es loben und bestrafen sollten und erteilten darüber hinaus Ratschläge zur Überwindung von Kindergarten negativ bewerteter Entwicklungen des Kindes. Da im Kindergarten täglich vier Mahlzeiten gereicht wurden, bestanden die familiären Aufgaben eigentlich nur im pünktlichen Bringen und Abholen des Kindes sowie im Zubettlegen. Verantwortung wurde den Eltern lediglich für die Vorbereitung auf die spätere Familiengründung (Rollenbilder!) und die Entwicklung von Fertigkeiten in der Haushaltsführung übertragen.

Diese – über mehrere Generationen – vorhandene Einseitigkeit des Verhältnisses zwischen Eltern und Pädagoginnen führte zu einer passiven Haltung der Eltern, die die Erziehung und Ausbildung ihrer Kinder an den Staat, d. h. an den Kindergarten und später die Schule, abtraten. Sie waren ihrer Verantwortung mit der physischen Versorgung ihres Kindes nachgekommen. An ihren eigenen erzieherischen Fähigkeiten zweifelten sie womöglich sogar – schließlich waren sie keine Fachkräfte.

Man kann vielleicht in etwa erahnen, welche Schwierigkeiten es Eltern bereitet, im Falle gesellschaftlicher Veränderungen – wie der Perestrojka – ihre Position zu verlassen und plötzlich mit einer Kindereinrichtung zusammen arbeiten, eigene Ideen und Vorschläge einbringen oder überhaupt erst einmal entwickeln zu müssen. Wird dies gar noch vom Kindergarten gewünscht (was allerdings noch nicht die Regel ist), können fast Zweifel an der Fähigkeit der dort beschäftigten Pädagoginnen entstehen. Aber auch dieses Unbehagen ist nicht einseitig. So wird die Freigabe der Zeiten, an denen Kinder gebracht und geholt werden können, von vielen Eltern gern angenommen, und dies weckt bei einigen älteren Erzieherinnen ein Gefühl des Unbehagens, weil sie dadurch die Regelmäßigkeit des Tagesablaufes gefährdet sehen. Es vollzieht sich also ein wechselseitiger Lernprozess.

In der modernen russischen Erziehungswissenschaft besteht eine rege Suche nach neuen Werten. Am weitesten wagen sich diejenigen Autoren und Praktiker vor, die die Erziehung wieder den Familien übertragen wollen und den staatlichen Vorschuleinrichtungen nur ergänzende Funktionen zugestehen. Dies bedeutet eine Rollenumkehr. Gleichzeitig weisen die Autoren jedoch darauf hin, dass sie die – verlernte? – Beziehungsgestaltung in den Familien als Hauptproblem für den angestrebten Wandlungsprozess ansehen.

Nach den kritischen Betrachtungen über das noch immer vorherrschende Ungleichgewicht zwischen staatlicher und familiärer Erziehung soll aber noch auf die vielfältigen sozialen Funktionen des russischen Kindergartens aufmerksam gemacht werden. Die Vorschuleinrichtung übernimmt sozialpädagogische Aufgaben der Familienhilfe im Falle ungünstiger familiärer Situationen. Bei häuslichen bzw. sozialen Problemen kommt dem Kindergarten eine regulierende und integrative Funktion zu. Mitunter, z. B. bei Krankheit einer allein erziehenden Mutter, kann der Kindergarten vorübergehend sogar eine Haushaltshilfe oder Familienhelferin einsetzen. Da in den meisten Kindergärten Logopädinnen, Kinderpsychologinnen wie auch medizinisches Personal angestellt ist, können einige therapeutische Aufgaben erfüllt werden. Viele Vorschuleinrichtungen engagieren sich auch in der Gemeinwesenarbeit. Von zunehmender Bedeutung ist auch die beratende und informierende Funktion des Kindergartens in der individuellen Erziehungsberatung.

Der Kindergarten scheint in Russland gerade wieder soziale Probleme aufzufangen. Es gibt kaum die Kinder berührende Probleme, für die sich der Kindergarten nicht zuständig fühlt. Und auch ohne gesetzlichen Auftrag wird er aktiv; vor dem Hintergrund eines noch mangelhaften sozialen Netzes ein glücklicher Umstand.

Pädagogische Ausbildung Es gibt grundsätzlich drei verschiedene Wege der Ausbildung zur Vorschulergärtlerin:

1. Nach Abschluss der neunten oder zehnten Klasse wird die Pädagogische Berufsschule absolviert. Die Ausbildung dauert drei bis vier Jahre und ist solide. Allerdings bietet sie kaum weitere berufliche Perspektiven als die einer Gruppenerzieherin im Kindergarten.
2. Das fünfjährige Studium an der Pädagogischen Universität bzw. an einem Institut kann nach Abschluss der zehnten Klasse aufgenommen werden. Nach einigen Jahren Berufserfahrung besteht die Möglichkeit, als Kindergartenleiterin oder Methodikerin (Funktion der fachlichen Anleitung und Überwachung der Erzieherinnen in einem Kindergarten) tätig zu werden.
3. Für Interessenten aus anderen Berufsfeldern (z. B. Elektronik) gibt es das College, welches neben der Vollzeittätigkeit – bereits im Kindergarten – fünf Jahre lang besucht wird.

Die Pädagogischen Universitäten oder Hochschulen, arbeiten nach dem »Staatlichen Ausbildungsstandard der höheren Berufsausbildung«, den sie vom Staatlichen Komitee der Russischen Föderation für höhere Ausbildung erhalten. Dieses Dokument regelt das Studium detailliert.

Die Erzieherinnen (dieser Berufszweig dürfte bisher ausschließlich weiblich dominiert sein) sind in der Theorie umfangreich und fundiert ausgebildet (Psychologie, Pädagogik, praxisbezogene Methoden, kulturell-philosophische sowie künstlerische Fächer), können ihr Wissen aber während der Studienzeit kaum in der Praxis erproben. So waren 1998 während der gesamten fünf Studienjahre nur 30 Stunden Praktikum im Kindergarten vorgesehen. Neben den zentralen Pflichtfächern bietet jede Ausbildungseinrichtung Wahlfächer an, deren Besuch aber verpflichtend ist. Je nach Situation der Universität bzw. Engagement des Lehrkörpers können diese nur theoretisch oder praxisnah gestaltet sein; kann der Blick ins Ausland reichen (z. B. Waldorf-Pädagogik, Kindergarten in Japan), können Vorlesungen mit Seminaren oder selbstständiger wissenschaftlicher Arbeit abwechseln.

Die praktische Arbeit in russischen Kindergärten

*Ruttner, Elvira:

Russische Vorschulpädagogik als Verständigungsgrundlage der Problematik russlanddeutscher Aussiedlerkinder in Deutschland. FH Coburg, FB Sozialwesen. Diplomarbeit. Coburg 1999

Im Rahmen einer Diplomarbeit* habe ich 1998 drei Kindergärten in Nowosibirsk besucht und deren Arbeit über einen längeren Zeitraum beobachtet. Die so gewonnenen Erkenntnisse können natürlich nur unter Vorbehalt auf Gesamt-Russland übertragen werden. Andererseits sind sowohl wegen des bis Anfang der 90er-Jahre geltenden Zentralismus als auch nach Aussage einheimischer Fachkräfte keine extremen Unterschiede zu Vorschuleinrichtungen in anderen Regionen zu erwarten. Bei der Auswahl der Kindergärten wurde Wert darauf gelegt, differenzierte, jedoch nicht den Normalbereich

sprengende Entwicklungen zu berücksichtigen. Insofern dürften die Aussagen über den russischen Kindergarten also annähernd zutreffend sein.

Das Kindergartenjahr beginnt – wie das Schuljahr – am 1. September. In russischen Vorschuleinrichtungen wird die Gruppeneinteilung der Kinder prinzipiell anhand der Altersgruppen vorgenommen. Lehrpläne, gleichgültig ob alt oder neu sind darauf abgestimmt. Eine Gruppe umfasst maximal 18 Kinder. Bei Bedarf werden spezielle Gruppen mit besonderer logopädischer Betreuung oder so genannte Sanatoriumsgruppen eingerichtet. In ihnen sind Kinder erfasst, deren Gesundheit als labil eingeschätzt wird (längere, aber nicht mehr akute Erkrankung, ungünstige häusliche bzw. soziale Bedingungen, Tbc-Kontaktpersonen in der Familie). Mit diesen Kindern werden prophylaktische Maßnahmen (von täglichen Atemübungen über gehaltvolle Mahlzeiten, regelmäßige Gewichtskontrolle bis hin zu Massagen) und therapeutische Anwendungen nach Anweisung eines Arztes durchgeführt.

Da der Kindergarten von 7.00 bis 19.00 Uhr geöffnet hat, arbeiten die Erzieherinnen in zwei Schichten. Eine Gruppe wird über alle oder zumindest mehrere Jahre hinweg von zwei Erzieherinnen geleitet, die sich wochen- oder tageweise in Früh- und Spätdienst abwechseln. Neben der Leiterin, die für die Koordination und fachliche Überwachung der Erziehungstätigkeit, die Elternarbeit, die Kontakte zur Administration sowie zur übergeordneten Fachbehörde zuständig ist, gibt es auch eine Methodikerin. Sie leitet die Erzieherinnen fachlich an und kontrolliert z. B. die Wochenpläne. Sie kümmert sich um Unstimmigkeiten, hospitiert in Gruppen und wertet die Arbeit in den Gruppen mit den Erzieherinnen aus. Außerdem entwickelt sie die Methoden fort und versucht bei veränderten Aufgaben neue zu erarbeiten. Diese Funktion wird von westlicher Seite als »Relikt der Sowjetzeit« betrachtet, weil damals in der Erziehung alles für machbar gehalten wurde, wenn nur die richtigen Methoden angewendet werden. Weder Methodikerin noch Leiterin führen eine eigene Gruppe, sie leiten an und kontrollieren und vertreten sich gegenseitig.

In jeder Gruppe arbeitet eine »Njanja« mit. Sie verfügt normalerweise über keine pädagogische Ausbildung und ist für hauswirtschaftliche Arbeiten und sonstige Hilfen (z. B. das An- und Auskleiden der Kinder) zuständig.

Obwohl seit der Perestrojka aus Kostengründen medizinisches Personal abgebaut werden musste, gibt es in jedem Kindergarten mindestens noch eine Krankenschwester, die für die gesundheitliche

Betreuung der Kinder – insbesondere der Sanatoriumsgruppe – verantwortlich ist. In einigen Einrichtungen sind Logopädinnen angestellt, die sowohl den muttersprachlichen Unterricht in den älteren Gruppen übernehmen, als auch Kinder mit festgestellten Sprachstörungen individuell betreuen. Die musische Ausbildung wird von Musikpädagoginnen durchgeführt; manchmal gibt es sogar eine Kunstlehrerin oder eine spezielle Sportinstructorin. Das Spektrum der Spezialisten kann je nach Profil des Kindergartens auch Englisch-Lehrer und Botaniker umfassen. Allgemein gilt: Je mehr Spezialisten, desto höher ist die Qualität der Ausbildung im Kindergarten. Daneben haben Kindergärten hauswirtschaftliches Personal, Küchenkräfte, Nachtwächter mit Hausmeisterfunktion und im Ausnahmefall sogar eigene Handwerker. Dies deutet auf große Eigenständigkeit des Kindergartenbetriebes hin.

Wegen der seit jeher propagierten körperlichen Abhärtung und Gesunderhaltung durch Bewegung an frischer Luft verfügen alle Kindergärten über ein Außengelände. Dem Gruppenraum sind ein Schlafräum, die gruppeneigenen Sanitäreinrichtungen sowie die Garderobe angegliedert. Musikraum, Sportsaal und ein medizinisches Behandlungszimmer müssen vorhanden sein. Weitere Räumlichkeiten wie Mal- und Werkraum oder ein Schwimmbassin gibt es manchmal auch noch. Dazu kommen diverse Büro- und Vorbereitungszimmer sowie Räume für Hauswirtschaftszwecke und Küche. Die von außen oftmals nüchtern wirkenden Gebäude weisen in ihrem Inneren meist eine schöne Atmosphäre auf; liebevoll ausgestattet wurden sie von künstlerisch talentierten Erzieherinnen.

Da die Kindergärten seit etwa einem Jahrzehnt von der Administration nicht mehr die erforderlichen Gelder erhalten – obwohl die Beiträge der Eltern an die Behörden abgeführt werden müssen – sichern die Einrichtungen ihr Bestehen durch eigene Initiativen. Die Erzieherinnen basteln und nähen in ihrer Freizeit Spielzeug. Repariert und renoviert wird unter Mithilfe der Eltern. Um die vier täglichen Mahlzeiten abzusichern werden die Eltern aufgefordert, nach Möglichkeit Feldfrüchte (fast jede Familie besitzt einen Garten oder ein Wochenendgrundstück zur Selbstversorgung) abzuliefern.

Für neue soziale Einrichtungen (Gemeinwesenarbeit) finden sich nicht selten Sponsoren aus Industrie und Handel. Doch Kindergärten als etwas Alltägliches fristen ein Schattendasein; sie haben keine Attraktivität für Sponsoren.

Die Löhne des Kindergartenpersonals sind extrem niedrig; 1998 erhielt eine Erzieherin etwa 400,- Rubel (entspricht etwa 40,- DM) monatlich – und das bei relativ hohen Lebenshaltungskosten. Die

Löhne wurden lange erst mit mehrmonatigem Verzug gezahlt. Unter derartigen Bedingungen als Pädagoge tätig zu sein – wohl wissend, dass die Reinigungskraft oder ein Wachmann in einem funktionierenden Handelsunternehmen ein Vielfaches verdienen – setzt großen Enthusiasmus und Engagement für die Kinder voraus.

Methodische Aspekte Seit Beginn der 90er-Jahre durchziehen Themen wie Förderung der kindlichen Individualität, Abkehr von Frontalmethoden und Wissensdressur sowie die Forderung nach veränderter Beziehungsgestaltung zwischen Erzieherin und Kind in Richtung mehr Partnerschaftlichkeit Fachliteratur und Fachdiskussionen. Doch durchsetzen lassen sich solche Neuerungen nicht schlagartig, sie vollziehen sich eher schrittweise und prozessual. Der Kindergarten muss lernen, mit dem Vakuum umzugehen, das der Wegfall vieler zentraler Weisungen von oberster Stelle (Volksbildungsministerium) mit sich brachte. Wie das geschieht, hängt nicht unwesentlich vom persönlichen Engagement einzelner Erzieherinnen oder Leiterinnen und deren Kontakten zu fortschrittlich gesinnten Instituten und Ausbildungseinrichtungen ab. Im Zweifelsfall wird oft an bewährten – und d. h. an sowjetischen – Methoden festgehalten; manchmal aus Überzeugung, manchmal aus Bequemlichkeit. Was früher gut war, kann doch jetzt nicht völlig unbrauchbar sein?!

Die gesellschaftlichen Umwälzungen haben so viel Negatives für die einzelnen Menschen gebracht – gerade für die nun materiell extrem schlecht gestellten Pädagoginnen – dass prinzipiell erst einmal ein gewisses Misstrauen gegenüber Neuerungen gerechtfertigt erscheint. Und herrscht irgendwo Aufbruchstimmung, wird diese durch materielle Beschränkungen schnell gedämpft. So gibt es z. B. keine aufwendigen Weiterbildungsveranstaltungen, Qualifizierungen findet meist intern statt, Mitarbeiterinnen führen diese selbst durch.

Auf keinen Fall sollte man von der russischen Pädagogik eine 1:1-Übernahme westlicher Modelle erwarten. Trotz aller Neugier und Aufgeschlossenheit gegenüber Anregungen aus dem Ausland wird den eigenen Kinderpsychologen und wissenschaftlich tätigen Pädagogen vertraut. Diese sind auf der Suche nach Wegen, die den spezifischen Anforderungen der russischen Gesellschaft entsprechen. So ist ja der Kollektivismus keine Erfindung der Sowjetmacht gewesen, sondern eine – vielleicht überspitzte, da erzwungene – Steigerung der im russischen Volk traditionell vorherrschenden Gemeinschaftsorientierung. So wird auch heute die kindliche Individualität nur so weit gefördert, wie sie den Rahmen des Gemeinschaftswohles nicht zu sprengen vermag.

Bei der Tätigkeit im Kindergarten kann zwischen drei Beschäftigungskategorien für die Kinder unterschieden werden:

1. Formale Beschäftigungen sind unterrichtsähnlich und haben ein konkretes Stundenziel. Das kann z. B. eine Sportstunde sein, bei der die Kinder einen bestimmten Bewegungsablauf erlernen sollen, eine mathematische Übung oder das Erlernen des Unterschiedes zwischen weichen und harten Lauten als Vorbereitung auf die Rechtschreibung, das Erlernen der Bedeutung von Verkehrszeichen oder – für die Allerjüngsten – die Unterscheidung zwischen den Merkmalen Groß und Klein. Bereits für die Jüngsten waren täglich zwei dieser formalen Beschäftigungen mit altersentsprechendem Inhalt vorgesehen, für die Vorschulkinder täglich sogar zwei oder drei. Die formalen Beschäftigungen finden nach einem festen Stundenplan statt (z. B. mathematische Beschäftigungen für die Gruppe der 4- bis 5-Jährigen immer dienstags nachmittags). Eine Verringerung oder gar ein Wegfall dieser Beschäftigungen wird mittlerweile von allen fortschrittlichen Pädagogen gefordert. Die Umsetzung obliegt jedem Kindergarten selbst. Und genau aus diesem Wegfall einer jahrzehntelang als effektiv erfahrenen Form der Wissensvermittlung ergeben sich Unsicherheiten bei den Beteiligten.

2. Die gemeinschaftliche Tätigkeit beinhaltet ungezwungene, jedoch von der Erzieherin gelenkte Beschäftigungen mit den Kindern. Sie sitzen z. B. um einen Tisch und schneiden Papierfiguren aus oder basteln etwas aus gesammelten Naturmaterialien. Auch (Kreis-)Spiele oder das Vorlesen von Märchen fallen in diese Kategorie. Solche Beschäftigungen sind bei Kindern und Erzieherinnen beliebt; sie gewähren die Möglichkeit zu emotionaler Nähe. Nachteilig ist die fehlende Wahlmöglichkeit der Kinder, denn es ist nicht vorgesehen, dass sich einzelne Kinder oder Kleingruppen (es sei denn, die Erzieherin betreibt gerade Kleingruppenarbeit, z. B. ein didaktisches Spiel) entfernen und beispielsweise eine fantasievolle Burg bauen, während Ausschneiden von Figuren vorgeschlagen wurde.

3. Die Phasen des Freispiels dagegen sind oft kurz. Sie beschränken sich meist auf die Zeit vor dem Frühstück und am späten Nachmittag, wenn die Gruppe ohnehin noch nicht bzw. nicht mehr vollzählig ist. Das Freispiel wird von vielen Kindergärtnerinnen als ziemlich wertlos eingestuft und deshalb im Tagesplan nicht weiter berücksichtigt. Ein häufiger Trugschluss entsteht durch die Annahme, die – wenn schon Individualität und Kreativität – neuen Erziehungsziele wiederum nur durch die Anwendung entsprechender Methoden erreichen zu können, und d. h. die Erzieherin muss den Prozess steuern. Sogar jüngere Spezialistinnen äußerten die Überzeugung, dass vor allem kleine Kinder mit Freiheit nichts anfangen könnten, sie wüssten nicht, wie sie diese ausfüllen sollen. Daher müsse man ihnen alles erst zeigen, z. B. den Gebrauch von Spielsachen: Die Puppe ist mit dem Kamm zu frisieren, die Möhre ist dem Häschen ins

Pfötchen zu geben usw. Das bedeutet, da den Kindern nicht die Fähigkeit zugestanden wird, in einem Freiraum Erfahrungen zu sammeln und zu verarbeiten, ist man bemüht, von Anfang an alle Aktivitäten in die richtige Richtung zu lenken.

Neben den verschiedenen Arten von Beschäftigungen vergeht ein beträchtlicher Teil des lang erscheinenden Kindergarten-tages mit hygienischen Verrichtungen, Vorbereitungen zu den Mahlzeiten und deren Einnahme, Abräumen, Mittagsschlaf, dem Umziehen zu und nach den täglichen Aufenthalten im Freien usw.

Lenkung und Dirigierung beherrschen weiterhin in starkem Maße den russischen Kindergartenalltag. Zielgerichtete Wissensvermittlung wird von Anfang an als notwendig erachtet. Schließlich soll der Kindergarten auf die nächstfolgende Bildungsstufe Schule vorbereiten und er ist keine Aufbewahrungsanstalt. Um Wissen zu vermitteln, werden verschiedene Methoden benutzt. Dabei wird Wert auf Anschaulichkeit gelegt. In den jüngeren Gruppen werden viele Tätigkeiten demonstriert, um bei den Kindern Nachahmung anzuregen. Dann weicht das anschauliche Vormachen zurück zugunsten der verbalen Unterweisung, die bei den 5- bis 7-Jährigen Unterrichtscharakter annimmt. Die Kinder sitzen dann an Zweiertischen mit Blick nach vorn zur Erzieherin oder Spezialistin – genau wie später in der Schule. In dieser Frontalsituation zeigt oder erläutert die Erzieherin einen Sachverhalt und stellt den Kindern Fragen. Zwar wird auf längere Monologe verzichtet, doch das einseitige Frage-Antwort-Spiel, das in linearen Schritten an das Wissensziel heranführen soll, kann anstrengend und ermüdend sein

In jüngeren Altersgruppen, z. B. bei den 3- bis 4-Jährigen oder den 4- bis 5-Jährigen, wirkt eine solche Beschäftigung ungezwungener, weil eine Erzieherin als Tier verkleidet den Raum betritt. Der Bär oder das Schweinchen wird unter Anleitung der eigenen Erzieherin gebührend begrüßt, darf auch angefasst werden. Doch es dauert nicht lange, und auch das »Tier« bombardiert die Kinder mit Wissensfragen zur Natur oder dem jeweils vorgesehenen Thema. Das Prinzip ist also das Gleiche.

Typisch für Russland ist das Denken in absoluten Kategorien. Dementsprechend erfolgt die Wissensvermittlung: Aufgaben können nur richtig oder falsch gelöst sein; dasselbe trifft auch für Denkvorgänge, Ideen oder auch die Methoden zu. Das Bewährte ist richtig, ein origineller Gedankengang wird gar nicht erst abgewartet. Zu welchem Ziel könnte er schon führen? Er wird bereits in seinen Ansätzen korrigiert, da er vom richtigen Weg abweicht und somit zu keinem sinnvollen Ergebnis führen kann. Die Experimentierfreudigkeit

bzw. der Mut zum Ungewissen wird also beizeiten beschnitten. Dies führt zum Reproduzieren von Wissen, das Erlernete ist nur reduziert anzuwenden (nur in Situationen, die man geübt hat, es gibt keine Übertragung auf Unvorhergesehenes, da die Entscheidungskraft fehlt oder man wartet ab, was die Vorgesetzten sagen, die wissen schon, was richtig ist) und erzeugt letztendlich Unsicherheit, Passivität und Apathie. Fehlt eigene Initiative, ist der Boden für kritiklose und personenbezogene Übernahme von Denkweisen (von Personen, die Stärke und Macht demonstrieren) bereitet.

Aufgrund dieser starken Lenkung durch Erwachsene sind auch Lob und Tadel nur von diesen zu erwarten. Die Erzieherin lobt natürlich vor allem in Verbindung mit einer guten Leistung oder mit erwünschtem Verhalten. Oft empfängt auch die gesamte Gruppe Lob. Durch die Fixierung auf eine Führungsperson sind die Kinder von deren persönlicher Anerkennung abhängig. Sie benötigen diese für ihr Selbstwertgefühl, denn sie sind selbst nicht fähig (bzw. fühlen sich nicht autorisiert), ihre Tätigkeiten und erst recht nicht sich selbst, unabhängig von der Leistung als gut zu bewerten. Doch die Kindergärtnerin kann gar nicht alle Kinder einzeln und ausreichend loben.

Wichtig für eine positive Entwicklung wäre der Austausch der Kinder untereinander z. B. in Form gegenseitiger Hilfestellung, ausgedrückter Bewunderung aber auch kritischer Meinungsäußerung. Durch den Frontalunterricht aber wird ein spontanes Austauschen, selbst wenn es sachbezogen ist, als Störung empfunden, negativ bewertet und bekämpft. Bedenklich erscheint, und dies wurde überall beobachtet, dass sich Kinder untereinander niemals unaufgefordert Hilfe leisteten. Diese Tatsache ist unvereinbar mit dem – sowjetischen! – Ziel der Sittlichkeitserziehung, unter den Kindern eine wohlwollende Atmosphäre und Hilfsbereitschaft zu fördern. Wenn Kinder aufgefordert werden, sich zu helfen, dann tun sie es selbstverständlich. Aber von allein wären sie gar nicht auf die Idee gekommen, zu helfen.

Noch immer ist die Disziplin im Kindergarten wichtig. Sie ist ein quasi heiliger, überlieferter und verinnerlichter Wert aus der Sowjetära, eine rasche Abkehr davon ist gar nicht zu erwarten. Disziplin steht in Verbindung mit der Unterordnung eigener Interessen unter das Gemeinwohl (früher: Kollektivfähigkeit), mit einer gewissen Ordnung – einerseits werden notwendige Regeln befolgt, andererseits dient diese Ordnung auch der Bequemlichkeit der Erzieherinnen – sowie dem Verhältnis zwischen Erwachsenen und Kindern insgesamt. Von Partnerschaftlichkeit kann kaum die Rede sein, es gibt ein starkes Gefälle zwischen Erwachsenem und Kind. Die Ursache dafür liegt vor allem in einem mangelnden Vertrauen in dessen Glo-

balfähigkeiten. Alles Wissen erhält es vom Erwachsenen (die Möglichkeit wichtiger eigener Erfahrungen wird ausgeblendet) und der Erwachsene weiß, was gut ist für das Kind.

Dazu die Aussage einer Kindergartenleiterin: Erziehung im Sinne des Kollektivs sei notwendig, da der Mensch in der Gemeinschaft lebe. Die Kinder sollen dieser ihre Fähigkeiten zur Verfügung stellen; sie sollen hören, Entscheidungen akzeptieren, Disziplin halten. Natürlich müsse auch ein individueller Zugang zu jedem einzelnen Kind – jedes Kind ist anders – gesucht werden. Grundsätzlich gilt, dass jeder seine Meinung äußern dürfe und solle, aber den Entscheidungen, die im Sinne der Gemeinschaft getroffen wurden, müsse man sich fügen.

Tatsächlich aber werden disziplinarische Forderungen (z. B. die Sitzordnung beim Mittagessen einhalten, sich nicht die Hände schmutzig machen, nicht zu laut spielen) nicht wirklich nach ihrer Notwendigkeit für das Gemeinwohl hinterfragt, sie sind vielmehr zum Selbstzweck (es ist gut und richtig, weil es immer so war) geworden. Allerdings zeichnen sich inzwischen auch positive Tendenzen ab: Einige Kindergärten wollen keine komplexbehafteten Kinder heranziehen und suchen ernsthaft nach individuellen Zugängen zu den Kindern. Sie interpretieren die Gemeinschaftsorientierung weniger als Verpflichtung, sondern als Quell, aus dem die Kinder Wärme, Geborgenheit und Stärke schöpfen können.

Leiterzentriertes Verhalten, Disziplin, Unterordnung bei den Kindern und das Dirigieren durch die Pädagoginnen müssen im Kontext der hierarchischen personellen Strukturen des Kindergartens betrachtet werden. Die Kinder erleben täglich das Gefälle zwischen der Erzieherin als Spezialistin und der »Njanja«, die lediglich hauswirtschaftliche Dienste verrichtet (obwohl sie ihr als einer Erwachsenen natürlich Respekt zollen). Die Erzieherin untersteht den Weisungen von Kindergartenleiterin und Methodikerin. Nicht selten hospitieren diese in der Gruppe (beim Sport vor allem die Krankenschwester) und geben Anweisungen oder Ratschläge. Dies kommt einer Kontrolle gleich.

Wollte die Erzieherin einen demokratischen Führungsstil praktizieren, müsste sie dies quasi nach Gebrauchsanweisung aus einem Lehrbuch tun, denn echte demokratische Strukturen kennt sie nicht. Sie hätte auch unter den Kolleginnen einen schwierigen Stand. Mit den neuen Erziehungsformen lassen sich unter Umständen nicht die gleichen messbaren Erfolge erzielen, wie mit der herkömmlichen Erziehung. Aber die erzieherische Leistung wird danach eingeschätzt, ob z. B. in der Gruppe Ruhe herrscht. Dass die Bastelarbeiten der

Kinder gelungen sind, wird höher bewertet als die Erfahrungen, die Kinder machen. Das Singen eines Liedes ist wichtiger als die Freude an der Musik und vielleicht am Singen, denn woran kann man erkennen, wie groß diese Freude ist? Und woher soll diese Erzieherin das Selbstvertrauen in ihr Können nehmen, wenn sie selbst mit den messbaren Kriterien aufgewachsen ist, denen sie nun plötzlich nicht mehr entspricht?

Zur Einschätzung oder besser zum Verständnis des Erziehverhaltens und dessen Auswirkungen auf die Kinder gehört auch die Emotionalität. Ermahnt die Kindergärtnerin ihre Gruppe liebevoll-nach-sichtig zu weniger Schwatzhaftigkeit oder droht sie mit Sanktionen? Führt sie das frontale Frage-Antwort-Spiel schwingvoll und mit heiterer Mimik durch oder ist ihr Gesicht zur Maske erstarrt und leiert sie ihr Programm herunter, womöglich mit eingestreuten gering-schätzigen Bemerkungen über den Wissensstand der Kinder? Hat das Kind Angst oder sucht es bei der Erzieherin Geborgenheit? Die Beobachtungen in russischen Kindergärten weisen darauf hin, dass das emotionale Verhalten der Erzieherinnen positiv einzuschätzen ist. Wertschätzung, Verständnis, Ermutigung und Freundlichkeit sowie eine echte Besorgnis um das Wohlergehen der Kinder basieren zu einem hohen Anteil auf der gesamtgesellschaftlichen Wertschätzung von Kindern. Dazu kommen Erwartungen, wie Kindergärtnerinnen sein sollen: sie sollen Kinder freundlich anlächeln, anpassen, dass sie genug essen, fröhlich mit ihnen spielen usw. Ruhiges oder erregtes Verhalten, Nachsicht oder Strenge werden in erheblichem Maße durch Ausbildung (gelehrte Prinzipien) und berufliche Erfahrung (Verhalten und Beurteilung von Kollegen) geprägt. Doch auch als streng zu charakterisierende Erzieherinnen verhielten sich bei meinen Hospitationen konsequent und korrekt. Persönliche Beschimpfungen einzelner Kinder, Beleidigungen, lächerlich machende bzw. abwertende Bemerkungen kamen nie oder in ganz wenigen Ausnahmefällen vor; es wurde kein einziger Fall von Gewaltausübung registriert.

Auch die soziale Reversibilität des Erziehverhaltens war gegeben; d. h. die Kinder fanden im Umgang mit der Kindergärtnerin Modelle vor, wie sie sich selbst in der Gesellschaft und vor allem gegenüber Erwachsenen verhalten können.

Die Tagesstruktur mit ihrem häufigen Umziehen (Mittagsschlaf, Bewegung an frischer Luft) bietet Gelegenheit zu engem körperlichen Kontakt zwischen Kind und Erzieherin. Es ist anzunehmen, dass diese alltäglichen, zwanglosen Kontakte als ausgleichende Beziehungspflege wirken und zu einer allgemeinen Harmonie beitragen. Die starke Lenkung/Dirigierung ist also mit emotional positiven Bezie-

hungen gekoppelt, die den negativen Aspekt der Lenkung entschärfen können. Somit sind zwar die Erziehungsstrukturen nicht demokratisch, doch kann man auch nicht ohne weiteres von einem autoritären Erziehungsstil sprechen, da mit diesem Begriff üblicherweise Attribute wie Härte, totale Verständnislosigkeit bis hin zu Grausamkeit assoziiert werden.

Obwohl man feststellen muss, dass die Mehrheit der russischen Kindergärten an bewährten Methoden der Sowjetpädagogik festhält, bahnt sich langsam eine Neuorientierung an. Während manchmal versucht wird, die traditionelle Frontalbeschäftigung aufzulockern und zu variieren, aber der Mut fehlt, sich davon völlig zu lösen, gibt es auch andere Beispiele. So wurden in einem von mir besuchten Kindergarten die formalen Beschäftigungen zugunsten der Freispielzeit radikal reduziert und völlig umgestaltet. Statt dem altbewährten Frage-Antwort-»Dialog« wurde z. B. ein Quiz zur Anatomie des Menschen veranstaltet und der Weg eines Briefes wurde von der gesamten Gruppe, mit der Erzieherin um einen Tisch sitzend, vom Schreiben bis zum selbst gebastelten Briefkasten nachvollzogen. Die üblichen Schulbänke waren dabei passé.

Allerdings gab es ein Problem auf Seiten der Kinder: Einige nahmen diese Art der Beschäftigung nicht ernst; sie entfernten sich von der Gruppe, spielten und lärmten in der Bauecke. So lange der Geräuschpegel dabei ein erträgliches Maß nicht überschritt, wurde dies von der Erzieherin toleriert. Möglicherweise waren die Kinder aufgrund der Übergangssituation – der neue Erziehungsstil wurde erst seit drei Monaten praktiziert – verwirrt. Sie müssen sich erst daran gewöhnen, bei Fortfall der direkten Begrenzungen Normen und Regeln des Zusammenwirkens zu begreifen und aus Überzeugung einzuhalten.

Die Erzieherinnen hatten moderne pädagogische Theorien verinnerlicht. Es war deutlich, dass sie jedes Kind als Persönlichkeit anerkennen. Dies zeigte sich vor allem in einer kameradschaftlichen Gesprächsform, bedarfsgerechten, individuellen Erklärungen und der Bevorzugung von Bitten anstelle von Aufforderungen.

Inhaltliche Aspekte Das inhaltliche Angebot in den Kindergärten ist vielfältig. Die Grundbereiche der körperlichen Erziehung (Sport, Aufenthalt an frischer Luft, gegebenenfalls Schwimmen), der ästhetischen Erziehung (Musik, Zeichnen, Applikation) und der geistigen Erziehung (Muttersprache, Mathematik, Wahrnehmungsentwicklung) werden vorrangig mittels formaler Beschäftigungen abgedeckt. Zur zielgerichteten Sittlichkeitserziehung werden gern Geschichten und Märchen vorgelesen und anschließend werden mit den Kindern die moralischen

Werte diskutiert. In indirekter Weise durchzieht die Sittlichkeitserziehung den gesamten Tagesablauf (Forderung von Disziplin und/oder Erläuterungen, warum dies oder jenes nicht getan werden sollte, Tischsitten usw.). Die Arbeitserziehung beschränkt sich mehr oder weniger auf die Verrichtung von Diensten (Tischdienst, Versorgung von Grünpflanzen und Tieren); mitunter sind auch Aufräumarbeiten im Freigelände (Blätter aufsammeln usw.) zu verrichten. Viele der formalen Beschäftigungen wie auch die gemeinschaftliche Tätigkeit von Kindern und Erzieherinnen zielen auf mehrere Facetten der kindlichen Entwicklung (kognitive Fähigkeiten, Feinmotorik, Grobmotorik, Sozialverhalten usw.) ab. Diese speziellen Ziele notiert die Erzieherin meist ganz konkret in ihren Wochenplänen.

Neue Programme und Materialien werden von den Erzieherinnen als Bereicherung empfunden und gern in die Tätigkeit einbezogen. Die Vielfalt ruft allerdings oft auch Verwirrung und Unsicherheit hervor. Daher stützt man sich nach wie vor auf das früher ausschließlich verwendete »Erziehungs- und Ausbildungsprogramm für den Kindergarten«, das nach Belieben ergänzt und ausgestaltet wird. Nur wenige Kindergärten verfügen über eine neue, eigenständige Konzeption.

In allen Kindergärten und in allen Themenbereichen hat eine Entideologisierung stattgefunden. Den Kindern werden stattdessen moralische Werte allgemeiner Gültigkeit vermittelt; z. B. in Form von Gesprächen über die Höflichkeit. Traditionelle russische Werte (wie Tapferkeit, Gemeinschaftssinn, Aufopferung für die Seinen) finden sich oft in Märchen. Ein starkes und in Russland immer wiederkehrendes Motiv ist auch die Liebe zur Heimat. Insgesamt scheint es, dass die Achtung vor arbeitenden Menschen wichtiger zu sein scheint als die Verehrung von unerreichbaren Helden – dies zeugt von Realitätsnähe.

In neueren russischen pädagogischen Theorien sind Kunst und Kultur besonders wichtig. Aber noch findet dies in den Kindergärten nur wenig Beachtung. Es überwiegt das Interesse an der kognitiven Entwicklung. Nur etwa drei Beschäftigungen wöchentlich (Musik, Zeichnen, Applikation) sind der Kunst gewidmet. Zwischen ihnen bestehen Trennungen wie zwischen Unterrichtsfächern.

Die geschlechtsspezifische Erziehung wird in der Praxis nicht überbetont. Während der Sportstunden findet mitunter eine Trennung statt, wobei Mädchen Übungen zur Geschicklichkeit und Jungen Kraftübungen aufgetragen werden. Beim Erlernen von Tänzen werden neben den Schritten auch Formen der Höflichkeit eingeübt; bei den Mädchen wird auf besonders elegante Bewegungen geachtet.

In Märchen werden männliche Tapferkeit und Heldentum gerühmt und die Mädchengestalt mit Schönheit, Geschicklichkeit, Fleiß und Bescheidenheit attribuiert.

Im älteren Vorschulalter haben die Kinder die gesellschaftlichen Rollenerwartungen bereits verinnerlicht, was sich in der Auswahl des Spielzeugs, Rollenübernahme beim Spiel, den Interessen in Beschäftigungen und natürlich der Kleidung äußert. Mädchen tragen vom jüngsten Alter an Kleider und Röcke. So stellt auch im Kindergarten ein Mädchen in Shorts oder Leggings die absolute Ausnahme dar. Bewunderung erntet es jedoch eher für schöne Rüschen und aufwendige Schleifen!

Trotz der Anwendung neuer Programme und Methoden müssen auch fortschrittliche Vorschuleinrichtungen ein gewisses Standardrepertoire an Wissensinhalten vermitteln, um die Schulreife abzusichern. Da dafür konkrete Aufgaben gelöst werden müssen, müssen entsprechende Übungen in allen Kindergärten durchgeführt werden und Individualität, Kreativität oder irgendwelche Globalfähigkeiten treten zurück. Jeder Kindergarten, der dem nicht nachkäme, würde in Misskredit geraten und die Akzeptanz der Eltern verlieren.

Allerdings lassen sich die traditionellen Anforderungen auch in offeneren Strukturen fassen, die Kindern und Erzieherinnen Freiräume gewähren. Die fachliche Vorbereitung dazu muss gründlicher erfolgen, weil unter den neuen Bedingungen eher ungewöhnliche Fragen zu erwarten sind als bei den detailliert programmierten formalen Beschäftigungen herkömmlicher Art.

Elternarbeit Elternarbeit ist für den Kindergarten wichtig. Zwei Elternversammlungen pro Jahr, dazu ein spezieller Abend für die Eltern neu aufgenommener Kinder und eine Zusammenkunft der Eltern von Schulfängern sollen Informationen vermitteln und dort können allgemeine Fragen besprochen werden.

Bei konkreten Problemen wendet sich die Erzieherin direkt an die Eltern. Die Auskünfte der Erzieherinnen deuten darauf hin, dass in solchen Gesprächen ein pädagogisches Gefälle vorhanden ist. So berichten Erzieherinnen, dass sich bisher noch keiner getraut habe, ihre Anweisungen nicht zu befolgen. Erfahrungen der Eltern mit der Erziehung der Kinder interessieren den Kindergarten kaum oder gar nicht. So klagen vorwiegend ältere Erzieherinnen vor allem darüber, dass manche Kinder morgens zu spät gebracht würden, wodurch wertvolle Zeit (im Kindergarten!) verloren ginge. Die Kinder würden deshalb nicht genügend lernen. Überlegungen oder gar Nachforschungen, wie denn Eltern und Kinder diese Zeit miteinander ver-

bringen, werden aber nicht gemacht. Die Überlegenheit der institutionellen Erziehung gegenüber der häuslichen wird vorausgesetzt.

Andererseits ist die Tatsache, dass der Kindergarten seine gesellschaftliche Verantwortung derart umfassend interpretiert, positiv zu bewerten. Mit dem Zerfall der Sowjetunion und den daraus entstandenen sozialen Problemen ging auch ein Verfall von Werten und der Verlust gesellschaftlicher Kontrolle einher. Besonders im Zusammenhang mit Alkoholismus kommt es zur Vernachlässigung oder gar Misshandlung von Kindern. Dann ist es die Kindergärtnerin, die intensive Gespräche mit den Familien führt, alle Möglichkeiten prüft, um die häusliche Situation für das Kind zu verbessern. Versagen sämtliche Bemühungen, kann der Kindergarten Anzeige bei der Miliz erstatten. Völlig unvorstellbar wäre es, dass der Kindergarten eine Mutter abweist, wenn diese in einer Notsituation um Hilfe bittet. Die Einrichtung aktiviert ihre Ressourcen (Informationen, Fachkenntnisse, Beziehungen zu Behörden) und kann dadurch oft helfen. Einige wenige Kindergärten können einmal wöchentlich sogar eine kinderpsychologische Erziehungsberatung anbieten. Wirklich ungewohnt gehen Vorschuleinrichtung und Eltern bei offenen Veranstaltungen, bei Festen und Feiertagen miteinander um. Mitunter artet dies zwar in eine Leistungsschau mit vielen Vorführungen aus (Was können die Kinder? Was haben die Erzieherinnen geleistet?), doch zeigt sich hierin auch deutlich die gesellschaftliche Stellung des Kindergartens im Gemeinwesen, seine Integration ins Wohngebiet und seine Beziehung zur Bevölkerung und zu den lokalen Institutionen (Ämter usw.).

**Anregungen für die
Integration von Kindern
russlanddeutscher
Aussiedler**

Fast jedes Kind und jeder Jugendliche aus den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion hat eine altersgemäße Bildung oder Ausbildung genossen. Dabei ist unerheblich, ob die Familie aus einer städtischen oder ländlichen Region stammt. Kein Jugendlicher Aussiedler ist ein unbeschriebenes Blatt oder gar Analphabet (wenn doch, hat das spezielle Ursachen). Oft wird das Wissen und Können in der fremden Umgebung nicht offenkundig – dann muss die Suche nach dem Schlüssel beginnen. Dazu muss dem Gegenüber einerseits mit Wertschätzung und Respekt begegnet werden, andererseits dürfen aber auch Forderungen gestellt werden.

Im kognitiven Bereich bringen die Kinder solide Grundlagen, vor allem umfangreiches Wissen in Mathematik und Naturkunde, mit. Allerdings verhindert die sprachliche Barriere oft, dass sie dieses Wissen nutzen können. Ihre (mutter-)sprachlichen Kenntnisse in Wort und Schrift nützen den Kindern in deutschen Bildungseinrichtungen zunächst gar nichts, sie können sich meist nur mit ihren Landsleuten verständigen.

Weil die Wissensvermittlung selbst im Kindergarten in Russland vorwiegend in darbietender Form erfolgte, Kinder also passiv zuhören und möglichst auswendig lernen, bringen sie kaum Techniken zum selbstständigen Wissenserwerb mit. Sie haben zwar viele Fakten gelernt, aber kaum Gelegenheit gehabt, das für sie Wesentliche herauszufiltern. Wichtige Zusammenhänge wurden ihnen erläutert, selbstständig mussten sie dies kaum erkennen. Diese Technik fehlt ihnen in Deutschland zunächst.

Sie haben nach der Übersiedlung einen großen Nachholbedarf an Neuem, viele erworbene und mitgebrachte Kenntnisse können nicht oder nur ungenügend übertragen werden. Wichtig wäre zunächst eine schnelle und unbürokratische, auf die jeweilige Altersstufe (auch Vorschulalter!) abgestimmte und umfassende Sprachausbildung in Deutschland. Diese sollte in Inhalt und Dauer individuell ausgerichtet sein. Investitionen in die Sprache zahlen sich aus. Sprachkenntnisse nehmen den Kindern Unsicherheiten; sie lösen sie u.U. aus der häufig vorhandenen familiären Lethargie (wenn die Eltern der Meinung sind, sie seien zu alt und verstünden sowieso nichts mehr). Für Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen würde der Zugang zu den Kindern ebenfalls erleichtert – und sie wüssten, dass und was sie fordern können. Ungewissheitsfaktoren wie: der versteht mich gar nicht; der weiß doch sowieso nichts; das hat der doch zu Hause ohnehin alles nicht gekannt; entfallen. Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen könnten mit dem Kind gezielt, und zwar schon während des Sprachkurses, Strategien zum Aneignen neuer Kenntnisse aufbauen, dabei vorhandenes Wissen und somit auch den Stolz der Kinder auf dieses Wissen aktivieren. Naturwissenschaftliche Interessen bei den minderjährigen Aussiedlern könnten durch Vermittlung in entsprechende Interessengemeinschaften (z. B. Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland) entfaltet werden und dies wäre gleichzeitig eine weitere Möglichkeit der zwanglosen Integration jenseits offizieller Integrationsprojekte.

Eine vielseitige Ausbildung haben die aus Russland kommenden Kinder auch im künstlerischen Bereich erhalten: Musikalische Erziehung einschließlich Tanz, Theater, Zeichnen, Applikation, Handarbeit, Beschäftigung mit Erzeugnissen der bildenden Künste sowie mit Produkten der Volkskunst. Allerdings überwogen auch hierbei technische Elemente. Das Interesse an der Entwicklung von Schöpfung und Kreativität löst in Russland erst sehr langsam die auf das künstlerische Endprodukt abzielenden Beschäftigungsformen ab. In den meisten Fällen zählt noch immer, ob der gemalte Regenbogen einem wirklichen Regenbogen ähnlich sieht, und nicht, was sich das Kind unter einem Regenbogen vorstellt oder was es damit assoziiert.

Im Vergleich Russland – Deutschland stößt Konkretes auf Abstraktes, trifft der Stolz, ein Produkt geschaffen zu haben auf die Prozessorientierung. Dennoch erscheint im künstlerischen Bereich, wo viele Fähigkeiten der Aussiedlerkinder schlummern, in jedem Falle ein Ansatz für Integrationschancen zu liegen. Weil das in Schule und Kindergarten vielleicht nicht immer realisierbar ist, wären Freizeiteinrichtungen und Integrationsprojekte gefordert. Die Möglichkeit, Fähigkeiten zeigen und entfalten zu können würde zur Stärkung des Selbstwertgefühls der russlanddeutschen Kinder und Jugendlichen beitragen können.

Auch die körperlichen Fähigkeiten dieser Kinder sind hoch einzuschätzen. Doch brauchen die Kinder eine regelmäßige Aufforderung, um weiter Sport zu treiben. Russische Kindergärtnerinnen beklagten eine regelrechte körperliche Erschlaffung von Kindern, die längere Zeit den Kindergarten (aus finanziellen Gründen) nicht besucht hatten. Morgengymnastik und Sportstunden fehlten; wahrscheinlich hatten die Kinder in ihrer Freizeit den Aufenthalt vor dem Fernseher der Bewegung an der frischen Luft vorgezogen. In Deutschland finden Kinder selten günstige Bedingungen für alltägliche Bewegungsspiele im Freien. Im Schulalter könnte sich besonders bei Mädchen Bequemlichkeit bemerkbar machen, da aktive sportliche Betätigung weniger dem (russischen) weiblichen Rollenideal entspricht. Sportliche Freizeitangebote könnten hier einen Ausgleich schaffen. Da nicht in jeder Schule oder Freizeiteinrichtung entsprechende Sportgruppen vorhanden sind oder sich für wenige Interessenten erschaffen lassen, ist es sinnvoll, den Eintritt in örtliche Sportvereine zu unterstützen und dafür finanzielle Förderungen (evtl. kommunale) zu schaffen.

Für den lebenspraktischen Bereich dürften die Kinder russlanddeutscher Aussiedler gut gerüstet sein. Die Arbeitserziehung im Kindergarten vermittelte ihnen viele Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten. Wenn sie es in Deutschland nicht anwenden, dann vor allem wegen einer Scheu vor dem Neuen (funktioniert das hier genauso?) oder wegen eines Minderwertigkeitsgefühls, das durch Misserfolge in anderen Bereichen hervorgerufen wurde. Ermunterung zum Handeln und das eigene Beispiel dürften zur Motivation ausreichend sein.

Die starke erzieherische Orientierung auf das Kollektiv und die Vernachlässigung der Individualität im sowjetisch-russischen Erziehungssystem hat Verunsicherung zur Folge, wenn es um selbstständiges Handeln und Eigeninitiative geht. Den Kindern wurde Bescheidenheit als hoher Wert vermittelt. Auffallen und Sich-hervortun wollen galt als verpönt; gemäß dem russischen Sprichwort: »Der

höchste Grashalm wird als erster von der Sense niedergemäht«. Das Kind aus Russland wird vermutlich lieber passiv abwarten, als selbst die Initiative zu ergreifen. Möglicherweise wird ihm das als Unfähigkeit ausgelegt und es wird angenommen, dem Kind fehle es am nötigen Können. Dabei hält es sich nur bescheiden zurück, weil es keine persönliche Aufforderung erhielt.

Da es in russischen Kindergärten üblich ist, dass sich die Kinder im Rahmen der gemeinschaftlichen Tätigkeit zusammen mit der Erzieherin beschäftigen und auch beim Freispiel stets Spielkameraden zur Seite haben, könnten die Kinder Schwierigkeiten haben, sich allein zu beschäftigen. Dem einzelnen Kind wird es ohne andere bald langweilig sein. Hier müssen Erzieherinnen anfänglich vermittelnd und moderierend eingreifen, aber auch dem Kind bzw. Jugendlichen vermitteln, wie man sich sinnvoll allein beschäftigen kann, dass dies nichts Schlimmes ist und sie müssen dies als etwas Erwünschtes ausdrücklich fördern.

Aufgrund der uneingeschränkten Führungsrolle des Erwachsenen in Russland ist das Kind auch in Deutschland auf besonderen Zuspruch der Erzieherin oder Lehrerin bzw. der autorisierten erwachsenen Bezugsperson angewiesen. Dies benötigt es zur Befriedigung seines Bedürfnisses nach Anerkennung, die es bisher von der Erzieherin erhalten hat und womöglich auch nur von ihr anzunehmen weiß. Es wird die umfassende Betreuung, Fürsorge und Geborgenheit seines russischen Kindergartens vermissen.

Besonders in der schwierigen Phase der Eingewöhnung in Deutschland wird es für das russlanddeutsche Kind eine Wohltat sein, öfter eine Extraportion Zuneigung und Wertschätzung von der Erzieherin oder einem anderen bedeutsamen Erwachsenen (z. B. Lehrer oder Lehrerin, Gruppenleiter oder -leiterin) zu erhalten. Geschieht dies nicht, dann ist das Risiko, dass sich ältere Kinder oder Jugendliche in Deutschland einer anderen starken Führungspersönlichkeit zuwenden, von der sie das bekommen, wonach sie sich sehnen, nämlich konkrete Handlungsanweisungen (was soll ich tun?) bzw. Aufträge und für deren Erfüllung Anerkennung als Person, Wärme und Geborgenheit in einer Gemeinschaft. Die unkritische Übernahme von Ideologien einer als Führer anerkannten Person ist durch den vorherrschenden (sowjetpädagogischen) Führungsstil im russischen Erziehungssystem noch immer gegeben.

Ein Kind, das gewöhnt ist, Disziplin zu halten und Tätigkeiten korrekt nach Anweisung auszuführen, wird auch weiter auf Handlungsanweisungen warten, bevor es etwas tut. Die Untätigkeit ist also keinesfalls ein Zeichen von Interesselosigkeit oder Unwilligkeit. Das

Kind ist nicht daran gewöhnt, selbst zu entscheiden oder zu erkennen, wann eine bestimmte Handlung erwünscht ist bzw. erwartet wird. Es braucht einen Lernprozess bzw. die Nachhilfe in Form von Aufklärung, dass dies oder jenes von den Kindern selbst getan werden darf.

Es könnte sein, dass Kinder eine Erzieherin oder eine Lehrerin mit demokratischen Erziehungsformen als schwach empfinden und nicht ernst nehmen. Sie warten regelrecht auf verbindliche, deutlich ausgesprochene Arbeits- und Verhaltensanweisungen bzw. Disziplinforderungen. Das Fehlen solcher direkter Richtlinien könnten diese Kinder so interpretieren, dass alles erlaubt ist. Sie kennen die Regeln demokratischen Zusammenarbeitens nicht und müssen sie erst verstehen bzw. erlernen. Störendes Verhalten von Kindern in Gruppen und Einrichtungen kann eine mögliche Folge sein. Ein direktes Gespräch über das, was erwartet wird, ohne dass dies ständig gesagt und wiederholt werden muss, ist vielleicht die beste Lösung. Sind die Spielregeln klar, kann man auch ihre Einhaltung verlangen, ähnlich wie bei einem Vertrag.

Die in Russland sehr früh einsetzende Geschlechtsrollenorientierung in der Erziehung führt zu einem deutlich unterschiedlichen Verhalten von Jungen und Mädchen. Verstärkt wird das durch den fort-dauernden Erhalt gesellschaftlicher Wertvorstellungen des Herkunftslandes innerhalb der Familie auch in Deutschland.

Mädchen aus Russland stechen nicht selten durch ihre Kleidung und Betonung des Äußeren von ihren deutschen Altersgenossinnen ab. Ihnen wird in der Erziehung besondere Passivität als Ideal der weiblichen Bescheidenheit vermittelt und – als spätere Ehefrauen und Mütter – wird die Fähigkeit, sich anzupassen betont. Entweder es kommt nun zur Überanpassung in Deutschland, oder die Mädchen erfassen die Chance zur Veränderung (Emanzipation von russischen Rollenerwartungen) und wissen die Vorteile der neuen Situation durchaus zu nutzen (Entwicklung zur Powerfrau).

An dieser Stelle wäre eine regulierende Mädchenarbeit in Schule und Integrationsprojekten wünschenswert. Diese sollte keinesfalls als Bekehrung missverstanden werden, sondern sehr behutsam, differenziert ansetzen und eher regulierend wirken. Die Mädchen könnten durch Anregungen zu verschiedenen Aktivitäten etwas aus der häuslichen Passivität gelöst werden. Gleichzeitig würde einer damit zusammenhängenden praktischen Unbeholfenheit entgegen gewirkt werden.

Ein Beispiel

Eine kleine Illustration: Schienenersatzverkehr auf dem Heimweg von der Ausbildung. Die Busendstelle lag ca. 200 m vom bekannten Bahnhof entfernt. In der Dunkelheit erkannte das Mädchen überhaupt nicht das Dorf, in dem die Familie schon viele Monate lebte. Fussgänger waren zu dieser Stunde nicht mehr unterwegs, das Mädchen zerfloss in schierer Verzweiflung. Die Ursache war, dass das Mädchen in der Freizeit bzw. am Wochenende den am Dorfrand gelegenen Wohnblock noch nie verlassen hatte. Sie widmete sich vor allem häuslichen Tätigkeiten und verbrachte die restliche Zeit vor dem Fernseher.

Ein differenziertes Konzept müsste die Individualität der einzelnen Mädchen berücksichtigen und könnte einer unkritischen Überanpassung an alles, was in Deutschland gut zu sein scheint, vorbeugen. Es könnte im Fall einer Radikalemanzipation von russischen oder auch familiären Rollenerwartungen ebenfalls ausgleichend wirken. Hier ist die Mädchenarbeit gefordert. Die Entscheidung über die persönliche Entwicklung muss aber jedem Mädchen selbst überlassen bleiben; es sollte nur gestärkt und unterstützt werden.

Bedeutend schwieriger dürfte die Situation der Jungen sein. Von ihnen wird sowohl physische als auch psychische Stärke erwartet. Anders als die schwachen Mädchen müssen sie in der Lage sein, schwierige Situationen zu meistern. Die mit der Übersiedlung verbundenen Probleme sind jedoch so komplex, dass sie auch vom stärksten Jungen nicht auf Anhieb gemeistert werden können. Außerdem erfährt seine Männlichkeit (im Schulalter!) nicht die Beachtung und Anerkennung, die sie im Herkunftsland selbstverständlich bekäme. Die Wahrnehmung der veränderten Bedingungen und persönliche Schwierigkeiten damit, die nicht gesehen werden dürfen, passen nicht zum Selbstbild des starken Jungen. Dieses Dilemma kann zu ernsthaften psychischen Problemen führen, die sich am ehesten in diffusen Ängsten und Leistungsversagen einerseits oder in übermäßiger Aggressivität (um diese Ängste zu kompensieren) andererseits äußern werden.

Die Rückführung von Verhaltensauffälligkeiten russlanddeutscher Jungen auf spezifische psychische Probleme, deren Wurzeln in einer betont geschlechtsrollenorientierten Erziehung zu suchen sind, dürfte aufgrund der wenig bekannten Hintergründe in Deutschland bisher noch viel zu wenig in Betracht gezogen worden sein. Ein Allheilmittel gibt es nicht. Im Falle bereits aufgetretener, gravierender Probleme könnte die Kenntnis dieser Ursachen die Einzelfallarbeit erleichtern. Prophylaktisch wäre eine Art verdeckter Jungenarbeit zu empfehlen. Verdeckt heißt, die psychologische Komponente darf nach außen hin nicht erkennbar sein, da das Bekenntnis zu Problemen ja gerade im Widerspruch zur Rollenüberzeugung der Jungen steht. Leichter wäre es, möglichst viele unter einem unverfänglichen

Motto allgemein akzeptierter Interessen (der Fantasie sind keine Grenzen gesetzt!) zusammen zu bringen.

In russischen Kindergartenprogrammen taucht immer wieder die Anerziehung von Liebe zur Heimat als Erziehungsziel auf. Das planmäßige Erwecken starker Gefühle für die Heimat hatte zu sowjetischer Zeit ideologische Hintergründe (z. B. Verteidigungsbereitschaft), doch wird in Russland auch heute die Wertschätzung der Heimat als eine moralische Qualität betrachtet. Diese zielgerichtet geförderte Liebe zur – russischen – Heimat macht es den Aussiedlerkindern sicherlich zusätzlich schwer, Deutschland als Heimat zu akzeptieren; vor allem, wenn Schwierigkeiten den Reiz des Neuen bald in den Schatten drängen. Der Verlust der alten, »richtigen« Heimat wird schmerzlicher erlebt.

Schön wäre es, wenn von deutscher Seite den Besonderheiten der russischen Heimat Interesse und Beachtung entgegen gebracht würden; sozusagen Akzeptanz und Wertschätzung von etwas Wichtigem, anstatt es als wertlose Vergangenheit auslöschen und verdrängen zu wollen. Fühlen sich die Kinder und Jugendlichen mit ihrer Herkunft als etwas Wertvolles (und nicht als Make!!) angenommen, lieben sie sich möglicherweise leichter für den Schritt in das Neue begeistern. Das Existieren in der anderen Welt ist dann nicht mehr nur Notwendigkeit, sondern kann als Bereicherung aufgefasst werden, man ist in zwei Welten zu Hause. Praktisch gefördert werden könnte der Austausch zwischen deutschen Kindern und Jugendlichen bei vielen Gelegenheiten – vom Geographieunterricht bis hin zu kulturellen Veranstaltungen. Auf deutscher Seite, auch bei Pädagoginnen, könnten dadurch immer noch bestehende unklare Vorstellungen und Vorurteile abgebaut werden. Allerdings ist es schwierig, so etwas zu inszenieren, wenn kein echtes Interesse besteht, vom anderen etwas zu erfahren.

Zu überlegen wäre, wie die Pflege der russischen Muttersprache aufgewertet und institutionell ermöglicht werden könnte. Das würde einerseits deren Gebrauch aus der »Illegalität« (Videos, Familie, Schulkameraden; im Kindergarten: »Ihr sollt deutsch reden!!!«) holen und andererseits der Forderung nach dem Bemühen um die Aneignung der deutschen Sprache (nicht anstelle von Russisch, sondern zusätzlich) berechtigten Nachdruck verleihen.

Mit älteren Jugendlichen, die oftmals überhaupt kein Interesse an der Übersiedlung nach Deutschland hatten, sich jedoch dem Willen der Eltern fügen mussten, sich hier nicht wohlfühlen, sich verschließen und eine ablehnende Haltung demonstrieren, sollte ernst-

haft die Alternative der Rückkehr bei Volljährigkeit diskutiert bzw. durchgespielt werden. Dieser Schritt ist tatsächlich mit vielfältigen Schwierigkeiten (z. B. Behörden, Geld, Arbeit, Wohnung, Familie, verlorene Kontakte) verbunden und nahezu unrealistisch. Dieses Unrealistische müsste jedoch von den Jugendlichen selbst schrittweise erkannt werden, damit sie sich bewusst von ihren Fantasien lösen und auf das Neue einstellen können. Entschließt sich jemand dennoch zur Rückkehr, wird er sowohl auf persönlicher als auch auf behördlicher Ebene sozialpädagogische Unterstützung benötigen.

Mitunter vermissen Pädagoginnen und Pädagogen in Deutschland bei der Elternarbeit die aktive Mitwirkung russlanddeutscher Eltern. In solchen Fällen spielen an erster Stelle sprachliche Probleme sowie damit verbundene Unsicherheiten und Ängste eine Rolle. Des Weiteren könnte es aber auch sein, dass den Eltern eine Einladung nicht verbindlich genug erschien, da sie keine verpflichtende Aufforderung enthielt. Hier sei an die Entmündigung der Eltern durch das sowjetische Erziehungssystem erinnert. Ihnen wurden im Allgemeinen keine pädagogischen Fähigkeiten zugestanden. Die familiäre sollte die institutionelle Erziehung lediglich ergänzen. Und die auch in Deutschland noch nachwirkende Kehrseite ist, dass die Eltern Erziehung und Ausbildung ihrer Kinder vollständig den Pädagoginnen und Pädagogen zu überlassen. Und damit ist aus Sicht der Eltern Kindergarten oder Schule auch die volle Verantwortung für die Entwicklung ihrer Kinder übertragen. Hat das Kind Probleme, so möge sich – bitteschön! – die zuständige Fachkraft darum kümmern; das ist schließlich ihre berufsmäßige Aufgabe! Bei Elterngesprächen ohne direkte Anweisungen für konkretes Tun der Eltern, wird dies von den Eltern als eine Unfähigkeit der Kindergärtnerin oder Lehrerin aufgefasst. Denn eine richtige Pädagogin muss doch selbst wissen, was zu tun ist!

Die frühzeitige Anbahnung von Kontakten zu den Eltern, nicht erst bei akuten Problemen, ist eine sehr wichtige Komponente in der Arbeit mit Aussiedlerkindern. Man erhält einen Eindruck von den häuslichen Lebensbedingungen und den allgemeinen Einstellungen der Familie. Vielleicht ist sie sogar sehr aufgeschlossen und interessiert! Möglicherweise erfährt man aber auch frühzeitig von Problemen, bevor das Kind verhaltensauffällig wird. Wird eine Erwartungshaltung der Eltern deutlich, lässt sich in Empfehlungen zur Erziehung eventuell ein anfänglicher Kompromiss zwischen Anweisungen und konstruktivem Austausch finden. Bleibt der Kontakt kontinuierlich erhalten, lässt sich sicherlich auch die Familie – wie das Kind selbst – zu mehr Initiative anregen; womit sie am Anfang jedoch überfordert wäre.

Da deutsche Pädagoginnen und Pädagogen den Heimvorteil haben, sollten sie ein offenes Ohr für allgemeine Probleme haben und der Familie gern einen Tipp geben, von welcher Stelle sie Hilfe oder Erleichterung erhalten können und, wenn es nicht zu aufwendig ist, vielleicht sogar persönlich einen ersten Kontakt zu einer Behörde oder zu einem Hilfsangebot herstellen. Das wird ihnen hoch angerechnet und sie werden garantiert mit zukünftiger Offenheit dieser Eltern belohnt.

- Literatur** Aschikow, W. I. / Aschikowa, S. G.: Semizwetik. Moskau 1997
Jadeschko, W. I. / Sochin, F. A. (Hrsg.): Vorschulpädagogik. Berlin 1983
Worobjewa, D. I.: Garmonija. Tomsk 1995

Elvira Ruttner

hat während ihres Studiums neun Monate in russischen sozialen Einrichtungen gearbeitet und ist Expertin für Fragen der Vorschulerziehung.

Intakte Beziehungen zu Verwandten und Freunden sind für Familien von großer Bedeutung. Dies gilt im besonderen Maße für Aussiedlerfamilien. Für sie ist die dauerhafte soziale Einbindung in den Familien-, Freundes- und Bekanntenkreis sowie die gegenseitige Hilfe und Unterstützung aufgrund der Erfahrungen im Herkunftsland selbstverständlich.

Und innerhalb dieser Familien empfinden und übernehmen die Eltern mehr als einheimische Deutsche – so werden im Unterschied zu den Aussiedlern im folgenden Text die in Deutschland geborenen Deutschen bezeichnet – Verantwortung für ihre Kinder, für deren Aufwachsen und für ihre Zukunft. Die Lebensmaxime »Unser Kind soll es einmal besser haben!«, ist eine der wesentlichen Grundlagen elterlichen Handelns und hat häufig schon die Entscheidung zur Ausreise nach Deutschland stark beeinflusst, oft sogar bestimmt.

Vor dem Hintergrund einer solchen elterlichen Grundeinstellung ergeben sich für die Schule wie auch für die Kinder- und Jugendhilfe Chancen, die sich vergleichbar bei einheimischen Eltern mit schwierigen Kindern und Jugendlichen nur selten stellen. Denn aus der Sicht von Fachleuten sind insbesondere die Eltern von Kindern und Jugendlichen mit abweichendem und delinquentem Verhalten für pädagogische und sozialpädagogische Fachkräfte nur schwer zu erreichen. Elternarbeit reduziert sich in der Praxis deshalb oft auf flüchtige und seltene Kontakte, wird rasch für nicht möglich gehalten und aufgegeben oder sie findet häufig gleich gar nicht statt.

Berichte aus der Elternarbeit mit Aussiedlern lassen jedoch erkennen, dass es hier aus pädagogischer und sozialpädagogischer Sicht verborgene und kaum wahrgenommene Ressourcen gibt, die es zu aktivieren gilt. Wo aber liegen diese? Welche positiven Erfahrungen lassen sich berichten?

Vor allem ist die Frage zu klären: Sind Konzepte tauglich, die für einheimische Eltern entwickelt worden sind oder muss sich Elternarbeit mit Aussiedlerfamilien davon unterscheiden? Wenn ja, wie? Welche Bedeutung haben die in den Herkunftsländern gemachten Erfahrungen der Eltern und der Kinder? Müssen diese nicht stärker berücksichtigt oder sogar Ausgangspunkt für Elternarbeit sein? Sind deshalb neue Konzepte für die Arbeit mit Aussiedlerfamilien erforderlich?

Zunächst werden einige Aussagen zur Bedeutung der Familie in den Herkunftsländern gemacht, dann folgt die Frage nach der Funktion der Familie im Kontext der Aus- und Einwanderung und schließlich werden einige Schlussfolgerungen für die Perspektiven der Elternarbeit vorgestellt und diskutiert.

Die Bedeutung der Familie im Herkunftsland

Im Gesellschaftssystem der ehemaligen UdSSR waren die Menschen vor allem in kollektive Strukturen eingebunden und wurden von diesen wesentlich beeinflusst und geprägt. Um unter den gegebenen wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen bestehen und die Existenz gegenüber Staat und Gesellschaft absichern zu können, waren intakte Beziehungen im sozialen Nahbereich wichtig. Dies galt auch für die »deutschen Gemeinden«. Diese Beziehungen garantierten den Familien und den Einzelnen aber nicht nur gegenüber dem Staat, sondern auch gegenüber zeitweise vorhandenen anti-deutschen Anfeindungen, ein »Überleben« in Harmonie und sicherten die eigene systemabweichende Identität.

Vor diesem Hintergrund hatte eine feste und dauerhafte Einbindung in das familiäre Bezugssystem und damit verbunden die gegenseitige Unterstützung der Familienmitglieder Vorrang vor der Durchsetzung individueller Ziele und Interessen. Werte wie Fleiß, Pflicht, Zuverlässigkeit und Ehre – alles Begriffe, denen sich Menschen mit deutscher Identität eng verbunden fühlten – hatten einen hohen Stellenwert. Und dies blieb in den Familien über die Jahre bis zur Ausreise und darüber hinaus im Bewusstsein.

Die sozialen und ökonomischen Veränderungen, die vor allem die westdeutsche Gesellschaft nach dem Ende des zweiten Weltkriegs stark verändert und die massive Auswirkungen auch auf andere Bereiche wie z. B. die Kultur oder das Erziehungssystem hatten, blieben den Russland-Deutschen aufgrund des eisernen Vorhangs weitgehend verborgen. Das Wissen über die deutsche Gesellschaft und das Bild von den Deutschen war meist veraltet und unrealistisch.

In den Herkunftsländern haben sich die gesellschaftlichen Brüche nach dem Ende der ehemaligen UdSSR auch auf die Familien der Russlanddeutschen nachteilig ausgewirkt. Sie leiden, wie die meisten Menschen in den GUS-Staaten, unter den Veränderungen des Werte- und Normensystems, unter dem Funktionsverlust der staatlichen Institutionen und Organisationen. Verspätet oder gar nicht ausgezahlte Gehälter und Löhne, der zeitweilige Triumph des Rechts des Stärkeren sowie die Unklarheit über die weitere gesellschaftliche Entwicklung machen auch heute noch Gemeinsamkeit und Solidarität zu unverzichtbaren Werten.

In dieser Zeit staatlicher Ohnmacht behielt deshalb die Familie einen hohen Stellenwert, sie blieb der zentrale und verlässliche Orientierungspunkt im Leben. Die Familie garantierte unter den schwierigen gesellschaftlichen Bedingungen emotionalen Rückhalt und Stabilität. Sie war der Ort, an dem die notwendigen Auseinandersetzungen mit den Werten und Alltagsanforderungen stattfinden konnten, in ihrem Kontext konnten Konflikte ausgetragen und gelöst werden. Aber nicht allein die Familie war als wirtschaftliche und soziale Interessengemeinschaft bedeutsam, in Notfällen oder Krisen hatten auch Verwandte, Freunde oder Nachbarn einen höheren Stellenwert als staatliche oder öffentliche Institutionen.

Die Familien der Russlanddeutschen sind in der Regel große Familienverbände, zu denen Großeltern, Eltern und viele Kinder zählen. Typisch sind ein starker Familienzusammenhalt und ein ausgeprägter Familiensinn. Die Familien sind durch Gemeinschaftssinn und Kollektivismus geprägt. Diese Familienorientierung lässt sich aber weniger im Sinne marxistisch-leninistischer Ideologie interpretieren, sie kennzeichnet vielmehr eine eher pro-soziale Orientierung. (*Derichs*)

Auch wenn sich die Grundeinstellungen der Russlanddeutschen eher als konservativ und traditionsorientiert beschreiben lassen, sind die praktizierten Erziehungsstile heterogener: So gibt es z. B. neben autoritär geprägten auch liberale Erziehungsstile. Aber trotz der Unterschiede lassen sich grundsätzliche Gemeinsamkeiten wie Wertschätzungen von Ordnung, Sorgfältigkeit, Zuverlässigkeit, Ehrlichkeit, Pflichtbewusstsein, Fleiß und Leistung sowie Achtung gegenüber den Älteren in der familiären Erziehung beschreiben.

Diese – für die deutsche Nachkriegs-Gesellschaft eher sekundären Erziehungsziele – haben sich trotz der dramatischen Modernisierungsprozesse in allen Ländern der ehemaligen Sowjetunion unter der deutschstämmigen Bevölkerung bis heute weitgehend erhalten. In einem Umfeld, in dem sie sich nicht immer heimisch fühlten und von dem sie mitunter auch abgelehnt wurden, haben solche Tugenden einen wichtigen Beitrag zum Erhalt der deutschen Identität beigetragen.

Aber diese Erziehungsziele haben auch in der sowjetischen Gesellschaft einen hohen Stellenwert gehabt und wurden staatlich propagiert. Im staatlichen Erziehungssystem hatte das Kollektiv prinzipiell Vorrang vor dem Individuum. Durchsetzungsvermögen und Selbstbestimmung waren nicht gefragt, nicht konformes Verhalten wurde sogar explizit sanktioniert.

Seit etwa 1990 jedoch gab es einen dramatischen Kurswechsel. Das Kollektiv verlor im Rahmen des gesellschaftlichen Umbruchs seine Funktion als Leitbild. Die damit verbundenen Änderungen und neuen Anforderungen haben gerade bei den jüngeren Menschen zu Spannungen zwischen den hergebrachten kollektivistischen und den neu eingeforderten individualistischen Verhaltensweisen und zu Friktionen geführt.

In der sowjetischen Gesellschaft waren in den Familien bei wichtigen Fragen vor allem die Eltern für die Entscheidungen zuständig. Sie hatten die notwendigen Kenntnisse, Erfahrungen und die Sicherheit, ihren Kindern ein adäquates Aufwachsen und eine gelungene Integration in die Gesellschaft zu gewährleisten.

In der sich verändernden postsozialistischen Gesellschaft wurde dies aber schnell in Frage gestellt oder zumindest teilweise entwertet. Die kollektivistischen Erziehungsideale, nach denen Jugendliche ihre Lebensziele im Einklang mit Familie, Schule und anderen gesellschaftlichen Institutionen entwickeln sollten (*Dietz*), haben ihre Gültigkeit verloren. Trotzdem werden diese Tugenden gerade von vielen Russlanddeutschen noch immer vertreten. Wie wichtig und prägend sie gewesen sind, wird deutlich, wenn Ehrlichkeit, Hilfsbereitschaft, Fleiß und Verständnis für andere bei Befragungen von Aussiedlern in Deutschland immer noch als die wichtigsten Erziehungsziele angegeben werden. (*Dederichs*)

Schule In den Herkunftsländern der Russlanddeutschen war die Schule eine wichtige Sozialisationsinstanz. Kinder und Jugendliche verbrachten einen großen Teil ihres Tages dort und die Schule unterstützte die Eltern in der Erziehung. Trotz vielfältiger Reformversuche in den 90er-Jahren blieb das Bildungssystem kollektiv-orientiert, und in den Schulen haben nach wie vor Disziplin und Respekt einen hohen Stellenwert. Die Eltern hatten und haben die Möglichkeit, über ein Tagebuch Informationen über die schulischen Leistungen (Noten), Hausaufgaben und das Verhalten ihrer Kinder zu erfahren.

Kommen die Kinder den geforderten Erwartungen der Schule nicht nach, nimmt die Schule Kontakt zu den Eltern auf. Hierbei haben die Lehrkräfte in den Augen der Eltern eine hohe pädagogische Kompetenz. Damit verbindet sich eine Art pädagogisches Gefälle. Eltern haben in der Selbsteinschätzung deutlich weniger pädagogische Zuständigkeit. Sie verlassen sich auf die Fachlichkeit der Lehrkräfte, Kritik an der Schule ist eher die Ausnahme.

Die Funktion der Familie im Einwanderungskontext

Mit der Übersiedlung nach Deutschland verlieren die erlernten und mitgebrachten Normen und Werte der russlanddeutschen Familien wie z. B. Respekt gegenüber Älteren, Fleiß, Ordnung, Pflicht und Ehre rasch an Bedeutung. Bewährte Verhaltensweisen und Regeln gelten in der neuen Gesellschaft nicht. Neue Wertmaßstäbe, die Sicherheit und Halt geben könnten, haben sie noch nicht erwerben können.

Forderungen der Eltern nach Gehorsam, auf nichts anderes als auf Traditionen gestützt, werden von den Kindern und Jugendlichen nicht mehr erfüllt. (*Süß*) Sie orientieren ihre Interessen nicht mehr vorrangig an den Interessen der Familie. Dieses Konzept, dem sie noch mit der Unterwerfung unter die Entscheidung zur Aussiedlung gefolgt sind, hat in Deutschland an Wert und Gültigkeit verloren. (*Dietz*) Es kollidiert mit in Deutschland geforderten Erziehungszielen wie Weltoffenheit oder Mut zu selbstständigem Denken und Handeln. Die individuelle Entfaltung und Selbstbestimmung der Jugendlichen sollen gefördert, ihnen soll bei Entscheidungen ein hohes Maß an Autonomie zugestanden werden. Durchsetzungsfähigkeit, Initiative und Eigenständigkeit haben in dieser Gesellschaft einen deutlich höheren Stellenwert als Anpassung und Unterordnung.

Die neue Gesellschaft ist – anders als erwartet – weitgehend fremd und von unbekanntenen Normen und Werten geprägt. Bisher als gültig und als sicher angenommene Regeln sind in Frage gestellt. Das »gefühlte« Deutsch-Sein bietet keine Souveränität. Es ruft im Alltag eher zusätzlich Unsicherheit und Ängste hervor, denn es erweist sich für das Einleben als wenig hilfreich. So entwickeln sich rasch Identitätsprobleme. Die Aussiedler erfahren sich gegenüber den Einheimischen als Fremde und entwickeln schließlich Komplexe. (*Süß*) Sie befinden sich in einem Spannungsfeld zwischen deutsch und fremd, zwischen Tradition und Moderne oder zwischen Anpassung und Autonomie.

Die Eltern sind an eine Führung von oben gewöhnt und fürchten sich, kritische Fragen zu stellen. Der Umgang mit Demokratie und – im westlichen Sinne – Freiheit ist ihnen unbekannt. Pluralistische Verhaltensweisen und Meinungen, die dazu noch wesentlich von ihrem Deutschlandbild abweichen, irritieren sie (*Bade*). Der Konflikt, »der sich in der Konfrontation von sozialistisch-kollektivem Denken und der Orientierung am Gemeinwesen mit der leistungsorientierten, individualistisch ausgerichteten westlichen Erziehung ausmachen lässt« (*Herwartz-Emden 4f.*), hat sich in den letzten Jahren verschärft.

In den GUS-Staaten machte die Bevölkerung in den letzten zehn Jahren Erfahrungen mit Anarchie, Rechtsunsicherheit, dem Verlust gültiger Regeln, der Entwertung von Normen sowie mit gesellschaftlichen Situationen, in denen sich häufig der Stärkere durchsetzte. Lange Zeit gültige und bekannte Gesetze hatten mit dem Umbruch ihre Bedeutung verloren oder wurden – selbst wenn sie noch galten – vielfach nicht mehr angewendet. Neues Recht war aber noch nicht verabschiedet oder konnte nicht durchgesetzt werden. Sichere und längerfristige Planungen waren so kaum möglich. Für die Aussiedler kam erschwerend hinzu, dass sie in der Zeit des Wartens auf die Übersiedlung höchstens noch kurzfristig planen mochten.

Diese Erfahrungen führen zu Verunsicherungen in der Orientierung und im Verhalten. Neue, ungewohnte Anforderungen sind zu bewältigen:

- das Leben ist selbstbestimmt und individuell zu planen,
- der Umgang mit den anderen ethisch-moralischen Normen und Werten des Aufnahmelandes ist zu erlernen,
- die Komplexität der modernen Industriegesellschaft mit ihrem Konsum und mit ihren zahlreichen Strömungen und Subkulturen ist zu durchschauen. (*Baaden*)

Die über Generationen gelebten Erziehungsformen, in denen sich die Kinder unterzuordnen hatten und die Eltern die Richtlinien bestimmten, waren überlebt. Die Eltern und vor allem die Väter verlieren in der Übersiedlung abrupt und rapide an Autorität und Bedeutung. Ihre Kompetenzen, in den Herkunftsländern ausreichend um »die« Autorität in der Familie zu sein, sind schlagartig nichts mehr wert. Beruflich erleben sie eine rasante Talfahrt. Auf ihre schulischen Abschlüsse und beruflichen Ausbildungen, ihre beruflichen Kenntnisse und Arbeitserfahrungen können sie in Deutschland nicht zurückgreifen. Abschlüsse und Zeugnisse werden in Deutschland nicht anerkannt oder entwertet, beruflich geht es für sie abwärts. Dies bedeutet einen Status- und Gesichtsverlust, unter dem nicht nur sie, sondern auch die eigenen Kinder leiden. Der von den Eltern, vor allem den Vätern, erwartete Respekt geht zunehmend verloren. Für diejenigen Familien, die keine Arbeitsmöglichkeit finden, ist die Konsequenz oft längere Arbeitslosigkeit. Die nur begrenzte berufliche Perspektive und die damit zusammenhängenden geringen finanziellen Möglichkeiten der Aussiedlerfamilien schlagen sich in den Sozialisationsbedingungen ihrer Kinder nieder. (*Strobl*) Eltern verlieren in dieser Hinsicht ihre Vorbildfunktion für ihre Kinder.

Die Eltern beherrschen die Sprache nicht, finden sich in der Gesellschaft mit ihren Regeln und Einrichtungen nicht zurecht. Sie können

keinerlei Orientierung geben, sind selbst orientierungslos. So stehen sie auch in der Erziehung und damit gegenüber ihren Kindern mit leeren Händen da. Auch wenn sie dennoch versuchen, ihre Autorität aufrecht zu erhalten, so findet unter den neuen Bedingungen eine Demontage elterlicher Autorität statt. Das bisher gültige Familienmodell ist entwertet, ein neues steht nicht zur Verfügung. Viele Eltern sind verunsichert, nicht wenige resignieren und ziehen sich auf die tradierten Normen und Werte zurück. Fleiß, Ordnung und Autorität gewinnen für sie zusätzlich an Bedeutung.

Eine massive und tiefgreifende Veränderung im Leben der Eltern ist die Notwendigkeit, sich in einer neuen und fremden Sprache orientieren und in ihr zurechtfinden zu müssen. Immer weniger Mütter und Väter verfügen über deutsche Sprachkenntnisse. Und dann sind sie meist nur gering und außerdem auffällig. Sie werden mit der Übersiedelung »sprachlos«. Die deutsche Sprache, das unverzichtbare Kommunikationsmittel und der Schlüssel zum Aufbau von Kontakten, steht ihnen in einem für die Integration notwendigen Maße nicht zur Verfügung. Viele Eltern ziehen sich deshalb zurück, Reden ist nur nach innen, in den Familien möglich. Sie müssen sich überwinden, wenn sie Ämter oder Schulen aufsuchen, fühlen sich dort unsicher und hilflos. Andere wollen erst die deutsche Sprache lernen und perfekt beherrschen, bevor sie sich in die Öffentlichkeit trauen. Dass ihre deutschen Sprachkenntnisse nicht ausreichen, um sich unbefangen mitteilen zu können, verstärkt ihre Hemmungen gegenüber Institutionen und Menschen. Einige ziehen sich deshalb ganz auf sich selbst zurück oder sie treffen sich nur mit anderen Aussiedlern. Sie geraten immer stärker in die Isolierung und je länger diese andauert, desto schwieriger ist sie zu durchbrechen.

Auch wenn sie wollen haben viele Eltern kaum Zeit, die neue Sprache zu erlernen. Viele haben mehrere schlecht bezahlte Jobs nebeneinander. Damit sind sie zeitlich und kräftemäßig voll ausgelastet. Sie tun dies, um die Existenz der Familie abzusichern. Für sie ist es wichtig, dass sie den Lebensunterhalt bestreiten können. Ihnen ist es unangenehm, von Arbeitslosengeld oder Sozialhilfe zu leben. Sie wollen selbst Geld verdienen.

Anders die Kinder. Sie müssen in Kindergärten, Horten oder Schulen mit einheimischen Kindern, Jugendlichen, Lehrkräften oder den Eltern der deutschen Kinder zwangsläufig deutsch sprechen.

Für die Eltern ist es außerdem ungewohnt, dass sie in Deutschland für die Erziehung ihrer Kinder deutlich mehr Verantwortung übernehmen müssen als im Herkunftsland. Sie fühlen sich überfordert, weil sie zum einen an Respekt bei den Kindern verloren haben und

weil sie sich zum anderen neuen, bisher unbekanntem, Anforderungen gegenübersehen. Den Eltern, vor allem den Müttern, bleibt nichts anderes, als diese Anforderungen in einem »Crashkurs« zu lernen, auch wenn ihnen die Folgen ihrer Entscheidungen für die Zukunft der eigenen Kinder kaum deutlich sind. (*Herwartz-Emden*)

Zu all diesen Schwierigkeiten kommt ein großer Assimilationsdruck. (*Baaden; Herwartz-Emden*) Im Herkunftsland waren sie als deutsche Minderheit diskriminiert, in Deutschland müssen sie sich – für fast alle überraschend – erneut beweisen. Sie finden sich, obwohl sie sich als Deutsche fühlen, in der Rolle von Fremden wieder. Weil sie spüren, dass dies für sie unauflöslich ist, setzen viele Eltern ihre Hoffnungen in die Kinder und erwarten von ihnen eine umfassende und schnelle Anpassung an das hiesige Gesellschaftssystem.

Generationenkonflikte Die mit der Übersiedelung verbundenen starken Verunsicherungen haben zur Folge, dass die Eltern Sicherheit aus bekannten Werten schöpfen wollen. Sie sind stolz, deutsch zu sein, betonen die Bedeutung der Familie und halten an überholten Traditionen fest. (*Süß*) Dies alles sind Werte, die in Deutschland als konservativ und teilweise überholt gelten. Die Kinder und Jugendlichen dagegen nehmen die Wertvorstellungen der deutschen Gesellschaft wesentlich schneller an. Sie richten sich meist rasch im Alltag ein und kommen oft besser als ihre Eltern zurecht. Aus diesem Grund werden sie für ihre Eltern häufig zum »Mittler zur neuen Welt« und stellen zwischen Tradition und Moderne einen Ausgleich her, der Eltern und deutscher Gesellschaft eine Koexistenz ermöglicht.

Durch die Übernahme der neuen Werte entstehen innerhalb der Familie Konflikte. Weil die Kinder und Jugendlichen ihr Leben nicht nur auf der Basis mitgebrachter Normen und Werte gestalten können, müssen sie sich auf das Neue und Moderne einlassen und erfahren auch bisher unbekannte Anregungen für ihr Leben. Je stärker sie nun einerseits z. B. neue Freiheiten einfordern und je mehr die Eltern andererseits auf den tradierten Werten beharren, desto stärker gibt es zwischen den Generationen Spannungen und Friktionen. Diese können so massiv sein, dass sie kaum noch zu lösen sind. (*Dietz*)

Dann geraten Familienstrukturen unter Druck, brechen manchmal auseinander und verlieren in der neuen Umgebung an Bedeutung. Die Familie kann den einzelnen Mitgliedern dann nicht mehr Orientierung oder Halt geben, sie hat die Funktion, die sie in den Herkunftsländern hatte, verloren. (*Baaden*) Der damit verbundene familieninterne Strukturwandel macht aus Großfamilien Kleinfamilien. Ältere Jugendliche und junge Erwachsene geben die scheinbare Ge-

borgenheit der Familie auf und ziehen aus, ihre Bedeutung, ihre Autorität und manchmal auch der Respekt ihr gegenüber gehen verloren.

In der Familie gewinnen diejenigen Mitglieder an Bedeutung, die die deutsche Sprache beherrschen. Das sind in der Regel nicht die Eltern, sondern die Kinder und Jugendlichen. Sie übersetzen und verhandeln bei Ämtern und Behörden, sie kennen und verstehen deren Funktionen und Zuständigkeiten. Kinder dolmetschen bei Elterngesprächen oder am Elternabend in der Schule und beeinflussen wesentlich die Inhalte, die für die eigenen Eltern bestimmt sind. Sie haben auch gegenüber den Lehrkräften einen Vorteil, da diese fast nie die Sprache der Eltern sprechen. Die Eltern sind in den Augen der Erzieherinnen und Lehrkräfte nicht kompetent. Für die eigenen Kinder haben sie Kompetenz und Autorität verloren. Damit wird ihr Einfluss auf die eigenen Kinder und Jugendlichen weiter eingeschränkt. (Dietz)

Mit der Ausreise müssen die Kinder und Jugendlichen ohne elterlichen Rat, ohne deren Hilfe in Schule, Ausbildung, Arbeit, Freizeit und im gesamten Leben auskommen. Manchmal müssen sie sich sogar gegen Vorstellungen und Ratschläge der Eltern durchsetzen. (Dietz; Süß) So entgleiten die Kinder mehr und mehr ihren Eltern. Während der Staat im Herkunftsland die Erziehung mit vielfältigen, teilweise obligatorischen Freizeitangeboten wesentlich steuerte und beeinflusste, müssen die Eltern in Deutschland zusehen, wenn sich ihre Kinder »abweichend« verhalten.

Erfahrungen Die traditionell geprägten Familienstrukturen sowie die stark konservativ ausgerichteten Erziehungsvorstellungen der Eltern erschweren die Zusammenarbeit mit den deutschen Hilfeeinrichtungen. Berichte aus Schulen und der Kinder- und Jugendhilfe machen deutlich, dass die Eltern häufig nicht erreicht werden. Manchmal werden Angebote gar nicht als Hilfe, sondern als Kontrolle und Einmischung empfunden. Sicher spielen dabei Sprachprobleme auf beiden Seiten eine Rolle, denn die in den letzten Jahren einwandernden Aussiedler-Familien verfügen über immer weniger deutsche Sprachkenntnisse. Ihnen fehlen detaillierte Sprachkenntnisse, die im Umgang mit Behörden und Ämtern erforderlich sind. Dazu kommt, dass Aussiedler in der Regel ihre Erfahrungen (Kontrolle statt Hilfe) mit den Institutionen und Behörden in den Herkunftsländern auf die Aufnahmegesellschaft übertragen. Dies hat Zurückhaltung und Vorsicht zur Folge.

Aber dies ist es nicht allein. Missverständnisse und Fehlinterpretationen gibt es auf beiden Seiten. Auch Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter haben pauschale Vorstellungen von den Aussiedler-Familien. Sie wissen wenig über deren Lebenslagen und Existenzbedingungen im Herkunftsland, haben kaum Kenntnisse über deren Familienstrukturen und Erziehungsvorstellungen. So interpretieren und bewerten sie die Einstellungen und Handlungen der Eltern und Kinder allein vor dem Hintergrund der deutschen Gesellschaft.

Infolgedessen scheinen Familien wenig offen, nicht flexibel und kaum bereit zur Zusammenarbeit. Sie gelten als rückständig, ihre mitgebrachten Erfahrungen sind überholt und gelten wenig. Weil sie nur geringe Erfahrungen in und Kenntnisse über Deutschland haben, werden sie nicht als gleichwertige Partner angesehen.

Jugendhilfe Eine der deutschen Kinder- und Jugendhilfe vergleichbare Institution gab es in den Herkunftsländern nicht. Aber es gab Angebote im Freizeitbereich, einmal in schulischen Arbeitsgemeinschaften außerhalb des Unterrichts und zum anderen in den Jugendorganisationen. Beispiele dafür sind Arbeitsgruppen junger Techniker oder Naturforscher, Zirkel für technisches und künstlerisches Schaffen sowie Sportsektionen.

Soziale Arbeit war teilweise in die pädagogischen Berufe integriert. So hatte sich z. B. eine Lehrkraft bei Problemen auch um die Familien der Kinder zu kümmern. Und es gab andere soziale Einrichtungen wie Kinderheime. Auch die Kirche bot unter dem Namen »Barmherzigkeit« eine Art Sozialarbeit für ihre Mitglieder an. Es gab jedoch keine strukturelle Unterscheidung in freie und öffentliche Träger, denn Jugendhilfe war staatliche Aufgabe und sie war – dies entsprach dem sozialistischen Weltbild – mit Kontrolle und Eingriff verbunden.

Die Interpretation der Angebote der deutschen Jugendhilfe durch die Eltern, aber auch durch die Kinder und Jugendlichen, muss vor diesem Hintergrund gesehen werden. Sie werden nicht als Angebote wahrgenommen, die helfen wollen und die angenommen oder abgelehnt werden können. Sie sind immer mit dem Risiko der staatlichen Kontrolle und damit auch mit Sanktionen und Eingriffen verbunden. Jugendhilfe ist für diese Eltern nicht kalkulierbar. Die Folgen bleiben offen, das Risiko von Eingriffen scheint ihnen bei familiären Krisen groß.

Neben den Organisationsformen sind den Eltern auch die Inhalte fremd. Sie greifen lieber auf bewährte Verhaltensweisen zurück. So werden Probleme und Schwierigkeiten mit den Kindern als »privat«

definiert. Sie werden innerhalb der Familie besprochen und Lösungen werden ohne institutionelle Hilfen gesucht. (Tulinow 2000) Solches Verhalten wird von den Fachkräften der Jugendhilfe meist negativ bewertet und die Eltern gelten als wenig kooperationsbereit.

Aussiedler-Eltern kennen weder Beratungsstellen, Gesprächskreise noch Selbsthilfegruppen. Sie sind schockiert von dem in Deutschland üblichen, auf Diskussion und Partnerschaft angelegten, freien Umgangsstil. Auseinandersetzung und Diskussion, wie sie in der Elternarbeit häufig die Regel sind, sind ihnen weniger Hilfe als Verunsicherung.

Die Fachkräfte bei Trägern und in Institutionen werden nicht als Partner, sondern als Repräsentanten von Kontrolle und Macht angesehen. Und die Angst der Eltern, eine »falsche Meinung« zu haben, d. h. eine Meinung, die von den Fachkräften nicht geteilt oder missverstanden wird, ist groß. Immerhin sind ihnen pädagogische Fachkräfte aus dem Herkunftsland noch als pädagogische Autoritäten bekannt. Die Eltern befürchten, wegen einer anderen Meinung nicht mehr akzeptiert zu werden. So schweigen sie lieber, statt ihre Position offensiv zu vertreten und in Diskussionen zu überprüfen. Die Fachkräfte legen das Resultat der elterlichen Verunsicherung schnell als Gleichgültigkeit und Interesselosigkeit aus. In Wirklichkeit aber diskutieren die Eltern selbstverständlich über ihre Probleme und Bedürfnisse, äußern sich frank und frei. Dies allerdings nur in der Familie oder im Freundeskreis, und eben nur in ihrer Muttersprache.

Diese beiderseitige Distanz zwischen Eltern und Fachkräften führt auf beiden Seiten immer wieder zu folgenreichen Fehlinterpretationen. Und das erhöht die Hemmschwelle der Eltern. Ein Teufelskreis entsteht, in dem alle gefangen sind. Die Angebote der Kinder- und Jugendhilfe stoßen deshalb häufig auf ein geringes Interesse.

Schule Die Erfahrungen der Eltern und der Kinder mit der Schule in den Herkunftsländern unterscheiden sich deutlich von denen in Deutschland. Das Schulsystem in den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion ist immer noch eindeutig auf einen eher autoritären Erziehungsstil ausgelegt, mehr auf Wissensbildung als auf Diskussion. Und dies übrigens mit Erfolg.

Das deutsche Schulsystem mit seinen Erziehungsstilen und den Methoden ist den Eltern fremd. Die Unterschiede in den Lehr- und Lernverfahren, in den pädagogischen Einstellungen der Lehrer und in der Offenheit der Angebote verunsichert sowohl Kinder als auch Eltern. Vertrauen kann unbegleitet nicht entstehen.

Die Konsequenzen der deutschen Schule für die Zukunft ihrer Kinder bleiben den Eltern weitgehend verborgen. Ihr Verhältnis zur deutschen Schule haben viele Eltern nicht klären können, es bleibt ambivalent. Einerseits sind sie durchaus an der Schule und an den schulischen Leistungen ihrer Kinder interessiert. Andererseits entspricht die Schule so gar nicht ihrem Bild. Sie wissen kaum, was diese Schule von ihnen erwartet. Allein die Sprache ist ihnen fremd, die sprachlichen Barrieren zwischen Lehrkräften und Eltern sind in den letzten Jahren deutlich angestiegen. Auch hier wird die Ambivalenz deutlich: schulische Informationsveranstaltungen oder Sprechstunden werden vor allem von Eltern mit guten deutschen Sprachkenntnissen gern angenommen. Eltern ohne diese Kenntnisse werden oft von Form und Inhalten der Einladungen und der Veranstaltungen abgeschreckt. Wenn sie kein konkretes Problem haben, das sie unbedingt mit der Lehrkraft besprechen wollen, bleiben sie daheim. Auch dieses Verhalten führt letztlich zu Fehlinterpretationen aufseiten der Lehrkräfte. Schnell werden die Eltern als nicht interessiert bewertet, die Besonderheiten ihrer Situation werden übersehen.

Polizei Gerade in solchen Regionen, in denen die Aussiedler kaserniert untergebracht sind, haben Polizisten starke Vorbehalte und Vorurteile gegenüber den eingereisten Kindern und Jugendlichen. Häufig sind auch deren Eltern und die Familien darin eingeschlossen. Einzelne und spektakuläre Ereignisse, zu denen die Polizei gerufen worden ist, werden vor diesem Hintergrund rasch überbewertet oder sind Grundlage der ablehnenden Einstellungen. Der Einfachheit halber werden die Meinungen dann auf alle Aussiedler ausgeweitet, die männlichen Jugendlichen und jungen Erwachsenen gelten nicht selten generell als brutal, kriminell und als Mitglieder der »Russen-Mafia«.

Dabei gibt es auch hier ein grundlegendes Missverständnis. So unterscheidet sich die Polizei in den Herkunftsländern deutlich von der in Deutschland. Dort war und ist die Polizei noch immer eine rigide, nicht selten auch brutale Ordnungsmacht, hier verfolgt sie das Konzept »Freund und Helfer«.

Dies ist auch ein wichtiger Grund, warum Aussiedler Delikte viel seltener bei der Polizei anzeigen, als dies die einheimischen Deutschen tun. Nur in Ausnahmefällen wird die Polizei hinzugezogen. Dahinter steht zum einen das mitgebrachte grundlegende Misstrauen gegenüber der Polizei, bei der man nie sicher sein kann, ob die Anzeige nicht zum eigenen Nachteil gereicht. Korruption in den Herkunftsländern auch bei der Polizei ist eine häufig gemachte Erfahrung. Und manchmal war es eben besser, bei Delikten nichts gesehen zu haben. Und schließlich gibt es die Angst, gegen das ungeschriebene

Verbot der Nestbeschmutzung zu verstoßen. Über die eigene Familie darf nicht schlecht geredet werden, das ist ein in der russischen Mentalität stark verankertes Prinzip. (*Dederichs*) In dieser Bewertung der Familie als etwas Schützenswertem gegenüber den staatlichen Institutionen unterscheiden sich die Aussiedler deutlich von den hier geborenen Deutschen. In diesem Unterschied liegen wesentliche Gründe für weitreichende Missverständnisse zwischen den unterschiedlichen Gruppen.

Schließlich kommt etwas hinzu, dass für viele Migranten gleichermaßen gilt: Jugendliche und Eltern wollen nicht negativ auffallen. Damit verbindet sich die Hoffnung, dass auf Unauffälligkeit auch Akzeptanz innerhalb der Aufnahmegesellschaft folgen wird.

Perspektiven für die Elternarbeit

Die prägenden Erfahrungen der Familien und ihrer Mitglieder in den Herkunftsländern sind wesentliche Grundlagen für die Entwicklung erfolgreicher Ansätze in der Elternarbeit mit Aussiedlern. Ohne Kenntnis und Akzeptanz der Vorerfahrungen wird ein wesentlicher Teil der Biografie der Handelnden negiert und schließlich entwertet. Elternarbeit mit Aussiedlern muss sich deshalb deutlich von deutscher Elternarbeit unterscheiden.

Zunächst gilt zu klären:

- Welche Erfahrungen haben Eltern und Familien in den Herkunftsländern gemacht?
- Welche Normen, Werte und Einstellungen prägen das Handeln der Eltern?
- Welche Bedürfnisse und Interessen haben sie entwickelt?
- Welche Bezugssysteme sind ihnen wichtig?

Für die Betroffenen muss deutlich erkennbar und nachvollziehbar sein, welchen Beitrag Elternarbeit für die Lebensbewältigung im Aufnahmeland leisten kann.

Eine Hamburger Studie hat deutlich gemacht, dass die Angebote der Kinder- und Jugendhilfe die Bedürfnisse und Erwartungen der Aussiedlereltern oft nicht erreichen. Die bewährten Methoden greifen nicht. Wenn sich diese Studie auch nur auf Hamburg beschränkt, lässt sich doch vermuten, dass die Ergebnisse bundesweit verallgemeinert werden können. Denn nur selten ist das Konzept von Elternarbeit auf die spezifischen Probleme und Bedürfnisse der Aussiedlereltern zugeschnitten. (*Töwe*)

Eine weiterführende Analyse der Elternarbeit mit Aussiedlern liegt bis heute, sieht man von der Hamburger Studie ab, nicht vor. Das liegt zum einen vermutlich an der geringen Relevanz dieser Zielgruppe in der Elternarbeit insgesamt. Zum anderen liegt es sicher

auch daran, dass Elternarbeit in der Praxis der Kinder- und Jugendhilfe fast überall, vor allem wenn es sich um schwierige Familien handelt, eher von geringer Bedeutung ist. Oft sind die Fachkräfte »zufrieden«, wenn sie mit ihren Angeboten die schwierigen Kinder und Jugendlichen selbst erreichen. Hier bündeln sie die Hauptkräfte. In der Arbeit mit den Eltern setzen sie eher auf reduzierte Aktivitäten.

Nun weisen Erfahrungsberichte darauf hin, dass eine »... langfristig ausgerichtete Praxis vor allem dort zu gelingen (scheint), wo ein klarer sozialräumlicher Bezug in der Konzeption der Einrichtung verankert ist und die Angebotsentwicklung in Formen und Inhalten weniger an den eigenen ... Ansprüchen und mehr an den Bedürfnissen der unterschiedlichen Familien anknüpft« (Koderisch 50). Das ist ein klares Indiz dafür, den Familien deutlich mehr Raum und Möglichkeiten als bisher einzuräumen, um an mitgebrachten Erfahrungen aus den Herkunftsländern anknüpfen zu können.

Allerdings stoßen solche Anregungen auf grundlegende, über die Zielgruppe hinausgehende Probleme. Denn bisher gibt es, das hat auch der »Zehnte Kinder- und Jugendbericht« der Bundesregierung 1998 festgestellt, noch viel zu wenig Beteiligung von Familien und jungen Menschen an der Planung und Gestaltung von Angeboten der Kinder- und Jugendhilfe. Trotz erster Versuche gibt es immer noch viel zu wenig innovative Angebote. (Bundesministerium) Wenn das schon für die hier geborene Bevölkerung gilt, dann gilt es in besonderer Weise auch für die zugewanderten Eltern und Kinder. Hier spielt grundsätzlich die Sprachkompetenz auf beiden Seiten eine Rolle, bei den Fachkräften und bei den Migranten.

Ein wichtiger Schritt in einer stärker zielgerichteten Elternarbeit ist eine Bedarfserhebung bei Eltern und Kindern. Damit würden kaum bekannte Wünsche und Anregungen erstmals systematisch erfasst. Sie müssten unter verschiedenen Blickwinkeln ausgewertet werden, daran anschließend wäre eine inhaltliche Auseinandersetzung erforderlich. Bisher gilt, dass die Signale der Familien und der Jugendlichen selten gehört oder oft missverstanden werden. So bringen diese häufig Einstellungen und Verhalten mit, die in der Aufnahmegesellschaft und bei vielen Fachkräften als fremd oder spießig bewertet werden. Sie gelten als altmodisch und überholt, als nicht emanzipiert oder sogar problematisch. (Töwe) Das eher traditionelle Geschlechterrollenverständnis gehört z. B. dazu.

Manchmal haben Eltern in der neuen Gesellschaft auch resigniert, sie sind eingeschüchtert und trauen sich deshalb nicht, ihre Wünsche vorzubringen. Sie haben das Eintreten für die eigenen Wünsche und das Durchsetzen ihrer Interessen nicht gelernt. Sie stehen

vor Hürden, die ihnen viel zu hoch vorkommen. Hier sind Angebote erforderlich, die die Ängste der Eltern nicht übersehen, sondern diese in ihr Kalkül mit einbeziehen. Eltern können erreicht werden, wenn sie unmittelbar aus den Kontakten Erfahrungen und Gewinne mitnehmen können, z. B. im Erwerb zusätzlicher sprachlicher Kompetenz oder einer neuen Interpretation deutscher Wirklichkeit, die ihnen das Leben erleichtern können.

Effiziente Angebote können nur konzipiert werden, wenn sie sich explizit an der Lebenswelt und an den Vorerfahrungen der Familien ausrichten. Es gibt erste innovative Versuche, Neues auszuprobieren. In Hamburg hat inzwischen das »Amt für Jugend« die Maxime ausgegeben, Aussiedler-Familien stärker als bisher an der Planung der für sie gedachten Maßnahmen zu beteiligen. (Töwe)

Neben der Frage, wie die Angebote aussehen sollen, ist auch die Frage wichtig, wo die Angebote für die Eltern angesiedelt sein sollten. Es ist zu wenig bekannt, welche Bedeutungen und Einstellungen sich für die Eltern mit bestimmten Orten und Räumlichkeiten verbinden. Das gilt nicht nur negativ, sondern auch positiv. So akzeptieren Aussiedler die Schule aufgrund der hohen Bedeutung, die sie der Bildung beimessen, als wichtigen Ort. An die Schule haben sie große Erwartungen, dorthin kommen sie gern, wenn die Angebote sie ansprechen und ihren Anforderungen und Erfahrungen entsprechen.

Für Aussiedler und Einheimische ist es gleichermaßen wichtig, sprachliche Gleichheit herzustellen, sich gleichsam »auf Augenhöhe« zu begegnen. In Interviews mit Fachkräften wird immer wieder berichtet, welch hohen Stellenwert Eltern Ansprechpartnern mit muttersprachlicher Kompetenz einräumen. Ihnen können sie sich mit ihren Emotionen und Stimmungen verständlich machen. Diese Mittler sollen die Bedingungen in den Herkunftsländern kennen, die Lebens- und Gefühlswelt der Eltern verstehen und deren Äußerungen richtig interpretieren können. Die Bedeutung dieser Mittler kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Sie sind bei allen Angeboten für die Eltern, sei es in der Schule, der Kinder- und Jugendhilfe oder bei der Polizei, wenn diese auf Information, Diskussion und Beratung ausgerichtet sind, unverzichtbar. Denn die gemeinsame Heimatsprache zu sprechen, schafft auf beiden Seiten Sicherheit, Akzeptanz, signalisiert Interesse und vermittelt ein positives Gefühl der Vertrautheit.

So können Fachkräfte, die über Erfahrungen in den Herkunftsländern verfügen, Zwischentöne hören und verstehen, sie können Indirektes erkennen und interpretieren. In der Regel werden die Mittler

Landsleute sein. Sie können die für Eltern oft ungewohnte und als hart empfundene Kritik, die Anregungen sowie die Vorschläge so formulieren, dass die Eltern sie akzeptieren können, ohne sich abgewertet oder niedergemacht zu fühlen.

Die Eltern sind auf Kontinuität und Vertrauen angewiesen. Eine Begleitung, die dieses erfüllt, macht ihnen vieles verständlicher und einfacher. Wenn sie einer Person und dann einer Sache vertrauen, sind sie eher bereit, neue und unbekannte Wege zu gehen. Diese Eltern kommen erst, wenn die Konflikte und Nöte in den Familien sehr groß sind, wenn Krankheit, Ehescheidung, Probleme mit den Kindern wie Schul- oder Drogenprobleme unüberwindbar scheinen. »Wenn sie dann von Menschen wissen,« so die Leiterin einer Elternschule in Hamburg, »die ihnen helfen und zu denen sie Vertrauen haben können, dann kommen sie auch.«

Der Spezialisierung der Fachdienste stehen die Eltern ebenso hilflos gegenüber wie den deutschen Institutionen und Einrichtungen insgesamt. Unübersichtlichkeit, Unverständnis, Ratlosigkeit sowie Misstrauen sind Gefühle, die eine vertrauensvolle Kooperation jenseits der Sprachbarrieren verhindern. Hier können die Mittler als ständige Begleitung wichtige Aufgaben übernehmen. Sie unterstützen die Eltern bei allen Behördengängen, sie sind bei Gesprächen in Einrichtungen und Ämtern mit anwesend und schaffen eine Atmosphäre, die Sicherheit und Zutrauen gibt. Und sie schaffen Kontinuität. »Alles in einer Hand« ist hier ein wesentliches Prinzip.

Eltern fühlen sich mit ihnen zusammen gegenüber fremden Systemen und deren Repräsentanten nicht schutzlos. Aber es gibt in der Elternarbeit wie in der gesamten Kinder- und Jugendhilfe noch immer viel zu wenige solcher Begleiter und Mittler. Und es soll auch nicht verschwiegen werden, dass manche Fachkräfte solchen Mittlern mit Vorbehalten begegnen. Misstrauen vor dem, was unverständlich in einer fremden Sprache besprochen wird und in einem unbekanntem kulturellen Umfeld abläuft, ist weit verbreitet. Ein Ausweg kann im sozialen Bereich in gemischten Teams liegen. Diese setzen sich aus einheimischen sozialpädagogischen Fachkräften mit interkultureller Spezialisierung und zugewanderten Fachkräften zusammen. Die zugewanderten Fachkräfte sollen ihre berufliche Qualifikation in Deutschland erworben und die eigene Migration bewältigt haben. Positive Erfahrungen liegen vor allem in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen vor.

Die Kinder- und Jugendhilfe hat inzwischen aus der Kritik an der Elternarbeit generell Schlüsse gezogen. So werden immer mehr Forderungen laut, dass Elternarbeit ihre abwartende Haltung aufgeben

und der Sozialarbeit folgend ihre Zielgruppen in deren alltäglicher Umwelt aktiv aufsuchen soll. Auch für die Elternarbeit mit Aussiedlern heißt dies: Es kann nicht bei der »Komm-Struktur« bleiben, sondern es muss verstärkt auch auf die »aufsuchende« Arbeit gesetzt werden. (Tulinow 2000) Denn viele Eltern sind in diesem Bereich eher zurückhaltend und müssen deshalb angesprochen werden. Auch hier werden erste positive Erfahrungen aus der Praxis berichtet. So werden Eltern zu unterschiedlichen Angeboten über bedarfsgerechte Angebote mit zielgerichteten Themen persönlich eingeladen. Mit dem traditionellen »Tag der offenen Tür« in Kindergärten oder Schulen werden in der Regel die Aussiedler kaum erreicht. Über die persönliche Ansprache ist der Zugang zu den Familien möglich. So werden sie nicht nur auf Kurse hingewiesen, sondern es wird eine konkrete Vereinbarung über die individuelle Teilnahme geschlossen. Es wird immer wieder daran erinnert und deutlich gemacht werden, dass die Eltern willkommen sind. Die Angebote orientieren sich zielgenau an ihrer persönlichen Lage. Dazu gehört auch, dass im Bedarfsfall Kinderbetreuungen organisiert und angeboten werden. Dies alles wird muttersprachlich angeboten. Die Eltern kommen in solchen Fällen viel eher zu Veranstaltungen, zu denen sie sonst kaum kämen. Das zeigt, dass sie nicht desinteressiert sind, sondern von den Angeboten bisher kaum erreicht worden sind.

Bei Elterngesprächen sind nicht nur Übersetzungshilfen und die Begleitung durch die Mittler wichtig, sondern auch Erläuterungen zu den unterschiedlichen Funktionen des Schulsystems. Oft werden Informationen, auch wenn sie gut gemeint und vollständig sind, von den Eltern nicht verstanden. Die Erwartungen der Schule an die Eltern werden häufig mit Unverständnis aufgenommen. Eine Übersetzungshilfe in der Muttersprache ist dringend geboten, damit hier entstehende Missverständnisse angesprochen und ausgeräumt werden. Besonders in Krisensituationen ist das dringend erforderlich.

Zusammenfassend und darüber hinaus weisend: »Eine Grundvoraussetzung ist, dass man die Aussiedler in ihren Gewohnheiten, ihren Eigenarten oder wie auch immer mögen muss«, so die Leiterin eines Kinder- und Familienhilfeszentrums in Hamburg.

Larissa Tulinow

geboren und aufgewachsen in Russland, hat in Deutschland Pädagogik studiert, arbeitet in Hamburg und ist Expertin für Elternarbeit.

- Literatur** **Baaden, A.:** Aussiedler-Migration. Historische und aktuelle Entwicklungen. Berlin 1997
- Bade, K. J.** (Hrsg.): Das Manifest der 60. Deutschland und die Einwanderung. München 1994
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend** (Hrsg.): Zehnter Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation von Kindern und die Leistungen der Kinderhilfen in Deutschland. Bundestagsdrucksache 13/11368. Bonn 1998
- Dederichs, T.:** »Weltansichten«. Ein semantisch-konnotativer Vergleich zwischen westdeutschen und russlanddeutschen Jugendlichen. Münster 1997
- Dietz, B. / Roll, H.:** Jugendliche Aussiedler. Portrait einer Zuwanderergeneration. Frankfurt/New York 1998
- Herwartz-Emden, L.:** Erziehung und Sozialisation in Aussiedlerfamilien. Einwanderungskontext, familiäre Situation und elterliche Orientierung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (Beilage zur Wochenzeitung »Das Parlament«) B7-8/97, Februar 1997
- Koderisch, A.:** Interkulturelle Öffnung – aber wie? Familienbildung und Elternarbeit in der Einwanderungsgesellschaft. Bonn 1996
- Strobl, R. / Kühnel, W. / Heitmeyer, W.:** Junge Aussiedler zwischen Assimilation und Marginalität. Abschlussbericht – Kurzfassung. Universität Bielefeld. Bielefeld 1999
- Süß, W.:** Zur psychosozialen Situation der Aussiedlerkinder und -jugendlichen. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis. 18/1995/2, S. 131 - 146
- Töwe, Ch.:** Hilfen zur Integration jugendlicher Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedler in Hamburg. Projektbericht. Amt für Jugend. Hamburg 2000
- Tulinow, L.:** Familienbildung für Aussiedlerfamilien. Eine Bedarfserhebung bei Müttern aus der ehemaligen UdSSR. Diplomarbeit. Hamburg 1999
- Tulinow, L.:** Familienbildung für Aussiedlerfamilien – Empirische Erhebungen zu Bedarf und Methoden. In: Theorie und Praxis der sozialen Arbeit 51/2000/7, S. 266 - 272
- Tulinow, L.:** Familienbildung für Aussiedlerfamilien. Eine Bedarfserhebung bei Müttern aus der ehemaligen UdSSR. In: Migration und soziale Arbeit -/2001/3-4, S. 104 - 112

Drogen-, Gewalt- und Kriminalprävention der Mobilien Jugendarbeit bei Jugendlichen aus Aussiedlerfamilien – Das Beispiel Buckenberg-Haidach in Pforzheim

Zur Entstehung der Mobilien Jugendarbeit

Der Pforzheimer Stadtteil Buckenberg-Haidach gliedert sich sozial-räumlich in vier Quartiere: Haidach, den Buckenberg, die Siedlung im Hagenschieß und die Häuser in der Hagenschießstraße. Die meisten Menschen (14.000 Einwohner) leben auf dem Haidach und dem Buckenberg, wobei der Großteil dieser Bevölkerung aus russischen Aussiedlerfamilien besteht, ein kleiner stammt aus Polen.

Buckenberg ist ein gewachsener Stadtteil mit überwiegend alt eingesessener Bevölkerung. Haidach mit seinen vielen Hochhäusern ist dicht besiedelt und hat den Charakter einer Trabantenstadt. Die Häuser wurden vor ca. 25 Jahren im Stil der Architektur der 70er-Jahre errichtet und galten damals als modellhaft. Diese anonymen und hellhörigen Plattenbauten mit ihren mehr als fünf Stockwerken prägen seitdem das Bild des gesamten Stadtteils.

Die Stadt Pforzheim hat dort seit Jahren Übergangswohnungen für Aus- und Übersiedler errichtet. Viele Wohnungen – zum Teil ausgewiesene Sozialwohnungen – wurden Anfang der 80er-Jahre in Eigentum umgewandelt, das mit fast zinslosen Krediten erworben werden konnte. Viele Aussiedlerfamilien aus den Übergangswohnungen kauften diese Eigentumswohnungen und Verwandte aus anderen Teilen der Bundesrepublik zogen in den Stadtteil, um näher mit ihren Familienangehörigen zusammen zu sein. So entstand ein Wohnghetto mit einem Anteil von über 70 % Aussiedlerfamilien.

Im Stadtteil leben 3020 Kinder und Jugendliche zwischen 0 und 18 Jahren, davon sind ca. 1.500 Jugendliche im Alter von 14 bis unter 18 Jahre. Die Minderjährigen haben kaum Kontakte in andere Stadtteile, bleiben meist unter sich. So haben z. B. selbst diejenigen Jugendlichen aus dem Haidach, die im Buckenberg die Schule besuchen, mit den dortigen Jugendlichen so gut wie nichts zu tun.

Eine den Bedürfnissen der Bevölkerung angemessene Infrastruktur fehlt im Stadtteil fast völlig. Es gibt nur eine Einkaufsmöglichkeit, keine Restaurants oder Kneipen, schlechte Verkehrsanbindungen und für Kinder und Jugendliche viel zu wenige Spielplätze, Freizeitmöglichkeiten, Treffpunkte oder sonstige soziale Einrichtungen. Von den zwei Jugendzentren ist eines nur an zwei Tagen der Woche geöffnet, sodass sich viele Jugendliche vor allem auf der Straße treffen müssen, die quasi zu ihrem Lebensraum geworden ist.

Lange gab es keine Angebote für diese Jugendlichen. Erst als der Stadtteil Haidach Anfang der 90er-Jahre auch über die Stadtgrenzen hinweg negative Schlagzeilen machte, wurde die Kommunalpolitik aktiv. Ca. 300 Jugendliche hielten sich damals regelmäßig auf den Straßen und Parkplätzen im Zentrum des Stadtteils auf. Langeweile, Perspektivlosigkeit und die Gewohnheit, sich auf der Straße zu treffen und aufzuhalten, bestimmten ihren Alltag. Lärm, Verschmutzungen und verbale Drohungen gegenüber den Anwohnern waren die Folge. Dies führte rasch zu einer Polarisierung zwischen Einheimischen und Zuwanderern, die Polizei war häufig im Einsatz. Die jungen Spätaussiedler verschafften sich in dieser Situation Selbstwertgefühl und »Respekt« durch gewaltbereites Verhalten und Gruppengefühl. Sie entwickelten ihre eigenen Werte, die sie von den Einheimischen unterschieden und die sie ausgrenzten.

Weil die Einsicht wuchs, dass Polizei und Repression das Problem allein nicht bewältigen konnten, wurde 1991 die erste Mobile Jugendarbeit in Pforzheim eingerichtet. Dieser Versuch war allerdings Ende 1993 schon wieder abgebrochen. Schlechte personelle, räumliche und materielle Ausstattung, sowie unausgereifte konzeptionelle Überlegungen des Projekts trugen wesentlich zur Schließung bei. Zudem gab es aufseiten der Verwaltung Erwartungen, die weit über das Machbare hinausgingen und nicht erfüllt werden konnten.

1995 startete die Mobile Jugendarbeit erneut, diesmal aber besser ausgestattet. Drei Vollzeitkräfte wollten die Straße für die Jugendlichen attraktiver gestalten und das Gefahrenpotenzial sollte minimiert werden. Zur Strategie gehörte aber auch, bei Anwohnern, kommunaler Verwaltung und den dort Verantwortlichen mehr Akzeptanz für den »Lebensort Straße« zu entwickeln. Gemeinsam mit der Stadtverwaltung wurden alternative Treffpunkte sowie Unterstände mit Überdachung und Licht* an der Peripherie des Stadtteils für Cliques mit ähnlichen Interessenlagen angeboten. Die Jugendlichen, die sich regelmäßig auf der Straße aufhielten, verteilten sich von da an auf ca. 16 Treffpunkte im Stadtteil, drei davon waren Unterstände.

*Die Unterstände bestehen aus Holz und sind an der Peripherie des Stadtteils aufgestellt. Dieser Platz wurde aber gemeinsam mit Jugendlichen gesucht. Der Unterstand ist ca. 10-16m² groß und sechseckig. Die Grundlage der Hütte ist eingeebnet und sechs Säulen halten das sechseckige Dach. Der Unterstand ist offen einsehbar. Um den Unterstand gibt es Parkmöglichkeiten und Licht ist durch eine entsprechend platzierte Straßenlaterne gegeben.

Die Cliques grenzten sich voneinander ab, kommunizierten aber dennoch miteinander. Es gab z. B. Techno-Cliques, Hip-Hop-Anhänger, Alkoholkonsumenten, Konsumenten von illegalen Drogen, Mädchengruppen, Sportlergruppen. Niemand war ausgegrenzt und jede einzelne Gruppe hatte ihren Platz, an den sich die Jugendlichen zurückziehen konnten. Die Gruppen waren zahlenmäßig klein, überschaubar und zugänglicher. Sie konnten nun ihre spezifischen Interessen besser verfolgen und wurden durch die Mobile Jugendarbeit unterstützt.

Diese Erfahrungen zeigen, wie notwendig es ist, Jugendlichen genügend Raum und Treffmöglichkeit zu geben. Verständlich ist, dass der Interessengegensatz zwischen dem Ruhebedürfnis der Anwohner und dem Kommunikations- und Feierbedürfnis der Jugendlichen bestehen bleibt. Jedoch ist das Konfliktpotenzial weit zurückgegangen. Durch Gemeinwesenarbeit gibt es inzwischen mehr Verständnis für die Anliegen der Jugendlichen. Wichtig ist es, die Anonymität zwischen den Jugendlichen und den Anwohnern aufzubrechen und persönliche Gespräche zu initiieren, auch wenn sie nicht immer zur Einigung führen.

Nach dieser ersten Phase der Reduzierung der unmittelbaren und dringlichsten Probleme konnte die umfassende Arbeit der sozialen Einbindung Einzelner oder ganzer Cliquen durch die Mobile Jugendarbeit beginnen.

Das Projekt war auf vier Jahre befristet, wurde aber inzwischen vom Gemeinderat einstimmig um weitere vier Jahre – bis Ende 2003 – verlängert. Die Angebotsstruktur für Jugendliche im Stadtteil hat sich mit Unterstützung der Mobilen Jugendarbeit Buckenberg-Haidach und der effektiven Vernetzung aller Ressourcen im Gemeinwesen erheblich verbessert, auch wenn der Stadtteil immer noch ein schlechtes Image hat. Tatsächlich aber ist es seitdem »ruhiger« geworden, Sachbeschädigungen sind zurückgegangen und die Jugendgerichtshilfe hat weniger Fälle. Die bessere Anbindung an weiterführende Schulen, Konfliktschlichtungen und Problemlösungen in Familien, Unterstützung bei der sozialen Einbindung in Vereine und andere soziale Instanzen im Stadtteil, Unterstützung bei der Herausführung aus dem Stadtteil zu gesamtstädtischen Freizeitangeboten, mehr Ansprechmöglichkeiten bei Problemlagen wie Alkohol- und Drogenmissbrauch, Unterstützung bei Bewerbungen und dem Finden eines Ausbildungsplatzes, etc. sind zwar schwer messbar und manchmal von außen kaum zu erkennen, aber sie sind ein wesentlicher Bestandteil der Arbeit und Ausdruck des Erfolgs der Mobilen Jugendarbeit und ihrer Kooperationspartner.

Mobile Jugendarbeit stellt den Kontakt zu den Jugendlichen dort her, wo sie sich aufhalten: auf den Straßen, den Sportplätzen, den Schulhöfen, in den Jugendzentren und wo immer sonst. Mobile Jugendarbeit interessiert sich für die Probleme und die Bedürfnisse der Jugendlichen, versucht sie herauszufinden und aufzugreifen. Aus diesen Kenntnissen werden viele Maßnahmen wie z.B. Aktivitäten in der Freizeit mit unterschiedlichen Methoden (u.a. Erlebnispädagogik) entwickelt und durchgeführt.

Es gibt aber auch Bedürfnisse und Interessen, die nicht unmittelbar zu befriedigen sind. So werden Freiflächen für Graffiti gewünscht oder eine Ausweitung der Infrastruktur für Jugendliche angestrebt. Dies gilt es auf lokaler Ebene langfristig in Verwaltung und Politik zu vertreten. Deshalb ist es notwendig, im Gemeinwesen, besonders des Stadtteils, aktiv zu werden, als Sprachrohr der Jugendlichen zu fungieren und ausgleichend auf Interessengegensätze einzuwirken. Dazu gehört auch die enge Kooperation mit den Schulen und dem Sozialen Dienst des Jugendamtes. Gemeinsam werden Jugendhilfemaßnahmen für Einzelne entwickelt sowie Kontakte mit Gruppen aufgenommen, bevor diese ausgegrenzt und marginalisiert werden. Für sie auf werden die Straße attraktiver gestaltet, Treff- und Anlaufpunkte eingerichtet, die sich stabilisierend auswirken. Immer aber werden jedoch Freiwilligkeit und Anonymität als Prinzipien Mobiler Jugendarbeit beachtet.

Mobile Jugendarbeit ist vielseitig und reagiert schnell und wirkungsvoll auf die jeweiligen Situationen und Begebenheiten im Stadtteil. Die Jugendlichen werden stets als Teil ihrer Familie gesehen und diese wird in die Betreuung des Jugendlichen möglichst mit einbezogen.

Problemlage Nach eigenen Beobachtungen lassen sich ca. 75 bis 80 % der jugendlichen Aussiedler vor Ort problemlos integrieren. Sie brauchen im Rahmen des »unauffälligen Aufwachsens« nur hin und wieder Beratungen und geringfügige Orientierungshilfen. Für sie reichen in Schulen, Jugendhäusern, Sportvereinen, Kirchengemeinden usw. Gesprächsangebote über Lebensplanung, Möglichkeiten der Konfliktlösung, Gespräche über Beziehungskonstellationen, Männer- und Frauenrollen, Selbstwertgefühle und Identität. Dies sind Themen, die alle Jugendlichen betreffen. Ansonsten sind diese Jugendlichen in der Lage, ihren Platz im Gemeinwesen eigenständig zu finden. Und die Mobile Jugendarbeit bietet diese Themen für die Ausbildung sozialer Kompetenzen im Rahmen des kirchlichen Konfirmandenunterrichts, der Firmung und in den Schulen an.

Es bleiben aber 20 bis 25 % der Aussiedlerjugendlichen, die mit den ihnen verfügbaren Ressourcen ihren Weg nur mühselig oder kaum finden. Sie brauchen zusätzliche Hilfen durch professionelle Sozialarbeit. Für die meisten reichen die niedrigschwelligen, aufsuchenden Angebote, einige brauchen aber mehr und eingriffsintensive Maßnahmen, so z. B. die stationäre Unterbringung. Dies sind oft Jugendliche, die ja neben den Schwierigkeiten der Migration auch noch den Prozess des Erwachsenwerdens meistern müssen. Sie haben alles Gewohnte zurück gelassen und sind – fast immer ohne irgendeine Vorbereitung – in eine völlig neue Umgebung geraten. Ihnen bleibt in der neuen Gesellschaft als Halt nur die Familie. Aller-

dings zerbricht diese häufig in der stark individualisierten deutschen Gesellschaft. Die Eltern halten zu starr an den mitgebrachten Normen fest oder haben selbst zu wenig Orientierung. Dennoch ist die Familie eine wichtige Ressource im Leben der Jugendlichen, die von der Sozialarbeit viel zu wenig genutzt wird.

In dieser Phase des »Migrationsdilemmas« sind Gewaltbereitschaft und riskanter Alkohol- und/oder Drogenkonsum ein häufig auftretendes Symptom. Neben der Behandlung der Symptome durch Reduzierung von Gewaltanwendung, dem Lernen alternativer Konfliktlösungen, durch Beratung und Begleitung bei riskantem Alkohol- und Drogenkonsum, durch Hilfen bei Schulabschlüssen und in der Arbeitssuche, ist es psychologisch langfristig notwendig, das Selbstwertgefühl der Jugendlichen zu stabilisieren und durch ihre Einbindung ins soziale Umfeld vorhandene Ressourcen zu fördern und stärken.

Vernetzung von Jugend- und Drogenhilfe – Ein Präventionskonzept von Straßensozialarbeit mit jungen Aussiedlern

Weil öffentliche Plätze zum beliebten Aufenthaltsort für junge Aussiedler und weil die Straße zum wesentlichen Teil ihrer Lebenswelt geworden ist, findet dort ein wesentlicher Teil ihrer Sozialisation statt. Und weil Sozialarbeit diese jungen Aussiedler dort am besten erreicht, wo sie sich aufhalten, haben Streetworkerinnen und Streetworker dies systematisch in ihre Arbeit einbezogen. Sie gehen zu diesen Jugendlichen hin, sprechen sie an und bieten ihnen bei Problemen Lösungsmöglichkeiten oder Alternativen zum bisherigen Verhalten an. In manchen Fällen reicht schon ein Gespräch, etwas Aufmerksamkeit und das Gefühl, angehört und ernst genommen zu werden. Aussagen von Jugendlichen auf der Straße belegen dies: »Ihr habt uns gefehlt. Mit euch kann man reden, ihr hört uns zu und nehmt uns ernst, besonders bei den Themen, über die wir mit unseren Eltern und Freunden nicht richtig reden können.« Dazu gehören: was ist richtig oder falsch, die Sexualität, wie gehe ich mit Gefühlen um, wie gefährlich sind Drogen wirklich, auf was kann ich stolz sein? Streetworkerinnen und Streetworker sind oft die einzigen Erwachsenen, die von den Jugendlichen nichts verlangen, die sie nicht bevormunden, die sich mit ihnen – »so wie wir sind« – auseinandersetzen

Viele Aussiedler- und Migrantenjugendliche haben oft schwer wiegendere Probleme. Sie sind drogenabhängig, haben häufiger Ladendiebstähle, Sachbeschädigungen oder Gewaltdelikte begangen. Manche sind wohnungslos, haben massive Probleme mit den Eltern, mit denen sie gar nicht mehr auskommen und auf die sie gar nicht mehr hören. Sie haben große Orientierungsschwierigkeiten bei der Integration, ein Scheitern scheint absehbar zu sein. Für sie ist die Straße zum Lebensmittelpunkt und zum neuen Zuhause geworden.

Im Übergang vom alten Gewohnten ins neue Unbekannte haben sie die Orientierung verloren. Sie sind in besonderer Weise auf die Hilfe von Streetwork angewiesen, um wieder eine Chance für eine weniger gefährdete Zukunft zu erhalten.

Die aktuelle Polizeistatistik in Pforzheim zeigt, dass im Jahr 2000 fast die Hälfte (43 %) der Straßenkriminalität (Sachbeschädigung, Handtaschendiebstahl, Körperverletzung, räuberische Erpressung, etc.) von Jugendlichen und jungen Erwachsenen unter 21 Jahren verübt wurde, 10 % davon waren Kinder unter 14 Jahren. Eine ähnliche Größenordnung zeigen die Verstöße gegen das Betäubungsmittel-Gesetz.

Streetwork beschränkt sich nicht auf diese Jugendlichen allein, sondern richtet seine Angebote an alle Kinder und Jugendlichen auf der Straße. Mit denen, die Probleme haben und sich in schwierigen Lebenslagen befinden oder die riskante Suchtmittel konsumieren, soll Kontakt aufgenommen werden. Die langjährigen Erfahrungen der Jugend- und Drogenhilfe zeigen, dass das traditionelle Hilfesystem mit seiner Komm-Struktur diese jungen Menschen nicht im nötigen Umfang erreichte.

Die wichtigste Voraussetzung für Sozialarbeit, die Zuwanderer-Jugendliche erreichen will, ist der Aufbau einer tragfähigen persönlichen Beziehung zwischen Fachkräften und Jugendlichen. Dies geschieht durch den Einsatz von »Tandemteams«. Diese Teams bestehen jeweils aus einer Fachkraft der aufsuchenden Suchthilfe und der Jugendhilfe. Sie suchen gemeinsam die Jugendlichen auf, um so auf deren Probleme »ganzheitlich«, d. h. auf die zusammenhängenden Probleme, die sich mit Drogenabhängigkeit einerseits und Beschaffungskriminalität andererseits verbinden reagieren zu können. Das Team sucht regelmäßig bekannte Treffpunkte im Stadtteil auf und macht dort Angebote für die Zielgruppe.

In diesem Zusammenhang war zunächst eine klare Zielgruppenorientierung wichtig. Die cliquenorientierte Jugendarbeit (aufsuchend, niedrigschwellig und akzeptierend) richtete sich zunächst vor allem an Ausländer und Aussiedler. So sinnvoll solch eine Begrenzung auf spezifische Zielgruppen auch ist, haben sich doch zunehmend mehr Konzepte von den eher zielgruppen- in Richtung gemeinwesenorientierte, auf den Sozialraum bezogene, Arbeit entwickelt. Dadurch ergibt sich eine multiplexe Zielgruppenorientierung, die sich an alle Kinder und Jugendliche auf der Straße richtet und die individuelle Hilfen, Cliquen- und Gruppenarbeit sowie gemeinwesenorientierte Arbeit mit lebensweltlichem Ansatz als Mobile Jugendarbeit kombiniert.

Diese gefährdeten Cliques setzen sich aus Aussiedlern bzw. Ausländern, unterschiedlichen Jugendszenen, Kindern und Jugendlichen, die von Ausgrenzung bedroht sind oder anderen nicht familienorientierten Gleichaltrigen, aus rechten und linken Jugendlichen zusammen. Damit ist beschrieben, dass jede gefährdete oder belastete Gruppe im Gemeinwesen in die multiplexe Zielgruppenbestimmung einbezogen werden kann.

Das Arbeitsfeld von Streetwork ist zunächst die Straße. In der Regel werden darunter Straßenteile, Durchgänge zwischen Hochhäusern, Höfe, Spielplätze und Ähnliches verstanden. Dazu gehören aber auch Grünanlagen, Parks, Parkplätze, Plätze vor Jugendhäusern usw. Dies alles sind Örtlichkeiten, die das Cliquenterritorium und den Gesellungs- und Lebensraum für nicht familienorientierte Jugendliche und familienlose Menschen bilden. Das Team besucht darum nicht nur die »Straße«, sondern auch Schulen, soziale Einrichtungen, Behörden und Institutionen, um neben den spezifischen Problemen der Gruppen auch das gesamte Gemeinwesen mit einzu beziehen. Dies ist die Grundlage der Tätigkeit des Teams, darauf bauen die unterschiedlichen Interventionsniveaus Sozialer Arbeit auf.

Zunächst richtet sich die unmittelbare und individuelle Hilfe direkt an das Individuum. Danach folgen Hilfen für die Gruppe oder Clique. Außerdem hat jedes Individuum auch ein Netzwerk von Familie, Verwandten, Nachbarn, Freunden und Bekannten, das einbezogen wird. Und schließlich wird auch das lokale Gemeinwesen berücksichtigt. Es lässt sich also »hierarchisch« differenzieren:

- Individuum
- Clique, Gruppe
- Familie und individuelles Netzwerk
- Lokales Gemeinwesen
- Gesellschaft.

Soziale Arbeit ist auf allen fünf Handlungsebenen möglich, auch wenn die Gewichtung unterschiedlich ist. Und in der Sozialen Arbeit werden stets mehrere Ebenen einbezogen. Denn die Ursachen von Problemen liegen ja nicht ausschließlich in der Lebens- und Sozialisationsgeschichte des Individuums, sondern auch in systemischen und lebensweltlichen Gegebenheiten, wobei die »kleinen Netze« den Erfolg von Handlungskonzepten deutlich befördern können. In der Regel ist der Weg »aufsteigend« vom Individuum über die Gruppe, die Familie und die Netzwerke bis hin zum lokalen Gemeinwesen. Das bedeutet systematisch betrachtet (»aufsteigend«): soziale Arbeit mit Einzelpersonen und individuelle Hilfen, Cliques- und Gruppenarbeit, lebensweltliche Arbeit mit Familien und kleinen Netzwerken, Netzwerkarbeit sowie gemeinwesenorientierte Arbeit.

Voraussetzungen Für die Beratungsgespräche braucht das Team einen Raum. Deshalb ist ein fester Anlauf- und Aufenthaltspunkt von besonderer Bedeutung. In der Arbeit sind Akzeptanz, Toleranz und die Garantie von Anonymität durch Streetwork unverzichtbare Voraussetzung für den Aufbau von Vertrauen, tragfähigen Kontakten und persönlichen Beziehungen. In der individuellen Hilfe sind folgende Bereiche vorrangig:

- Das Krisenmanagement bei Beziehungs- und Identitätskrisen in Schule, Betrieb, Elternhaus, Clique, Gesellschaft usw.
- Ein Unterstützungsmanagement für die Existenzsicherung, das den Zugang zu Sozialhilfe, Arbeitslosengeld, Wohngeld, Wohnungsfinanzierung, Arbeit und Ausbildung möglich macht.
- Die Entwicklung und Korrektur von Lebensentwürfen, die an die Gesellschaft, deren Normen und Verhaltensanweisungen nicht angepasst sind und zur individuellen Gefährdung führen.

Will Streetwork alle diese Arbeitsbereiche der Einzelfallhilfe abdecken, dann muss lebensweltlich gearbeitet werden. Aber zunächst muss der Übergang von der Einzelfallhilfe zur Gruppenarbeit vollzogen werden.

Gruppenarbeit Streetwork ist ohne Cliquen- und Gruppenarbeit nur begrenzt möglich. Die angebotenen Gruppenaktivitäten sind aktions- oder themenzentriert. Gruppen werden nicht nur als Gesprächskreise, sondern auch als freizeit-, erlebnis- und abenteuerpädagogisch orientierte Gruppen für alle Altersstufen angeboten. Manchmal laufen sie länger, dann wieder finden sich die Jugendlichen nur kurzfristig zur Erfüllung eines bestimmten Zwecks zusammen. Themenzentrierte, teiloffene Angebote wie Kontaktcafés, Arbeitslosenfrühstück, etc. können zur Gruppenbildung beitragen und Aussiedlern und Ausländern im Sozialraum neue und bisher unbekannte Hilfen und Orientierungen bieten. Häufiger werden aber für Jugendliche durch Sport und Spiel Möglichkeiten zu Gruppenbildungen gegeben. Dadurch werden Jugendliche häufig Mitglieder in Sportvereinen. Mit diesen Angeboten will Streetwork die soziale Einbindung von gefährdeten Personen, aber auch die Versöhnung zwischen verfeindeten sozialen Gruppen des Gemeinwesens, fördern. Wichtig ist in den Gruppen vor allem, dass deren Strukturen erkannt und in der Arbeit zielgerichtet berücksichtigt werden.

Ein Beispiel Wir beobachteten bei einer Gruppe Jugendlicher vermehrten Konsum synthetischer Drogen und entwickelten Strategien, wie wir intensiver an diese Personen herankommen und das Thema riskanter Drogenkonsum ansprechen können. Wir haben diese Gruppe – ca. 25 Jugendliche – angesprochen und zum gemeinsamen Grillen abends in unseren Container eingeladen. Wir haben Gegrilltes angeboten, die Mädchen aus der Gruppe bereiteten eine Nachspeise zu. Es gab Möglichkeiten, Spiele zu machen und sich zu unterhalten. Gekommen sind die stabileren Jugendlichen der Gruppe, die weniger stabilen schauten nur kurz

herein oder blieben im Auto vor der Tür. Wir stellten der Gruppe dann unseren Container für einen Tag im Monat als Treffmöglichkeit zur Verfügung. Wir waren zwar anwesend, boten aber kein Programm. Die Gruppe bestimmte, wer kommen durfte und wer nicht. Es gab an diesen Tagen Einzelne, die ein intensives Gespräch mit einem von uns suchten. Beim dritten Treffen zeigten wir – ohne Ankündigung – einen Videofilm über XTC-Konsum. Der Film machte die Gruppe betroffen. Danach entwickelte sich eine Diskussion. Es bestätigte sich, dass es keine Party mehr ohne »Pillen einwerfen« gab. Es sprachen aber vorwiegend diejenigen mit uns, die nichts konsumierten. Deshalb entwickelte sich unsere Intervention »peer to peer«. Wir erfuhren später, dass diejenigen, mit denen wir gesprochen hatten, dies in die Gruppe weitertrugen. Die Erfahrung, dass der Zugang zu den weniger stabilen Jugendlichen leichter über die Stabileren möglich ist, machten wir in der Arbeit mit Gruppen immer öfter. Nach dem Film war es einfacher, über Drogen zu sprechen und es wurde auch in Einzelgesprächen öfter thematisiert. Wir haben aber bei den Treffen in der Gruppe kein Schwerpunktthema mehr daraus gemacht. Allerdings haben wir in den Hauptschulen und der Realschule im Stadtteil jeweils eine Unterrichtseinheit zu synthetischen Drogen gemacht und mit dem Jugendzentrum und der Drogenberatung gemeinsam ein Videoprojekt zum Thema gemeinsam mit Jugendlichen aus der Gruppe angeboten.

Lebensweltliche Sozialarbeit

Streetwork, gleichgültig ob sie Einzelfallbetreuung oder Gruppenarbeit leistet, muss lebensweltlich arbeiten. Lebensweltlich heißt, an den unmittelbaren Alltagserfahrungen der Jugendlichen ansetzen. In der Sozialarbeit zeigt z.B. der jugendliche Aussiedler, der beraten wird oder Mitglied einer Gruppe ist, nur Teile seiner Persönlichkeit: hier vor allem seinen Hilfebedarf. Aber seine gesamte Lebenswelt umfasst deutlich mehr. Er hat zahlreiche Beziehungen und Interaktionen, z.B. in der Familie, der Verwandtschaft und im Freundeskreis. Darüber hinaus ist der Jugendliche Teil des lokalen Gemeinwesens und der Gesellschaft. Wenn Streetwork diesen Jugendlichen als ganze Person kennen lernen und ihm helfen will, dann müssen die Sozialarbeiterinnen oder Sozialarbeiter ihn in seiner Lebenswelt aufsuchen und selbst ein Teil davon werden. Aus der Zielgruppe »Menschen auf der Straße« wird die Zielgruppe »Menschen in ihrer Lebenswelt«. Der Kontakt zum Jugendlichen auf der Straße umfasst die Schule, das Elternhaus, die Geschwister, das Jugendzentrum, die Freizeiten, aber auch Zwangssituationen wie das Gericht.

Vor diesem Hintergrund definiert lebensweltliche Arbeit eine neue Form von Gruppenarbeit. Familien formieren sich im Erfolgsfall zu Nachbarschaftskreisen oder Elterninitiativen und es entstehen neue Netzwerke, oder alte werden gestärkt oder repariert. Dies beugt der Abkapselung von Einzelpersonen vor und macht familienüberschreitende Kommunikationen und Interaktionen möglich.

In Pforzheim hat sich aus der Russlanddeutschen Landsmannschaft die »Elterninitiative e.V.« gegründet, die mit ihrer Jugendarbeit einen wesentlichen Beitrag zur sozialen Einbindung von Kindern, Jugendlichen und Familien im Stadtteil leistet. Die Arbeit der Elterninitiative e.V. basiert nach ihrer Satzung auf drei Bausteinen: »Jugendarbeit auf der Straße«, »Familienhilfe« und »Sport und Freizeitgestaltung«. Eltern der Jugendlichen sind freitags und samstags in Gruppen von drei bis vier Personen zwei Stunden täglich im Stadtteil unterwegs. Sie sprechen Cliquen an und hören deren Probleme und Wünsche. Diese Eltern verstehen sich nicht als Hilfs-Sheriffs, sondern als Vermittler und Unterstützer für »ihre« Kinder und Jugendlichen. Der zweite Baustein ist nicht im sozialpädagogischen Sinn des Kinder- und Jugendhilfegesetzes zu verstehen, aber die Eltern bieten Unterstützung und Beratung bei unterschiedlichen innerfamiliären Konflikten an. In der Freizeitgestaltung gibt es – dies ist der dritte Baustein – ein umfangreiches Angebot.

Zusammen mit der »Elterninitiative e.V.« führt die Mobile Jugendarbeit monatlich eine Disco durch, für die die evangelische Kirchengemeinde die Räume zur Verfügung stellt. Im Rahmen der Gemeinwesenorientierten Arbeit ist »Die Elterninitiative e.V.« eine wichtige Ressource für die Mobile Jugendarbeit.

Netzwerk Unbedingt notwendig ist für Streetwork, dass die Arbeit in ein soziales Netzwerk eingebettet ist. Offene Jugendarbeit, Drogenhilfe und andere soziale Einrichtungen, die sich an Jugendliche wenden, sollten Beziehungen zu den Jugendlichen entwickeln und ihnen Kultur, Werte, Sinn und Persönlichkeitsperspektiven vermitteln. Dazu sind u.a. enge Verbindungen zu Kirchengemeinden, Vereinen und anderen Einrichtungen im Stadtteil erforderlich. Die Mobile Jugendarbeit Buckenberg-Haidach arbeitet eng mit den sozialen Einrichtungen, Kirchen und Vereinen im Stadtteil zusammen. Wir sind in den Konfirmanden-Unterricht einer evangelischen Kirchengemeinde fest einbezogen. In einer katholischen Kirchengemeinde nehmen wir mit der Drogenberatung an einer Freizeit der Firmlinge teil. Bei Sportturnieren arbeiten wir mit den Vereinen zusammen und wir unterstützen Veranstaltungen »Der Elterninitiative e.V.«. Wir initiieren jedes Jahr eine Woche zu einem bestimmten Thema, in die möglichst viele Einrichtungen und Initiativen des Stadtteils eingebunden sind. Die Themen der letzten Jahre waren: »Die ungleichen Deutschen«, »Fit ohne Sprit« und »Jugend im Stadtteil«.

Gemeinwesenarbeit Durch soziale Netze ist Streetwork in die Gemeinwesenarbeit eingebettet, denn das Netzwerk schließt alle Interventionsebenen der Sozialen Arbeit ein. Unter Gemeinwesen wird hier ein Dorf, eine kleine Stadt oder ein Stadtteil verstanden. Streetwork kann nicht darauf

verzichten, mit anderen Einrichtungen, Behörden und Ämtern eng zusammenzuarbeiten, um sie über die Verhältnisse im Gemeinwesen hinsichtlich der Adressaten zu orientieren, aber auch, um deren Rat und Hilfe für die Adressaten zu nutzen. Streetwork muss, will sie erfolgreich sein, folgende Bedingungen erfüllen:

1. Streetwork muss ein Mindestmaß von Infrastruktur und Vernetzung aufweisen.
2. Langfristigkeit ist notwendig, weil der Aufbau von Beziehungen viel Zeit braucht, weil Verhaltensänderungen ausdauernder Begleitung bedürfen und weil Hilfen langfristige Strategien verlangen. Langfristigkeit bedeutet allerdings auch, dass Streetwork personelle Stabilität bietet. Bezugspersonen können nicht beliebig ausgetauscht werden, wenn enge Beziehungen wachsen sollen oder gewachsen sind.
3. Streetwork muss im Gemeinwesen verankert sein.
4. Streetwork verbindet Methoden der Einzelfallhilfe, der Cliquen- und Gruppenarbeit sowie der gemeinwesenorientierten Arbeit miteinander.
5. Streetwork darf vor allem die Mädchen nicht aus dem Auge verlieren, da – gerade bei den jugendlichen Aussiedlern – die aggressiven männlichen Personen das Bild dominieren. Oft gilt es, die Lebenswelt der Mädchen erst einmal sichtbar zu machen. Oft werden deshalb gesonderte männliche und weibliche Gruppen gebildet, so dass die Mädchen spezifisch gefördert werden können, ohne dass sie Rücksicht auf den Erwartungsdruck der männlichen Partner nehmen müssen.
6. Streetwork muss lebensweltlich arbeiten, d. h. familiäre, nachbarschaftliche, freundschaftliche und kollegiale Strukturen stärken, erneuern und als Hilfpotenziale organisieren.
7. Streetwork muss ethnisch bedingte Besonderheiten als Ressource einbeziehen und/oder spezifisch darauf reagieren.

Neue Ansätze in der Drogenstreetwork

Streetwork setzt sich in der Drogenarbeit bisher vor allem die Gefahrenminderung (harm reduction), vor allem bei intravenösem Drogenkonsum, zum Ziel. Seit der Verbreitung der Krankheiten HIV, Hepatitis C und B waren und sind in dieser Arbeit noch immer Maßnahmen zu »safer use« zentral. Der Austausch von Spritzen und die Vergabe von Kondomen waren elementare Bestandteile aufsuchender Sozialarbeit. Weiterführende Hilfen wurden bei Bedarf in den jeweiligen Einrichtungen angeboten. Über diese Art von Drogenstreetwork konnte nur ein Teil der Drogenszene erreicht werden. Riskant konsumierende Jugendliche konnten so nicht erreicht werden

In den letzten Jahren ließ sich in kleineren und mittleren Städten Baden-Württembergs eine Veränderung bei den Adressaten beobachten. Die bisherige Zielgruppe, die klassischen Konsumentinnen und

Konsumenten verschwanden nicht nur aus dem Blickfeld der Öffentlichkeit, sondern auch aus dem der aufsuchenden Arbeit. In vielen Städten Süddeutschlands – so wird in Fachkreisen berichtet – wird dieser Personenkreis kaum noch erreicht. Der Spritzentausch geht in den meisten Städten gegen null. Einige Kontaktläden und Beratungsstellen haben deshalb ihre Angebote an aufsuchender Sozialarbeit eingestellt oder eingeschränkt.

Für diese Veränderungen werden vor allem zwei Gründe angegeben: zum einen liegt dies an der Ausweitung der Methadonvergabe und zum anderen an den ständigen Polizeikontrollen und den damit einhergehenden Vertreibungen in den Städten. Viele Konsumenten von Opiaten, die sich auf der Straße aufhalten, werden vom Hilfesystem nicht erreicht. Das Angebot an Heroin auf dem Schwarzmarkt nimmt stetig ab, Qualität bzw. Reinheitsgehalt gehen zurück. Andere Rauschmittel (Pillen, Amphetamin, Kokain, Valium, Methadon etc.) haben auf dem Schwarzmarkt an Bedeutung gewonnen.

Spritzen werden kaum noch nachgefragt. Die verstärkte strafrechtliche Verfolgung führt immer mehr zum Verlust der Treffpunkte im öffentlichen Raum. Dies führt in der Szene zu einem Rückzug in Privatwohnungen, öffentliche Verkehrsmittel etc. Es entwickelt sich zunehmend weniger Gruppengefühl in der Konsumenten-Szene, die Vereinzelung nimmt zu und das politische Engagement der Konsumenten in Form von Selbsthilfegruppen, wie Junkie-Bund oder Releas nimmt ab. Trotz kaum noch sichtbarer »Szenen« gibt es in den Innenstädten aber dennoch Konsumenten und andere, die Hilfen benötigen.

Die veränderte Struktur der Szene mit dem riskanten Gebrauch legaler und illegaler Drogen stellt neue Anforderungen an die Hilfesysteme. Streetwork muss seine Zielgruppe erweitern, will sie erfolgreich sein. Es müssen Personen erreicht werden, die bisher (noch) nicht erreicht werden. Epidemiologische Untersuchungen haben gezeigt, dass die meisten Jugendlichen legale und illegale Drogen ausprobieren bzw. gelegentlich konsumieren. Die überwiegende Mehrheit hat dabei maßvolle Konsummuster entwickelt, kommt »irgendwie« zurecht. Der Konsum steht bei Jugendlichen meist im Kontext der Bewältigung unterschiedlicher Entwicklungs- und Lebenslagen. Der Konsum kann Mittel und Medium zur Lebensbewältigung sein:

- Er dient der Vorwegnahme des Erwachsenenalters;
- Es wird eine bewusste Verletzung elterlicher Vorstellungen zum Ausdruck gebracht;
- Er ist Ausdruck sozialen Protests und gesellschaftlicher Wertkritik;
- Er eröffnet eine Zugangsmöglichkeit zu Cliques;
- Er symbolisiert die Teilhabe an subkulturellen Lebensstilen;

- Er kann eine Ohnmachtsreaktion sein, wenn Konflikte und Spannungen im sozialen Umfeld überhand nehmen;
- Er ist eine Notfallreaktion auf heftige psychische und soziale Entwicklungsstörungen.

Der Konsum von Drogen ist Bestandteil jugendlicher Entwicklung und aktives Bemühen um die Bewältigung von (allgemeinen) Entwicklungsanforderungen und (individuellen) Belastungen. Vor allem jungen Zuwanderern, deren Entwicklungen besonders harten Bedingungen unterliegen, kann riskanter Drogenkonsum als eine Lösungsmöglichkeit in schwierigen Situationen erscheinen.

Ziel von Suchtprävention kann es deshalb nicht sein, den Drogengebrauch als solchen grundsätzlich abschaffen zu wollen. Der Genuss von Alkohol oder anderen Suchtstoffen kann unter bestimmten Umständen ein im Reifungsprozess von Jugendlichen oder jungen Heranwachsenden notwendiges Verhalten darstellen. Problematisch wird es, wenn Drogen zu Ersatzlösungen werden, wenn sie allein zur Lösung von Alltagsanforderungen und -problemen zur Verfügung stehen. Erst die Kumulation von Risikofaktoren und das Fehlen protektiver Faktoren beeinflussen die Ausbildung von Missbrauchsverhalten, welches sich langfristig schädlich auf die biologische, psychische und soziale Gesundheit auswirkt. Dann besteht die Gefahr der Sucht.

*Das Tandemteam als Öffnung
der Arbeit zur sekundären
Drogenprävention*

In den sekundären Präventionsmaßnahmen soll der Entwicklung vom riskanten zum missbräuchlichen Drogenkonsum im Stadtteil entgegengesteuert werden. Dazu soll die Grenze zwischen Gebrauch und schädlichem, chronischen Missbrauch aufgezeigt werden. Streetwork versteht sich grundsätzlich (im Sinne von Sekundärprävention) als drogenunspezifisch. Hauptaufgabe des Teams ist die Aktivierung und Förderung von Lebenskompetenzen und damit die Stärkung protektiver Faktoren. Aber auch tertiärpräventive Hilfen, also die Arbeit mit abhängigen Personen, z.B. durch gefahrenreduzierende Maßnahmen, bleiben ein wichtiges Arbeitsfeld des Teams.

Das Tandemteam unterstützt in der Sekundärprävention drogenkonsumierende junge Menschen soweit möglich durch drogenunspezifische Hilfen und Aufklärung, der suchtspezifische Aspekt bleibt dabei im Hintergrund. Der Drogenkonsum ist damit ein Thema in der Beratung zur Alltags- und Lebensbewältigung. So können sie weitgehend in der »Normalität« bleiben, denn vorschnelle suchtspezifische Interventionen wecken erst recht Neugierverhalten und verstärken den Drogenkonsum in der Adoleszenzphase. Dennoch besteht die Möglichkeit, dass die Drogenfachkraft des interdisziplinären Teams suchtspezifische Hilfen anbietet. Dabei kann auf das beste-

hende Vertrauensverhältnis aufgebaut und die Schwelle, drogenspezifische Hilfen anzunehmen, erheblich gesenkt werden. Wenn nötig vermittelt Streetwork auch in weitergehende Fachdienste.

**Zielfindung der Mobilen
Jugendarbeit Buckenberg-
Haidach
Zielgruppen**

Mit den Angeboten der Mobilen Jugendarbeit Buckenberg-Haidach werden Jugendliche und junge Erwachsene mit sozialer Benachteiligung (z. B. mit schlechten Wohnbedingungen, mangelnden Bildungs- und Arbeitschancen), solche mit erkennbaren problematischen Entwicklungstendenzen (z.B. Delinquenz, Orientierungslosigkeit, Perspektivlosigkeit) und solche mit Suchtproblematik angesprochen. Mobile Jugendarbeit wendet sich vor allem an diejenigen, die spät oder nur unzureichend von den herkömmlichen Angeboten der sozialen Dienste und der Jugendarbeit erreicht werden. Mobile Jugendarbeit kann so destabilisierenden Lebenssituationen frühzeitig präventiv begegnen. Vor allem Jugendliche mit Migrationshintergrund, z.B. die jugendlichen Aussiedler, brauchen in dieser Übergangsphase Hilfe und Unterstützung.

Zielsetzung Primäre Zielsetzung des Ansatzes ist es, Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit sozialen Benachteiligungen Hilfen anzubieten, darunter vor allem auch jungen Aussiedlern. Im Vordergrund stehen vor allem präventive Maßnahmen, unter ihnen auch sinn- und identitätsfördernde Angebote. Eine wichtige Voraussetzung für erfolgreiche Arbeit ist die Bereitschaft der Betroffenen zur aktiven Mitwirkung und zur Veränderung ihrer Situation.

Die Motivierung der jungen Aussiedler ist oft schwierig, dazu sind intensive Kontakte, Aufbau von Vertrauen und Beziehungsarbeit notwendig. Sie sind aufgrund der kulturellen Herkunft und der biografischen Erfahrungen misstrauisch und schützen sich durch Rückzug in die eigene Gruppe und damit in die gewohnte Umgebung. Sie haben schon in Russland als nicht akzeptierte Minderheit gelebt und Techniken gelernt, um dort zu überleben. Nun finden sie sich in der Minderheitenposition wieder, obwohl viele ja eigentlich davon ausgegangen sind, hier in Deutschland eine veränderte Situation vorzufinden.

Streetwork braucht viel Geduld und Zeit, um bei den Adressaten Vertrauen zu entwickeln. Eine wichtige Bedingungen dazu ist, zu gleich bleibenden festen Zeiten an bestimmten Orten auf der Straße präsent zu sein, um zur »Gewohnheit« im Alltag der Aussiedlerjugendlichen zu werden. Es gibt immer wieder »Testprogramme« der Jugendlichen, denen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ausgesetzt sind und die sie bestehen müssen. Zentral ist in diesen Tests, ob die Jugendlichen vertrauen können, ob die Erwachsenen Geheimnisse für sich behalten, wo die Grenzen im Umgang miteinander

der liegen. Erst langsam entstehen dann mit Einzelnen Gespräche. Schwieriger ist der intensive Kontakt in der Gruppe, denn kein Jugendlicher will vor den anderen zugeben, dass er Probleme hat oder Hilfe braucht. Sobald aber ein direkter Kontakt außerhalb der Gruppe möglich ist ändert sich das Verhalten der Jugendlichen, sie werden offener.

Das Vertrauen der Jugendlichen zu haben, bedeutet aber nicht, sie zu etwas bewegen zu können. Hat ein Jugendlicher unter Schwierigkeiten und mit viel Geduld der Sozialarbeiter eine begangene Straftat, bei der er erwischt wurde, zugegeben, ist Sensibilität und Empathie notwendig. Es ist oft unklar, ob der Jugendliche überhaupt einen Kommentar vom Sozialarbeiter hören will oder ob dieser nur zuhört und erst beim nächsten Treffen darauf eingeht. Junge Aussiedler fühlen sich schnell bevormundet oder manipuliert. Haben sie aber eine Beziehung und das Hilfsangebot angenommen, dann sind oft direktive Formulierungen wie »mach das aber bitte jetzt sofort!« zusammen mit einem Begleitangebot »ich gehe auch mit dir dahin!« wichtig. Gerade junge Aussiedler brauchen Begleitung und zwar immer von einer Person ihres Vertrauens, um Hemmschwellen und Ablehnung zu überwinden. Oft sitzen z. B. Streetworker bei Drogenberatungsgesprächen zunächst mit dabei, weil das Gespräch sonst gar nicht möglich wäre. Das Gleiche gilt bei Terminen in der Jugendgerichtshilfe und bei Gerichtsverhandlungen.

Erfahrungen der Jugend- und Drogenhilfe machen deutlich, dass das traditionelle Hilfesystem mit seiner Komm-Struktur die jungen Aussiedler nicht im nötigen Umfang oder aber erst sehr spät (zu spät?) erreicht. Die Anwesenheit der Teams vor Ort macht Einblicke in Problemzusammenhänge möglich, sodass adäquate Lösungsmöglichkeiten unter Einbeziehung des Selbsthilfepotenzials entwickelt werden. Um erfolgreich arbeiten zu können ist eine intensive Zusammenarbeit und Vernetzung aller sozialer Einrichtungen notwendig.

Eine weitere Aufgabe ist im kontinuierlichen Ausbau der Angebote und eines engen Netzwerkes zwischen den bestehenden Hilfsangeboten zu sehen, die kontinuierlich den sich verändernden Umständen der Lebenswelt der Jugendlichen angepasst werden müssen. Dazu müssen die kommunalen Ressourcen ausgeschöpft und der Aufbau von Vernetzungen der Einrichtungen untereinander angestrebt und verwirklicht werden. Dazu gehört auch eine offensive Öffentlichkeitsarbeit. Weiter ist es sinnvoll, kontinuierlich konstruktiv mit Polizei und Ordnungsamt zusammenzuarbeiten, besonders in der präventiven Arbeit.

Bei allen hier aufgeführten Zielen und Aufgaben der Mobilien Jugendarbeit stehen nicht ordnungspolitische Faktoren im Vordergrund. Zentrale Aufgaben von Sozialarbeit sind die Wahrnehmung der Bedürfnisse unterschiedlicher Gruppen und Cliquen sowie der individuellen Problematik jedes Einzelnen und die gemeinsame Entwicklung von Lösungswegen. Zu beachten ist auch, dass eine breit gefächerte Palette von Angeboten bereit gestellt wird, um unterschiedlichen Persönlichkeiten mit ihren Einzelschicksalen gerecht zu werden. Außerdem ist die Sensibilisierung der Öffentlichkeit für die Belange der beschriebenen Personengruppen und die soziale Einbindung ins Gemeinwesen des Stadtteils ein zentraler Punkt unserer Zielsetzung.

Wie sind junge Aussiedler zu erreichen?

Wichtig sind vor allem für diejenigen jungen Aussiedler, die sich nicht konform verhalten, z. B. die Drogenkonsumenten, die Gewalttäter und die delinquenten Jugendlichen, niedrigschwellige Angebote und aufsuchende Strukturen. Es bedarf langer Beziehungsarbeit und vertrauensbildender Maßnahmen, um diese Jugendlichen so zu erreichen, dass Hilfe angenommen wird. Die meisten dieser Jugendlichen befinden sich mehrfach in nicht bewältigten Übergangssituationen: vom Jugendlichen zum Erwachsenen, von der alten Heimat in die neue, von einer Kultur in die andere.

Charakteristika von Übergangsphasen

Krisen ereignen sich häufig in Übergangsphasen, und Übergangsphasen sind oft krisenträchtig. Sie haben ihre Eigengesetzlichkeit. Was kurz zuvor noch gültig und verlässlich erschien, muss plötzlich hinterfragt werden, gilt oft nicht mehr. Unzufriedenheit breitet sich aus. Zunächst schleichend, dann wird im Leben mehr und mehr Unruhe bemerkbar. Erst mal stehen neue Zielvorstellungen vor uns, die sich eher in der Kritik an Bestehendem als in neuen Ideen und Plänen äußern. So erleben und spüren Aussiedlerjugendliche, wenn sie in der Bundesrepublik ankommen, die neuen Erwartungen und Zielsetzungen, die sich an sie richten. Zunächst fasziniert der Schein der vielen Möglichkeiten. Schnell müssen sie erfahren, dass viele dieser Möglichkeiten für sie nicht erreichbar sind. Das führt zur Kritik des Bestehenden und zu Schuldzuweisungen. Erst danach sind sie in der Lage, eigene individuelle Zielvorstellungen und Wege zu entwickeln, die dann Antrieb zur Entwicklung eines eigenen und der Situation angemessenen Lebenskonzepts darstellen.

Ebenso gehört zu Übergangsphasen, dass die Jugendlichen das Vertraute, das sie zwar misstrauisch hinterfragen und nörglerisch begutachten, dennoch nicht loslassen wollen. Es soll zwar alles anders werden, aber das Gewohnte möchten sie doch festhalten. Je mehr sie aber festhalten, umso mehr müssen sie dieses so fest Gehaltene hinterfragen. Dieses zugleich Abstoßen- und Behaltenwollen verur-

sacht eine unangenehme psychische Spannung, die die Jugendlichen gelegentlich als Krise erleben. Die Spannung löst sich, wenn den Jugendlichen bewusst wird und sie akzeptieren können, dass sie von einer Phase des Lebens Abschied nehmen müssen. Übergangsphasen sind Phasen der Labilität. Sie sind mit Angst, Spannung und Selbstzweifeln verbunden. Durch Selbstzweifel und Selbstreflexion, die von den Jugendlichen erstmals in der Adoleszenz so richtig wahrgenommen werden, besteht die Möglichkeit, zur eigenen Identität zu finden und sie im jeweiligen Kontext neu zu formulieren. Letzteres ist besonders bei Migranten gegeben, beim Wechsel von einer Kultur in die andere. Wenn alles so sehr Wandlung ist, dann werden wieder alte Werte gesucht oder konstruiert.

Gerade Migranten und Aussiedler sind geprägt von der Migration, einem tief greifenden Übergang im Lebenszyklus einer individuellen Biografie. Viele Verhaltensweisen erklären sich aus dem Verharren in bestimmten Entwicklungsphasen. Hier muss Sozialarbeit entsprechend unterstützend eingreifen.

Mobile Jugendarbeit als Arbeitsansatz für sekundäre und tertiäre Kriminalprävention

Delinquenz und abweichendes Verhalten decken einen weiteren Bereich ab, als die strafrechtlich definierte Kriminalität. Sozial schädliches, abweichendes Verhalten wie Schule schwänzen oder nächtliches unerlaubtes Wegbleiben bei Minderjährigen gelten als delinquentes Verhalten. Die Mobile Jugendarbeit hat mindestens einmal wöchentlich mit Jugendlichen zu tun, die deswegen Schwierigkeiten haben, zwar nicht mit Justiz oder Polizei, aber mit Schule oder Eltern. Die meisten Jugendlichen wenden sich mit Ordnungsverstößen an das Projekt, z.B. mit Verkehrsdelikten, Problemen mit Lärmbelästigung und wegen Verunreinigung öffentlicher Flächen (Wegwerfen von Flaschen u. ä.). Streetworkerinnen und Streetworker versuchen dann die Notwendigkeit dieser gesetzlichen Regelungen für das Gemeinwesen zu erklären, versuchen aber auch zwischen Ordnungsamt und Jugendlichen zu vermitteln, damit die Strafe möglichst gering ausfällt. Strafrechtlich sind Gewaltdelikte am häufigsten vertreten, bei Eigentumsdelikten sind es vor allem Beschaffungskriminalität verbunden mit Drogenabhängigkeit.

*Pfeiffer, Ch. / Delzer, I. / Enzmann, D. / Wetzels, P.: Ausgrenzung, Gewalt und Kriminalität im Leben junger Menschen – Kinder und Jugendliche als Opfer und Täter. Deutsche Vereinigung der Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfe e.V., Hannover 1998

Pfeiffer u.a. kamen in einer Untersuchung* zu der Schlussfolgerung, dass Gewaltdelikte begangen werden, wenn ethnische Gruppen in ihren Wohnorten ausgegrenzt leben und sich sozial ungerecht behandelt fühlen. Bei den Tätern sind – nach Pfeiffer – Jugendliche überrepräsentiert, die ein niedriges Bildungsniveau aufweisen, in relativer Armut leben und von sozialer Ausgrenzung gekennzeichnet sind. Die Mehrfachtäter sind meistens selbst Opfer von Gewalt – besonders innerfamiliärer Gewalt – gewesen. Dies deckt sich mit den Erfahrungen aus der Mobilen Jugendarbeit. Dies gilt zwar für

alle Migranten, aber eben auch für die Aussiedler. Hier kann der niedrigschwellige Ansatz aufsuchender Jugendsozialarbeit mit dem Ziel der sozialen Einbindung ins Gemeinwesen, schulischer Förderung und der Vermittlung alternativer Konfliktlösungsmuster präventiv wirksam werden.

Auch wenn jugendliche Aussiedler in der öffentlichen Wahrnehmung als zunehmend krimineller wahrgenommen werden, kann dies aus der Alltagsarbeit nicht bestätigt werden. Mit zunehmender sozialer Einbindung und gewonnenen Lebensperspektiven – Arbeit, Beruf, Beziehung, Wohnung – nimmt, das berichten auch andere Projekte, delinquentes Verhalten bei den Jugendlichen ab. »Es wächst sich aus«. Andererseits scheinen aber auch bei einigen Jugendlichen, die erst im Alter von 12 bis 14 Jahren nach Deutschland übersiedelten, die Wege ins kriminelle Milieu kurz zu sein. Sie beherrschen die Doppelstruktur von legalem Verhalten in der Öffentlichkeit und heimlichen nicht legalem Verhalten sowie von Aufbau und Etablierung geheimer Informations- und Vernetzungsstrukturen gut. Viele ihrer Verwandten und Bekannten haben nie legal gearbeitet. Aussiedlerjugendliche haben eine deutlich positivere Einstellung zur Gewalt als einheimische Jugendlichen. Gewaltanwendung scheint grundsätzlich ein anerkanntes Mittel zur Konfliktlösung zu sein, auch untereinander. So gibt es manchmal gewalttätige Auseinandersetzungen bei Unstimmigkeiten, Geldforderungen, Beleidigungen und »fehlender Achtung« (z.B. des Jüngeren vor dem Älteren). Der Konflikt entscheidet sich stets zugunsten des Stärkeren und wird auch akzeptiert. Die Angelegenheiten werden in gegenseitigem Einvernehmen geregelt, die deutschen Gesetze spielen keine Rolle.

Die Einstellung zu Gewalt wird durch eine kleine Geschichte des Vaters eines Jugendlichen aus Kasachstan deutlich.

Der Vater erzählte mir empört, wie er eine Anzeige und Bestrafung wegen Körperverletzung bekam. Der Sohn eines Nachbarn, ein Aussiedler aus Polen, hatte seine Tochter beleidigt. Darauf klingelte der Vater an der Tür des Nachbarn und drohte ihm, falls das noch mal passiere, würde das Folgen haben. Es kam zum Streit und der Vater aus Kasachstan versetzte dem Anderen einen solchen Schlag, dass dessen Nasenbein brach. Danach ging er in die Wohnung zurück und war sich keines Unrechts bewusst. Er hatte seine Familie geschützt, das war seine Aufgabe. In Kasachstan war er auch bei Beleidigungen ins Nachbardorf gegangen und hatte dort gedroht und sich Respekt verschafft, wenn nötig mit Gewalt. Seine Familie war stolz auf ihn. Hier in Deutschland waren die Folgen andere. Er wurde für das Verhalten bestraft. Seine Frau schimpfte, denn er hatte sich strafbar gemacht und musste eine Geldstrafe zahlen. Seine Kinder finden sein Verhalten peinlich und verachten ihn deshalb. Er aber bleibt ratlos zurück, er versteht das alles nicht, denn er hat doch nichts Schlechtes getan.

Es zeigt sich auch in diesem Einzelfall, dass die Eltern ihren Kindern nicht die notwendige und konsequente Unterstützung geben können, die sie in den instabilen Phasen des Entwicklungsprozesses dringend brauchen. Hier können niedrigschwellige Angebote für Gespräche und die Begleitung durch die Jugendsozialarbeit (z. B. als Streetwork oder Mobiler Jugendarbeit) hilfreich sein.

Hartmut Wagner

hat Pädagogik studiert, ist Experte in Mobiler Jugendarbeit und leitet die Mobile Jugendarbeit des Stadtjugendrings Pforzheim e.V.

Pädagogische Reaktionen auf »gewalttätige« männliche Aussiedlerjugendliche – Ansätze, Erfahrungen, Konsequenzen

In einem bestimmten Milieu der Aussiedlerjugendlichen ist es nicht selten, dass Konflikte körperlich gelöst werden. Von beiden Seiten akzeptiert, stellt diese Form der Konfliktlösung subjektiv keine Gewalt dar. Die Bezeichnung »gewalttätige Aussiedlerjugendliche« verallgemeinert die verschiedenen Ursachen für und Formen von Gewaltausübung. Ich beziehe daher die Bezeichnung »gewalttätige Aussiedlerjugendliche« allgemein auf solche Jugendliche, deren Verhalten sich an Normen von Stärke, Kraft, Härte etc. orientiert. Dieses Verhalten kann gewalttätig sein, muss es aber nicht.

Die folgenden Aussagen resultieren im Wesentlichen aus langjährigen Erfahrungen vor allem in der offenen Arbeit mit Aussiedlerjugendlichen in Berlin-Marzahn. Im Berliner Bezirk Marzahn befinden sich weit ausgedehnte Plattenbausiedlungen. In den letzten Jahren ist ein relativ großer Teil der Bewohner aus diesen Siedlungen fortgezogen. Umgekehrt hat der freistehende, verhältnismäßig kostengünstige Wohnraum zu einem größeren Zuzug von Spätaussiedlerfamilien in den Bezirk geführt. Derzeit leben in ihm geschätzte 15.000 Aussiedler bei einer Gesamtbevölkerung von knapp 140.000.

Vorerfahrungen

Wie die Aussiedler insgesamt so stellen auch die männlichen Aussiedlerjugendlichen, die durch gewalttätiges Verhalten in Deutschland auffällig werden, berücksichtigt man ihre Erfahrungen in den Herkunftsgesellschaften, vor allem ihre Bildung, den sozialen und ökonomischen Status ihrer Familien, die Sozialisation in städtischen oder dörflichen Milieus sowie die Motivation für die Übersiedlung nach Deutschland, eine heterogene Gruppe dar. Dennoch ist trotz aller Verschiedenheit der Ausgangsbedingungen und trotz gesellschaftlicher Umbrüche der überwiegende Teil der Jugendlichen von mehr oder weniger gemeinsamen Erfahrungen geprägt. Bei der Organisation von gewaltpräventiven Maßnahmen der Jugendhilfe müssen deshalb vor allem folgende – stark vereinfachte – Aspekte berücksichtigt werden:

1. Die familiäre und schulische Sozialisation ist auf die Vermittlung eines konservativ-patriarchalischen Wertekanons ausgerichtet. Für die Jungen bedeutet dies die Aneignung männlicher Tugenden und die Vorbereitung auf die Rolle des Beschützers und Ernährers einer Familie. Die Einhaltung konventioneller männlicher Rollenvorstellungen wird stark kontrolliert und insbesondere durch verschiedene gesellschaftliche Rituale gefördert.
2. Ein wichtiges Ziel in der Erziehung von Jungen ist, ihre körperli-

che Durchsetzungsfähigkeit und Widerstandskraft zu trainieren. Dies hat angesichts der gesellschaftlichen Realität und nicht zuletzt in Vorbereitung auf den Militärdienst existenzielle Bedeutung.

3. Die Distanz zwischen den Generationen ist in den Herkunftsländern sehr viel größer als in Deutschland. Im Umgang mit Jugendlichen legen Erwachsene (und vor allem auch Pädagogen) großen Wert auf Umgangsformen, die diese Distanz unterstreichen. Ein freundschaftliches Verhältnis zu einem Erwachsenen, das sich beispielsweise in der Anrede mit »du« widerspiegelt, ist für einen Jugendlichen außerhalb der Familie ungewohnt.

4. In ihrem Handeln sind sie häufig »Autoritäten« untergeordnet. Eigeninitiative – etwa in der Schule – wird häufig als Unbotmäßigkeit unterbunden. Sie wird allein in der wirtschaftlichen Grauzone benötigt, mit der insbesondere die Jungen frühzeitig direkten oder indirekten Kontakt haben und die ihnen somit häufig als primäres Feld der Selbstverwirklichung erscheint.

5. Selbst bei schwerwiegenden Problemen ist es nicht üblich, schon gar nicht für Jugendliche, Hilfe bei professionellen Stellen zu suchen. Es sind zwar zumindest in den Städten der Herkunftsländer Beratungseinrichtungen entstanden. Nach wie vor ist es aber üblich, Probleme allein in der Familie lösen zu wollen. Die Angst, Dritte könnten von persönlichen oder familiären Schwierigkeiten erfahren ist außerordentlich groß.

Im Vergleich zu Deutschland sind vermutlich seit jeher die Schonräume für individuelle Entwicklungsmöglichkeiten in den autoritären Strukturen der Herkunftsgesellschaft weit enger gewesen. Durch die katastrophalen wirtschaftlichen Zustände und den sozialen Abstieg breiter Bevölkerungskreise haben sie sich noch verringert. Der Kampf ums wirtschaftliche Überleben ist für viele Familien zur Alltagserfahrung geworden. Diese Umstände spiegeln sich auch im Sozialverhalten der Menschen wieder. Begriffe wie Stärke, Macht, Beziehungen oder körperliches Durchsetzungsvermögen, aber auch die Präsenz von Gewalt im Alltag haben bereits im Leben von Kindern und Jugendlichen eine sehr elementare und lebenspraktische Bedeutung. Dies betrifft umgekehrt aber auch das Gefühl von Ohnmacht gegenüber denjenigen, die stärker sind.

Erfahrungen nach der Übersiedlung

Die Übersiedlung nach Deutschland bedeutet einen biografischen Bruch, der für fast alle Aussiedlerjugendlichen mit krisenhaften Erscheinungen verbunden ist. Besondere Schwierigkeiten entstehen im Zusammenhang mit Aufnahme-prozedur, Schulwechsel, Abbruch einer schulischen oder beruflichen Ausbildung, Wohnraum oder eigener Arbeitslosigkeit bzw. der der Eltern. Gleichzeitig haben sich die Integrationsbedingungen in Deutschland eher verschlechtert. Dass sich der überwiegende Teil der Jugendlichen dennoch in kurzer

Zeit mit den hiesigen Bedingungen gut arrangiert, zeugt grundsätzlich von einer großen Anpassungsleistung und -fähigkeit.

Die Bewältigung der kritischen Eingewöhnungsphase ist nach Dauer und Intensität individuell mit unterschiedlichen äußeren und inneren Konflikten verbunden. Überwiegend aber ist der Prozess bei männlichen Jugendlichen, gerade in der an sich schon kritischen Pubertätsphase, problematischer als bei weiblichen. Dies scheint damit zusammenzuhängen, dass entsprechend der traditionellen Rollenverteilung die Entwicklung männlicher Geschlechtsrollenidentität im Gegensatz zur weiblichen primär im außerhäuslichen Bereich stattfindet. Damit sind männliche Jugendliche besonders stark mit der für sie unübersichtlichen Außenwelt und den dadurch resultierenden Problemen konfrontiert. Zu diesen Problemen zählen u. a.:

- Orientierungsverlust in einer pluralistischen Gesellschaft
Gewöhnt an einen verhältnismäßig gleichen und allgemeingültigen Lebensstil ist die Vielzahl komplizierter, sich teilweise widersprechender Verhaltensmuster in einer pluralistischen Gesellschaft für die Jugendlichen verwirrend, wenn nicht gar bedrohlich. Sie haben ein starkes Bedürfnis nach klaren, möglichst von außen vorgegebenen Lebensentwürfen («Ich möchte nur wie ein normaler Deutscher unter Deutschen leben»). Die hiesige Unübersichtlichkeit wird dagegen als Unberechenbarkeit empfunden, die ihnen die Sicherheit nimmt, sich konkrete Ziele und Aufgaben zu setzen.

- Isolierung der jugendlichen Erfahrungswelt
Die Jugendlichen agieren in Lebenswelten, die für die Elterngeneration aktuell und biografisch unbekannt und unverständlich sind. Eltern sind daher kaum in der Lage, Erfahrungen der Jugendlichen nachzuvollziehen, geschweige denn Orientierung zu geben. Dies können auch Erziehungseinrichtungen oder gleichaltrige einheimische Jugendliche nur selten, da ihnen das Wissen um die spezifischen Hintergründe der Aussiedlerjugendlichen fehlt. Orientierung bietet daher fast allein die eigene Gruppe oder Clique. Sie ist in aller Regel maßgeblich für die Interpretation der Welt.

- Entstehung von Doppelwelten
Durch die scharfe Trennung der Lebens- und Erfahrungsbereiche entstehen Doppelwelten mit je eigenen Gesetzmäßigkeiten, die miteinander in starkem Widerspruch zueinander stehen. Beispielsweise sind bestimmte Verhaltensweisen, die im Kontakt mit einheimischen Jugendlichen erforderlich und normal sind, in der eigenen Aussiedlergruppe als »weibisch« verpönt. Sich hier so und dort anders verhalten zu müssen macht es den Jugendlichen schwer, eine authentische Persönlichkeit zu entwickeln. Und sie spüren, bei der Übernahme der neuen Verhaltensweisen schmerzhaft eine deutliche Entfremdung von den Eltern.

- Erschwerte Kommunikation mit einheimischen Jugendlichen
Die Unsicherheit im Umgang mit Verhaltensregeln erschwert die Kommunikation zu einheimischen Jugendlichen. Situationen, in denen Aussiedlerjugendliche aus Unkenntnis der Regeln nicht adäquat reagieren, führen oft zum Rückzug der Einheimischen. Dies wird von den Aussiedlern (häufig zu recht) schmerzlich als Desinteresse an ihrer Person gewertet. Wenn ein eindeutiges Feedback auf ihr Verhalten fehlt, versuchen sie mitunter Handlungssicherheit und Aufmerksamkeit dadurch zu erlangen, dass sie die vormals allgemein anerkannten Verhaltensmuster von Stärke und Männlichkeit offensiv vertreten. Es entsteht ein Teufelskreis aus Ablehnung und übersteigerten Reaktionen. Der Rückzug beider Seiten bewirkt, dass die notwendigen Spielregeln, mit denen soziale Anerkennung und Attraktivität erlangt werden, nicht gelernt werden.
- Überforderung durch Anspruch auf Eigeninitiative
Die hiesige Gesellschaft überlässt Jugendlichen in vielen Lebensbereichen frühzeitig vergleichsweise große Freiräume, die eigenverantwortlich sinnvoll gestaltet werden sollen. Bei Aussiedlerjugendlichen ist durch die bisher weitgehend fremd bestimmte Organisation ihrer Aktivitäten die Fähigkeit, eigene Bedürfnisse, Interessen und Meinungen zu artikulieren und sich verantwortlich in die verschiedenen Gesellschaftsbereiche einzubringen, wenig entwickelt. Der von außen gestellte Anspruch, selbst die Initiative zu übernehmen, wie er sich etwa in den ihnen fremden Formen und Inhalten schulischen Lernens ausdrückt, ist für sie schwer nachvollziehbar und kaum umzusetzen. Wenn auch mit weniger negativen Konsequenzen verbunden gilt das Gleiche für ihre Freizeitgestaltung.

Zu diesen Problemen in der Außenwelt kommen mitunter familiäre hinzu wie z. B. Arbeitslosigkeit der Eltern, geringe Einkommen und enttäuschte Erwartungen an das Leben in Deutschland. Wenn die Eltern sozial nicht integriert sind, übernehmen vor allem ältere Jugendliche teilweise deren Funktionen, etwa im Kontakt nach außen mit Behörden, Vermietern, Nachbarn etc. oder in der Beziehung zu jüngeren Geschwistern. Zugleich wird den Kindern nicht selten vermittelt, ihnen bessere Perspektiven zu schaffen sei der Grund für die Übersiedlung gewesen. So werden bei den Jugendlichen stark belastende Erwartungshaltungen aufgebaut.

In den letzten Jahren ist bei einem größer werdenden Teil der Jugendlichen festzustellen, dass sie bereits mit familiären Problemen nach Deutschland einreisen (so nimmt etwa die Zahl ausgesiedelter Familien zu, bei denen ein Elternteil zurückgeblieben ist). Immer häufiger berichten auch Eltern, dass gerade Erziehungsschwierigkeiten ausschlaggebend für die Übersiedlung waren. Diese scheinen meistens als Folge der sozialen Umbrüche in den Herkunftsländern

aus dem Verlust traditioneller elterlicher Autorität und dem Rückzug vieler Jugendlicher in subkulturelle Milieus entstanden zu sein.

Selbstverwirklichung durch Männlichkeit

Das dauerhafte Gefühl von Verunsicherung und häufige Frustrationserlebnisse werden von vielen Jugendlichen dadurch kompensiert, dass sie die traditionellen Männlichkeitswerte offensiv vertreten. Die »Spielregeln der Männerwelt« sind überschaubar, klar und bekannt. Im Gegensatz zu denen der Einheimischenwelt sind sie manchmal »rau, aber ehrlich«. Sie garantieren soziale Anerkennung in der Peergroup, die für viele allein maßgeblich geworden ist. Und nicht zuletzt verspricht der Nachweis von Männlichkeit auch denjenigen vergleichsweise leichte und prompte Selbstbestätigung, die diesbezüglich für sich im Stillen noch anderweitige Defizite empfinden.

Auf ihre Zukunft angesprochen wollen fast alle jugendlichen Aussiedler ein normales Leben führen und meinen damit, eine Familie gründen und sich materiellen Wohlstand erarbeiten. Dies entspricht ihrer Erwartung an ein Leben als Mann, der für Frau und Kinder sorgen soll und kann. Insgeheim zweifeln aber viele, ob sie jemals dazu in der Lage sein werden. Um so rigider werden die »männlichen Sekundärtugenden« als Kriterien für Männlichkeit herangezogen. Zu ihnen gehören vor allem Härte gegen sich und andere, körperliche Kraft und Durchsetzungsvermögen, unbedingte Solidarität gegenüber Freunden, Kompromisslosigkeit gegen andere, sexuelle Potenz und das Vermögen, große Mengen von Alkohol (Drogen) zu konsumieren.

Im Kontakt mit anderen unterliegt das eigene Verhalten (Aussehen) und das der anderen einer unterschwellig, aber permanenten Kontrolle, ob es den Kriterien der Geschlechtsrolle entspricht. Sie ist so dominant, dass selbst kleinste Details diesbezüglich überprüft werden. Dabei produziert die starke Fixierung auf Männlichkeitsattribute wiederum Ängste, dass an der eigenen Person etwas Unmännliches entdeckt werden könnte. So dienen eine Vielzahl kleiner Rituale der gegenseitigen Selbstvergewisserung, dass die Rollenerwartungen korrekt erfüllt werden. Auch ein Großteil der Gespräche hat implizit dieselbe Funktion. Schon kleinere Abweichungen von der Männlichkeitsnorm rufen zum Teil starke Abwehrreaktionen hervor. Die herausragende Rolle der Geschlechtsidentität produziert außerhalb der eigenen Gruppe neue Konflikte oder verschärft bereits bestehende. Vor allem notwendige Anstrengungen und unvermeidliche Frustrationserlebnisse in der schulischen oder beruflichen Ausbildung, beim Erlernen der deutschen Sprache oder im Kontakt mit gleichaltrigen einheimischen Jugendlichen widersprechen den Erwartungen an sich selbst als Mann. Das Bedürfnis nach Eindeutig-

keit führt somit wiederum zu mehr Widersprüchen und auf Dauer zu immer weiterem Rückzug in die eigene Gruppe.

Gewalt unter Aussiedlerjugendlichen

Mit den Männlichkeitswerten Härte, Stärke, Durchsetzungsvermögen etc. ist implizit immer auch ein Konkurrenzverhältnis zu anderen bezeichnet. Je ausschließlicher die Geschlechtsidentität das Selbstwertgefühl des einzelnen Jugendlichen wie seiner Peergroup bestimmt, desto mehr wächst der Zwang, Macht über andere zu demonstrieren. Diese Machtdemonstrationen laufen letztlich immer auf die Zurschaustellung körperlicher Überlegenheit hinaus. Soziale Anerkennung in der Gruppe bemisst sich daher vor allem danach, wie glaubwürdig ein Jugendlicher nachweisen kann, körperliche Auseinandersetzungen annehmen und in ihnen bestehen zu können. Diesem Zweck dienen unterschiedliche Strategien:

- »Routiniert« vorgetragene Erzählungen über brutale Schlägereien mit eigener Beteiligung. Immer wiederkehrende Topoi: Zahlenmäßige Überlegenheit des Gegners, Handicap durch starke Alkoholisierung, trotz Aussichtslosigkeit des Kampfes keine Aufgabe, eigene Verletzungen und die des Gegners etc. Verletzungen werden mitunter mit Stolz zur Schau gestellt. Eine verbundene rechte Hand weist selbstredend auf eine heftige Schlägerei hin, bei der kräftig ausgeht wurde, und wird gerne als Anlass genommen, über das Ereignis erzählen zu können.
- Aufbau und Darstellung eines massigen, durchtrainierten Körpers.
- Demonstration enger (familiärer und/oder freundschaftlicher) Beziehungen (Selbstdarstellung als schlagfertiger »kollektiver Körper«).
- Zurschaustellung provokanten Stärkeverhaltens gegenüber (vermeintlich unterlegenen) Anderen, bei denen vorweg angenommen wird, dass sie sich zurückziehen.

Im Kontakt miteinander schätzen die Jugendlichen sich gegenseitig ab und entwerfen so eine Gruppenhierarchie nach Stärkegesichtspunkten. Sie bewirkt, dass offene Konflikte möglichst vermieden werden. Denn im Falle ungleich starker Kontrahenten würden sie ohnehin im Sinne des Stärkeren gelöst, während bei in etwa gleich starken Gruppenmitgliedern normalerweise die Hemmschwelle hoch ist, es auf einen offenen Konflikt, der eigentlich immer eine körperliche Klärung erfordert, ankommen zu lassen.

Zu körperlichen Auseinandersetzungen kommt es, wenn in einem beginnenden Konflikt ein Jugendlicher das Dominanzverhalten eines anderen nicht akzeptiert und selbst Unterordnung einfordert. In den meisten Fällen entstehen solche Situationen, wenn bei einem der beteiligten Jugendlichen oder beiden das Empfinden von Stärke und Überlegenheit nach (meist relativ intensivem) Alkoholkonsum stark heraufgesetzt ist und die sonst vorsichtige Taxierung des ande-

ren wegfällt. Daneben kommen aber auch unmittelbar »Positionskämpfe« vor, insbesondere zwischen verschiedenen Cliques.

Vordergründig ist der Anlass einer Schlägerei immer eine »Beleidigung«, also die Infragestellung behaupteter Männlichkeit. Was das im konkreten Fall bedeutet, ist unterschiedlich und hängt davon ab, ob der vermeintlich Beleidigte einem Kampf aus dem Wege gehen will oder ob er ihn umgekehrt provoziert. Besonders unter Alkoholeinfluss ist die Interpretationsspanne eng. Bei massiven Angriffen gegen den Männlichkeitsanspruch – etwa wenn die eigene Freundin von einem anderen »angemacht« wird – ist aber auch für einen vorab körperlich Unterlegenen der Druck sehr groß, »seine Ehre zu verteidigen«.

Was für den einzelnen Jugendlichen gilt, trifft sehr ähnlich auch auf die Cliques zu. Sie sind in erster Linie Zusammenschlüsse, die unter den »rauen« Bedingungen bessere Erfolgsaussichten im Kampf um individuelles Prestige und gleichzeitig Schutz bieten sollen.

Unabhängig davon, welche negativen Gefühle auch immer mit einer ausgefochtenen Auseinandersetzung verbunden sind, erhält der Jugendliche die für ihn sehr wichtige Befriedigung, sichtbar für alle »nicht gekniffen zu haben«. Der Vorfall wird in aller Regel in der Gruppe sehr schnell bekannt, und der Jugendliche trägt meistens selbst seinen Teil dazu bei. Auch als Verlierer hat er Männlichkeit dadurch bewiesen, dass er »einstecken« und Schmerzen ertragen kann.

Gewalt zwischen einheimischen und Aussiedlerjugendlichen

Gewalttätige Auseinandersetzungen mit einheimischen Jugendlichen, die unmittelbar Kämpfe um männliche Dominanzansprüche darstellen, sind eher selten (Ausnahmen bilden Zusammenstöße mit »Glatzen«, die deshalb negative Anerkennung als Kontrahenten erfahren). Denn in aller Regel meiden Einheimische die (Freizeit-)Bereiche, in denen Konflikte mit Aussiedlerjugendlichen entstehen könnten. Dies ist sicher ein Grund für den insgesamt geringen Kontakt der beiden Gruppen untereinander außerhalb von Schule und Ausbildung. Wenn es aber trotzdem zu einem Konflikt kommt, ziehen sich die Einheimischen in dem Moment zurück, in dem er zu eskalieren droht. Sie gelten daher unter Aussiedlerjugendlichen als »Feiglinge« (die Bezeichnung »Hans« für Einheimische ist gleichbedeutend mit »Feigling«.) und werden nicht als Bedrohung für den eigenen Männlichkeitsanspruch empfunden.

Trotz oder wegen des Bestrebens, Konflikte mit Aussiedlerjugendlichen nicht anzunehmen, ist zu beobachten, dass sich das Stärkeverhalten zunehmend gegen Einheimische richtet. Besonders jüngere Aussiedlerjugendliche rufen durch sehr aggressives und provokantes

Auftreten gezielt Ängste und Rückzug bei anderen Jugendlichen hervor. Mitunter sind die Provokationen bewusst so angelegt, kleinste Reaktionen zum Anlass für körperliche Übergriffe zu nehmen. Auf diese Weise ist das Ausleben von Machtgefühlen und die Bestätigung eigener Stärke weit einfacher zu erlangen als in Konkurrenz zu anderen Aussiedlerjugendlichen.

Grundsätzlich aber gilt, dass jugendliche Aussiedler zwischen den akzeptierten Konfliktlösungen in den verschiedenen Lebensbereichen unterscheiden und diese auch beachten. Körperliche Auseinandersetzungen zwischen einheimischen und Aussiedlerjugendlichen entstehen deshalb meistens unbeabsichtigt und im Affekt, und zwar von beiden Seiten. Dies gilt besonders für Situationen, in denen sich Einheimische durch äußere Umstände (etwa in der Schule, im belebten öffentlichen Raum etc.) sicher fühlen und davon ausgehen, dass ein Konflikt nur verbal ausgetragen wird. Weil aber in der verbalen Konfliktlösung jugendliche Aussiedler in aller Regel sprachlich deutlich unterlegen sind und dieses Unterlegenheitsgefühl sehr stark werden kann, kann es sein, dass es sich unvermittelt und ungewollt gewalttätig entlädt.

Probleme von pädagogischen Fachkräften im Umgang mit Stärkeverhalten von Aussiedlerjugendlichen

Je mehr die Jugendlichen auf die eigene Subkultur fixiert sind, desto unproblematischer sind für sie Stärkeverhalten und speziell körperliche Konfliktlösung. Durch die Identifikation mit der Welt der Männlichkeit sind Alternativen kaum denkbar bzw. akzeptabel. Denn gleich um welche Interessengegensätze es sich in einem Konflikt vordergründig auch handeln mag, allein die Tatsache eines Konflikts ruft die grundsätzliche Frage nach dem Stärkeverhältnis der Kontrahenten auf den Plan. Und dieses lässt sich wiederum nur durch einen Nachweis körperlicher Überlegenheit beantworten.

Während so die Akzeptanz von Stärkeverhalten als Gruppennorm einerseits von den Jugendlichen nicht hinterfragt wird, stellt sie umgekehrt selbst für einheimische männliche pädagogische Fachkräfte in zweifacher Hinsicht ein erhebliches Problem dar. Zum einen widerspricht sie fundamental deren eigenen, zumeist mittelschichtorientierten Werten und Normen und ihrem Alltagsverhalten. Zum anderen haben pädagogische Fachkräfte in aller Regel bei ihrem Aufwachsen und in ihrer Sozialisation kaum Erfahrungen gemacht, die denen der Aussiedlerjugendlichen vergleichbar wären. Handlungskompetenzen im Umgang mit einer von Körperlichkeit und Stärke dominierten Welt fehlen ihnen gänzlich. Die Diskrepanz der Erfahrungen beider Gruppen, der einheimischen erwachsenen pädagogischen Fachkräfte auf der einen und der männlichen jugendlichen Aussiedler auf der anderen Seite, produziert permanent Irritationen und Handlungsunsicherheiten im Umgang miteinander. Schaut man

auf die sozialpädagogische Arbeit mit dieser Zielgruppe fallen besonders die folgenden Aspekte auf:

- Kommunikation ist nur möglich, wenn es den pädagogischen Fachkräften gelingt, ihre Reaktionen dem Erfahrungshintergrund der Jugendlichen anzupassen. Da dieses Wissen aber in vielen Situationen nicht mal ansatzweise vorhanden ist, entstehen Irritationen und die Jugendlichen reagieren nicht selten mit Rückzug und Abwehr. Die pädagogischen Fachkräfte müssen in diesen Fällen immer wieder neu auf die Jugendlichen zugehen, und dies kostet wegen der eigenen Unsicherheiten mitunter große Überwindung.
- Pädagogische Fachkräfte müssen Stärkeverhalten und Demonstrationen von Männlichkeit tolerieren, wenn sie Akzeptanz in der Gruppe haben und zugleich den Jugendlichen Handlungssicherheit geben wollen. Im konkreten Fall ist es manchmal schwer festzulegen, wie weit Toleranz gehen darf. Diese Entscheidung ist fast immer mit erheblichen inneren und äußeren (Arbeitgeber etc.) Konflikten verbunden. Latent besteht durchgehend die Gefahr, dass Toleranz von Stärkeverhalten in Affirmation übergeht.
- Die Akzeptanz in der Aussiedlergruppe wird wesentlich erleichtert, wenn die männliche pädagogische Fachkraft in Aussehen, Statur, Mode, Umgang etc. einem traditionellen Männlichkeitsbild entspricht. Das Gleiche gilt für die Teilnahme an bestimmten »männerbündlerischen« Ritualen. Die Grenze zwischen dem, was pädagogisch noch verantwortet werden kann und was nicht, ist manchmal schwer zu ziehen (etwa in Bezug auf Alkohol). Daneben besteht die Gefahr, unterschwellig als männlicher Konkurrent empfunden zu werden. In einem solchen Fall produziert Stärke auf der einen wiederum Stärke auf der anderen Seite. Dies verbaut den Jugendlichen die Möglichkeit, sich mit ihren Problemen an die pädagogischen Fachkräfte zu wenden. Nicht zuletzt wird ebenso die beanspruchte und notwendige Distanz zu den Gruppennormen verwischt.
- Besonders problematisch ist der Umgang mit Konflikten, die in der Arbeit zwischen Jugendlichen und pädagogischen Fachkräften zwangsläufig entstehen. In vielen Situationen ist es ausgesprochen schwer zu entscheiden, wie einerseits die Reaktionskette von Beleidigung und Stärkeverhalten vermieden und andererseits die Konflikte mit argumentativen Mitteln (also denen der pädagogischen Fachkräfte) ohne Gesichtsverlust und Kränkung der Jugendlichen gelöst werden können. Ausgesprochen heikel sind Konfliktsituationen mit betrunkenen und unbekanntem Jugendlichen. Die Gefahr eines körperlichen Angriffs ist dabei auch bei geschicktem Verhalten immer gegeben. Dies produziert natürlich Ängste bei den Fachkräften.
- In Konflikten von Jugendlichen untereinander werden Fachkräfte häufig nicht als Vermittler akzeptiert und sie haben nur wenige Möglichkeiten, zu deeskalieren. Die Einschätzung, wann Eingriffsmöglichkeiten bestehen und wann nicht, ist schwierig zu entscheiden.

Die Tatsache verschiedener Lebensstile, Werte, Normen etc. bei Aussiedlerjugendlichen und Fachkräften stellt allein noch keinen Nachteil für pädagogisches Handeln dar. Im Gegenteil, sie kann pädagogisch sogar sinnvoll sein, wenn die Fachkraft in der Gruppe erst einmal akzeptiert ist. Denn dann wird deren »Andersartigkeit« ein beständiger Anlass für die Jugendlichen, ihre Einstellungen und ihr Verhalten zu reflektieren und von sich aus zu thematisieren

Pädagogische Arbeit mit »gewalttätigen« Aussiedlerjugendlichen: Offene Jugendarbeit

Ausgangspunkt und Basis des Ansatzes waren und sind Freizeitangebote in einem Jugendklub für Aussiedler. Für die Jugendlichen stehen Räumlichkeiten und Beschäftigungsmöglichkeiten (Billard, Kicker, Computerspiele, Dart, Streetball, etc.) in ihrer Freizeit zur Verfügung. Parallel zu den Klubzeiten gibt es Angebote wie Sprachunterricht, Hausaufgabenhilfe, Berufsberatung und Bewerbungstraining, Bastelkurse, Holz- und Musikwerkstatt sowie Sportangebote in nahegelegenen Sporthallen. Außerhalb der Klubzeiten versuchen die Mitarbeiter, Kontakte zu Jugendlichen an Orten außerhalb der Einrichtung (Schule, Straße, Wohnheim) herzustellen bzw. zu pflegen.

Zielgruppe In dieser Form erscheint offene Jugendarbeit wenig spektakulär, weil sie sich zunächst unterschiedslos auf die jugendlichen Aussiedler insgesamt richtet. Die Ausrichtung an dieser Zielgruppe ist wichtig, weil gerade die, die sich in Schule, Ausbildung oder Beruf gut zurechtfinden und die viele Kompetenzen erworben haben, für die »problematischen« Jugendlichen von Bedeutung sind. Sie können von den Kompetenzen der »unauffälligen« Jugendlichen profitieren, diese übernehmen. Um dies zu erreichen, müssen attraktive Angebote für alle angeboten werden, selbst für die, die nicht zur eigentlichen Zielgruppe zählen.

Primär zielt die offene Arbeit aber auf dasjenige jugendliche Milieu, in dem Stärkeverhalten als Gruppennorm akzeptiert ist. Jugendliche, die in kriminelle oder halbkriminelle Strukturen eingebunden sind und Gewalt bewusst zur Bereicherung einsetzen, gehören nicht primär zur Zielgruppe. Allerdings gibt es natürlich auch hier Überschneidungen mit dem Milieu. In ihm bewegen sich viele Jugendliche, die selbst nicht unmittelbar durch gewalttätiges Handeln auffällig werden. »Auffälligkeit« kann insofern nicht ausschließliches Kriterium für die Bestimmung der Zielgruppe sein. Angesprochen werden sollen auch diejenigen, die mehr oder weniger engen Kontakt zum Milieu haben und sich meist ebenfalls in der Gefahr befinden, eines Tages Gewalt als legitimes Mittel zur Konfliktlösung im Alltag anzuwenden. Dies gilt vor allem, wenn sich durch die Übersiedlungssituation persönliche Krisen sehr schnell verschärfen und der Rückzug auf die eigene Gruppe bald erfolgt. Gerade bei vormalig

unproblematischen, normalen 13- bis 16-Jährigen erstaunt relativ oft, dass und wie sie sich innerhalb kürzester Zeit in die Subkultur zurückziehen.

Zur Zielgruppe gehören also Jugendliche, die durch ihr Auftreten und ihre Selbstdarstellung signalisieren, dass sie sich mit den Männlichkeitswerten des Milieus identifizieren. Als Erkennungszeichen ist der Gebrauch des »Russischen Mat« (eine vulgäre Genitalsprache) so aussagekräftig, dass er indirekt fast schon als Kriterium für die Zielgruppenbestimmung dienen kann.

Zielbestimmung Für Aussiedlerjugendliche sind Jugendeinrichtungen Institutionen der Einheimischen. Sie empfinden Maßnahmen, Mitarbeiter und Ziele als suspekt und befürchten, vereinnahmt zu werden. Da zudem Jugendarbeit in den Herkunftsländern – wenn sie überhaupt noch stattfindet – unter männlichen Jugendlichen sehr schlecht angesehen ist, reagieren sie mit großer Reserviertheit auf hiesige Angebote. Dies zusammen mit den Erfahrungen vor und nach der Übersiedlung ist der Ausgangspunkt für eine Zielbestimmung der pädagogischen Arbeit, nicht unmittelbar die Tatsache gewalttätigen Verhaltens. Im Einzelnen lassen sich folgende Ziele angeben:

Akzeptanz des Andersseins der pädagogischen Fachkraft und Auseinandersetzung mit deren Werten, Erfahrungen, Lebenseinstellung und Männlichkeitsverständnis

Gleiches gilt umgekehrt für die Fachkraft, die sich mit dem Anderssein des Jugendlichen auseinandersetzen muss. Konkret bedeutet dies zunächst, dauerhafte Kontakte zu den Jugendlichen herzustellen, gegenseitige Vorbehalte abzubauen und beiderseitig akzeptable Kommunikationsformen zu finden. Voraussetzung hierfür wiederum ist, dass die Jugendlichen das Gefühl haben, in irgendeiner Form von der Fachkraft zu profitieren. Diese muss die Interessen der Jugendlichen erkennen sowie bedienen (können) und andererseits die eigenen, für die jugendlichen Aussiedler nützlichen Kompetenzen, darstellen und anbieten. Ziel sind gemeinsame Aktivitäten, in denen erst Vertrauen entstehen kann, das wiederum die Bereitschaft erzeugt, sich ernsthaft auf den jeweils anderen einzulassen.

Verstehen, Akzeptieren, Lernen und Gestalten von Regeln, die nicht von Dominanzverhalten geprägt sind

Bedingt durch die Gruppen- und Organisationsstruktur unterliegt das Zusammensein in einem Jugendklub einer Vielzahl von (möglichst niedrigschwellig zu haltenden) Regeln. Sie sind vielfach vorgegeben und widersprechen zumeist dem Stärkeverhalten der Jugendlichen. Aus der Auseinandersetzung mit ihnen entstehen zwischen einzelnen Jugendlichen oder mit den pädagogischen Fachkräften

häufig Konflikte, die als Etappen beim Regellernen notwendig sind. Wie sonst nirgendwo bietet sich den Fachkräften dadurch die Chance (Zwang!), sich unmittelbar mit problematischen Verhaltensweisen auseinanderzusetzen. Die Hemmschwellen für den Besuch eines Jugendklubs sind allerdings hoch, nicht zuletzt auch wegen des Wissens oder der Annahme, dass dort Regeln eingehalten werden müssen. Im Vorfeld des Klubbesuchs gibt es daher einige Anforderungen, die von den Fachkräften erfüllt werden müssen:

- Abbau von Hemmschwellen durch Kontaktpflege und Aktivitäten außerhalb des Klubs,
- Aktivierung von Schlüsselpersonen als »Brücken« zum Klub,
- Aufklärung über Funktionsweise und Angebote des Klubs sowie Erwartungen an die Besucher.

Stärkung des Selbstwertgefühls durch Förderung vorhandener Kompetenzen

Die Jugendlichen bringen durch ihre Vorerfahrungen Fähigkeiten und Kenntnisse mit, die sie in ihrem Alltag in Deutschland nicht umsetzen können, weil es die Bedingungen nicht erlauben oder weil sie hier als Kompetenzen nicht anerkannt sind. Ziel ist daher, den Jugendlichen Möglichkeiten zu bieten, Wissen und Können zu präsentieren und es weiterzuentwickeln. Dies betrifft insbesondere die traditionellen männlichen Tugenden, die auch als Kompetenzen verstanden werden müssen. Selbst problematischem Stärkeverhalten liegen Aspekte zugrunde, die positiv gewendet werden können und müssen.

Vermittlung von notwendigen Kompetenzen für die Alltagsbewältigung

Je stärker der Rückzug in die eigene Gruppe erfolgt, desto größer werden die Unsicherheiten bei der Bewältigung von Alltagsproblemen. Zwar besteht ein recht enges Netz von Beratungsstellen speziell für Aussiedler. Sie werden aber von den Jugendlichen selbst bei scheinbar banalen Problemen nicht aufgesucht, weil zu den Beratern keine Vertrauensbeziehung besteht. Eine solche Vertrauensbeziehung gilt es aufzubauen, sodass die Jugendlichen die Fachkräfte schließlich um Hilfe angehen. Zunächst steht natürlich die konkrete Hilfeleistung im Vordergrund. Die eigentliche Aufgabe besteht jedoch darin, Möglichkeiten aufzuzeigen und Fähigkeiten zu vermitteln, ähnliche Probleme bei sich oder anderen zunehmend selbstständig zu lösen. Das bedeutet vor allem auch den Abbau von Hemmungen aufseiten der Jugendlichen, damit sie um Hilfe nachsuchen können.

Unterstützung von Erfahrungsaustausch und sozialem Lernen durch die Gruppe

Wissen und Verständnis der Probleme von jugendlichen Aussiedlern vor und nach der Übersiedlung ist außerhalb der Jugendgruppe selbst praktisch nicht vorhanden. Sie ist daher bezogen auf die Bewältigung vieler Lebensaspekte die erste und einzige Informationsquelle. Aus dieser Ausschließlichkeit resultieren eine Reihe negativer Effekte, aber auch besondere Chancen, um die informelle Weitergabe von Erfahrungen, Informationen und Strategien zur Lebensbewältigung sinnvoll zu unterstützen. Insbesondere Jugendliche, die in Ausbildung oder Beruf sind, verfügen über vielfältige Erfahrungen die es für die Jugendarbeit zu nützen gilt. Dafür sind Gespräche und Aktivitäten gemeinsam mit den problematischen Jugendlichen erforderlich.

Verbindungen schaffen zwischen den unterschiedlichen Lebenswelten der Jugendlichen

Für die Fachkraft ist es schwer, Persönlichkeit und Probleme eines Jugendlichen einzuschätzen, wenn sie ihn nur im Freizeitbereich in der Einrichtung erlebt. Umgekehrt hängt auch für den Jugendlichen das Gefühl, als Person und in seiner Situation verstanden zu werden, wesentlich von dem Wissen ab, dass die Fachkraft seine Lebenswelt aus eigener Anschauung kennt. Das bedeutet für die Fachkraft, sie muss

- regelmäßig in Schule (Familie) und auf der Straße präsent sein,
- demonstrative Parteinahme für die Jugendlichen in diesen Bereichen zeigen,
- Probleme unmittelbar vor Ort angehen,
- Verbindungen herstellen (Angebote in der Schule, Unterricht im Jugendklub, Eltern im Jugendklub) und
- Informationen vor Ort über den Jugendlichen sammeln.

Positive Gruppenerlebnisse schaffen

Erlebnis, Abenteuer, Action und Gemeinschaftsgefühl sind Bedürfnisse, die – an sich schon groß genug – sich vor dem Hintergrund der alltäglichen Frustrationen noch verstärken. Da weitgehend Alternativen fehlen, werden sie vornehmlich im Ausleben der Männlichkeitswerte des subkulturellen Milieus befriedigt. Die Jugendarbeit hat daher Angebote zu machen, die an die spezifischen Vorerfahrungen und Wünsche der Jugendlichen anknüpfen.

Konkretisierung der Ziele Kontaktaufbau

Akzeptanz des Andersseins des Sozialarbeiters Für die meisten Aussiedlerjugendlichen stellen die ersten Kontakte zu einer pädagogischen Fachkraft eine ausgesprochene Stresssituation dar. Denn die Konfrontation mit einem erwachsenen, unbekannten Einheimischen, der aus für sie undurchsichtigen Gründen

Interesse zeigt, ist für die meisten eine vollkommen neue Situation. Sie beherrschen keinen Smalltalk und wissen daher zumeist nichts zu erzählen, was aus ihrer Sicht angemessen sein könnte. Die Gespräche sind folglich monoton und die Jugendlichen wirken in ihnen stark abweisend. Insofern ist der Kontaktaufbau »aus dem nichts heraus« zu unbekanntem Jugendlichen langwierig und für beide Seiten gleichermaßen anstrengend.

Sehr viel einfacher ist das erste Kennenlernen durch zweckgebundene Tätigkeiten. Wenn beispielsweise die Fachkraft bei Beratungen in der Jugendgerichtshilfe oder Diversion als Sprachmittler tätig ist, ergeben sich viele Anknüpfungspunkte für weitere Kontakte allein schon aus dem Informationsbedürfnis des Jugendlichen. Ein weiteres Beispiel ist die Arbeit mit Aussiedlerjugendlichen in Schulen: Im Arbeitslehreunterricht Bewerbungsschreiben üben, Durchführung von Projekttagen und Arbeitsgemeinschaften, Kompetenztrainings etc.

Und besonders günstig ist es, wenn bereits Kontakte zu einzelnen Jugendlichen bestehen, die neue Kontakte knüpfen bzw. unterstützen können. Diese Jugendlichen können erklären, was es mit der pädagogischen Fachkraft auf sich hat. Ist diese einmal von den Meinungsführern akzeptiert und kann konkrete Hilfen anbieten, verbreitet sich ihr »Ruf« schnell unter den Jugendlichen durch ihre vielen informellen Informationswege.

Kommunikationsverhalten

Das Kommunikationsverhalten eines Aussiedlerjugendlichen unterscheidet sich häufig stark von dem der Fachkraft. Das, was diese Jugendlichen als »gutes Gespräch« empfinden, ist für die Fachkraft manchmal überhaupt kein Gespräch. Die Kommunikation der Jugendlichen verläuft – gerade in der »gefühlten Distanz« zur Fachkraft – wesentlich stärker über den Austausch von Männlichkeitsritualen, über Sprüche, gemeinsames Rauchen oder Biertrinken, Kartenspielen, Anekdotenerzählen etc. sowie über gemeinsame Aktivitäten. Gerade scheinbar nebensächliche Aktivitäten (Tischtennispielen o.Ä.) bieten einen unverbindlichen Rahmen für ein Gespräch, aus dem man sich jederzeit durch Konzentration auf die »Sache« zurückziehen kann.

Dies gilt besonders auch für Beratungsgespräche: Sie finden zunächst oft nebenbei, z. B. während eines Tischtennisspiels, statt. Dadurch bieten sie die Möglichkeit, das Anliegen schrittweise offenzulegen, die Reaktionen des Sozialarbeiters abzuschätzen und sich zurückzuziehen, ohne ihn zu beleidigen. Außerdem schafft die gemeinsame Aktivität (für das Ehr- bzw. Selbstwertgefühl wichtig) eine

Situation, die nicht allein schon durch ihre Konstruktion eine deutliche Rollenverteilung in Bittsteller und Helfer schafft und die nicht das Problem für den Jugendlichen bedrohlich in den Vordergrund rückt. Anders bei vielen Sozialarbeitern: sie sehen endlich die Möglichkeit für ein »gutes Gespräch«, können das Problem angehen. Der Jugendliche gerät so unter Druck. Während der gemeinsamen Aktivität dagegen kann der Jugendliche jederzeit ausdrücken, dass ihm das Problem doch nicht wichtig ist. Es ist eine widersprüchliche Situation: zwar ist dem Jugendlichen das Problem wichtig, und er möchte auch, dass die Fachkraft es ernst nimmt, aber er möchte auf keinen Fall, dass diese annehmen könnte, er selbst würde es als wichtig erachten.

Als Konsequenz sind, jeweils in Abhängigkeit vom Vertrauensverhältnis, Eins-zu-Eins-Situationen, in denen nur verbale Kommunikation möglich ist, zu vermeiden oder kurz zu halten. Zumindest muss die pädagogische Fachkraft ein Gespür entwickeln, wann sie die Situation zu verlassen hat.

Vertrauensbeziehung

Aussiedlerjugendliche sind schon durch ihre Vorerfahrungen gegenüber Erwachsenen reserviert. Sie haben große Vorbehalte, ob das vorgebliche Interesse der Fachkraft an ihnen, das sie in ihrem Alltag sonst nicht erleben, authentisch ist. Viele Jugendliche lehnen den Kontakt überhaupt ab. Um so wichtiger ist, dass der Sozialarbeiter sich den Ruf des »Das ist einer von uns« erarbeitet. Entsprechend intensiv und skeptisch interpretieren sie die Kontakte nach ihren Wertmaßstäben, von Bedeutung sind ihnen vor allem die Akzeptanz ihres Männlichkeitsanspruchs, die unbedingte Parteilichkeit und die Hilfsbereitschaft. Vertrauen entwickelt sich so erst langsam zwischen den beiden Polen des Sich-Interessierens für und Zugehens auf den Jugendlichen und dem Erfüllen von Erwartungen, die von diesem an eine »Freundschaft« gestellt werden. Diese Erwartungen werden meistens verklausuliert formuliert und sind für die Fachkraft oft schwer zu erkennen. Daher muss sie zunächst die versteckten Hinweise aufspüren und kann erst dann konkrete »Freundschaftsdienste« leisten. Z. B. eine lässige Bemerkung zu Umstehenden, man habe wieder einmal eine Vorladung bei der Polizei, ist oft die Bitte an den (nicht angesprochenen) Sozialarbeiter um Hilfe. Ebenso sind viele Gespräche zweideutig. Sie können als männliches Gebaren interpretiert werden, zugleich aber auch als Hinweis auf ein konkretes Problem. Häufig ist es geradezu so, als ob der Jugendliche dem Sozialarbeiter Rätsel stellt und zuschaut, ob dieser sie lösen kann. Ob der Sozialarbeiter dazu in der Lage ist, wird vom Jugendlichen als Vertrauensbeweis gewertet (»Der kennt mich!«).

Wird so eine Erwartung an die Fachkraft herangetragen, muss sie sich persönlich und möglichst sofort darum kümmern. Der bloße Verweis auf eine andere Fachkraft z. B. in der Jugendberufshilfe, einen kostenlosen Anwalt etc. wird als Vertrauensbruch empfunden. Wenn die Fachkraft selbst nicht in der Lage ist, Hilfe zu geben, muss sie daher den Jugendlichen zu den entsprechenden Stellen begleiten. Auch wenn die Anliegen oft nur gering sind (Übersetzen eines Briefes, Schreiben eines Widerspruchs etc.) haben sie für den Aufbau von Vertrauen eine ausgesprochen große Bedeutung. Mit zunehmendem Vertrauen werden auch die Ansprüche offener (und mitunter sehr vereinnahmend) vorgetragen. Andererseits nimmt aber auch die Bereitschaft und Neugier, sich mit den Lebenseinstellungen der Fachkraft auseinanderzusetzen, stark zu.

Abbau von Hemmschwellen für offene Angebote

Die Hemmschwellen, eine pädagogische Einrichtung mit unbekanntem Jugendlichen und Mitarbeitern aufzusuchen, sind für Aussiedlerjugendliche sehr hoch. Sie befürchten einerseits als ungebetener Gast nicht willkommen zu sein, andererseits durch die Fachkräfte »nicht in Ruhe gelassen zu werden«. Und vor allem wollen sie sich nicht (verhassten) Regeln unterordnen. Auf der anderen Seite ist der Klub für sie durch die offenen Räumlichkeiten (besonders im Winter) und die kostenlosen Freizeitangebote sehr attraktiv. Zudem ist die Möglichkeit, andere Jugendliche außerhalb des eigenen Freundeskreises zu treffen und vor allem Bekanntschaften mit Mädchen zu machen anziehend. Letztlich ist für die Attraktivität aber entscheidend, ob »etwas los ist im Klub«, ob er also gut besucht ist. Für die Jugendlichen entscheidet die Abwägung dieser positiven und negativen Seiten über den Klubbesuch. Und in dem Moment, indem der Klub von Jugendlichen gut angenommen wird, ergibt sich durch die vielen Verbindungen der Aussiedlerjugendlichen eine Eigendynamik von immer neuen Besuchern.

Voraussetzung dieser Entwicklung ist, dass der Klub als eigenes »Territorium« empfunden wird, also nur (oder überwiegend) Aussiedlerjugendlichen vorbehalten ist. Deshalb darf auch nicht dem Druck nachgegeben werden, auf jeden Fall (aus vermeintlichen Integrationsbemühungen) Angebote nur dann zu machen, wenn in ihnen auch einheimische Jugendliche präsent sind.

Zum Abbau von Hemmschwellen müssen die Mitarbeiter viel Zeit außerhalb des Klubs für die Pflege und den Aufbau von Kontakten einsetzen. Für die Aussiedlerjugendlichen ist hierbei die ausdrückliche Einladung in den Klub von großer Bedeutung. Und die Akzeptanz von Regeln im Klub hängt davon ab, wie eng die persönliche Beziehung zu demjenigen ist, der sie größtenteils bestimmt und sanktioniert. Insbesondere kommen dem Sozialarbeiter die Kontak-

te außerhalb des Klubs im Umgang mit betrunkenen Jugendlichen zugute. Z. B. ist der »Einfall« einer vollkommen unbekanntem Gruppe Betrunkener eine ausgesprochen brenzlige Situation. Sie lässt sich weit einfacher händeln, wenn unter den Jugendlichen einige bekannt sind.

Akzeptanz von Regeln Regeln verstanden nicht als Katalog von Verboten, sondern als Strukturierung des Zusammenseins stellen für die meisten Jugendlichen kein Problem dar. Die Regeln müssen aber klar und allgemeingültig sein und als gerecht empfunden werden. Hier unterscheiden sich Aussiedlerjugendliche nicht von einheimischen, und beide beachten Regeln mitunter nicht.

Die Schwierigkeit der Fachkräfte, bei Regelverstößen von Aussiedlerjugendlichen zu intervenieren, liegt vor allem in der Unsicherheit im Umgang mit solchen Konflikten, die Stärkeverhalten beim Jugendlichen hervorrufen oder hervorrufen könnten. Gehen Fachkräfte dem Konflikt aus dem Weg, wird das vom Jugendlichen leicht als Schwäche interpretiert und reizt ihn zu Kraftproben. Dauerhafte Konfliktvermeidung birgt so die Gefahr, dass Regeln immer mehr in Frage gestellt werden. Um so wichtiger ist es für die Fachkräfte, frühzeitig bei Regelverstößen einzugreifen. Die Akzeptanz von Interventionen hängt dabei wesentlich von ihrer Autorität ab, d. h. davon, wieviel Vertrauen sie bei den Jugendlichen haben. Es ist aber ebenso wichtig, Regeln und damit Ansprüche an die Jugendlichen klar zu formulieren.

Übliche Regeln (z. B. die Regelung der Reihenfolge beim Billardspiel o. Ä.) werden kaum Auswirkungen auf die Entscheidung eines Jugendlichen haben, den Klub zu besuchen oder nicht. Dagegen entscheidet die Frage, wie mit Alkoholkonsum im Klub umgegangen wird, sehr stark darüber, in welchem Ausmaß »problematische« Jugendliche erreicht werden. Die Erlaubnis von Alkoholkonsum, etwa in der Einschränkung »nur Bier«, ist aber ausgesprochen heikel, weil praktisch bei Aussiedlerjugendlichen nicht regulierbar. Der an sich schon schwierige Umgang mit Konflikten wird dadurch noch um einiges komplizierter und unberechenbar.

Förderung vorhandener Kompetenzen *Sport und Fitness* Schon in den Herkunftsländern bestand ein Großteil der organisierten Freizeitgestaltung für die Jugendlichen in Sportangeboten. Die Beschäftigung mit einer Sportart wird in Deutschland häufig aber nicht weitergeführt, weil sie hier zu teuer ist (Eishockey, Fitness) oder der Umgang mit einheimischen Jugendlichen in einem Verein gemieden wird (Mannschaftssportarten, Leichtathletik). Demge-

genüber werden Sportangebote sehr gut angenommen, wenn sie sich vornehmlich an Aussiedlerjugendliche wenden.

Die Attraktivität des Sports liegt für sie wesentlich darin, sich miteinander messen und »seinen Körper spüren« zu können. Zumindest ebenso wichtig wie »Spaß haben« ist ihnen daher die Forderung nach und die Einschätzung von Leistung. Unstrukturierte Angebote aus Freude an Bewegung, bei denen es keine Verlierer geben darf, werden daher oft als unbefriedigend empfunden. Gewünscht sind Trainer, die Leistung abfordern und einschätzen können (sportliche Zielvorgaben festlegen und überprüfen), das Bedürfnis nach Wettbewerb fördern (Vorbereitung auf Turniere, Führung von Ranglisten) und sportlich motivieren können. Der Erwerb von Auszeichnungen (Schwimmabzeichen, Pokale, Gürtel im Kampfsport, Urkunden, Einladungen zu Turnieren etc.) ist dabei für die Stärkung des Selbstwertgefühls und für positive Gruppenerlebnisse außerordentlich förderlich.

Bereits vorhandene sportliche Kompetenzen bieten die Möglichkeit, Jugendliche durch das Übertragen von Verantwortlichkeiten unmittelbar an der Durchführung der Sportangebote zu beteiligen (Aufsicht und Anleitung eines Fitnessraums, Durchführung von Anfängerkursen in Taekwondo etc.). Nicht zuletzt können auch formale Qualifikationen (Trainerscheine, Gruppenleiterausbildung) vermittelt werden, die anders als sonst oft in der (Schul-)Ausbildung unmittelbar auf Interessen aufbauen.

Besonders attraktiv sind körperbetonte Sportarten wie Bodybuilding, Boxen oder asiatische Kampfsportarten. Sie entsprechen nicht nur dem Bedürfnis der Jugendlichen, ihre Körperkraft zu spüren und ihren Körper nach ihrem Männlichkeitsbild zu formen. Ein sichtbar durchtrainierter, muskulöser Körper verspricht vor allem Anerkennung und Respekt in der Gruppe. Er bietet gleichzeitig Schutz, weniger in Konflikte hineingezogen zu werden und sich notfalls effektiv verteidigen zu können. Er kann andererseits aber auch eingesetzt werden, um Dominanzansprüche durchzusetzen.

Oftmals wird der Einwand gemacht, Jugendarbeit dürfe keine »Kampfmaschinen« heranbilden und Stärkeverhalten unterstützen. Da aber Körperlichkeit unter Aussiedlerjugendlichen eine große Rolle spielt und Körperkraft subjektiv notwendig ist, wird Körper- und Kampftraining auch ohne pädagogisches Zutun stattfinden. Die besondere Chance der Jugendarbeit besteht darin, Aussiedlerjugendliche über dieses spezielle Bedürfnis zu erreichen und es zum Ausgangspunkt für begleitete soziale Lernprozesse zu machen.

Handwerkliche und künstlerisch-musische Kompetenzen

Aussiedlerjugendliche haben (besonders durch die Lebensbedingungen in den Herkunftsländern) eine Reihe von Kompetenzen und Interessen im künstlerischen und musischen sowie vor allem im handwerklichen und im technischen Bereich. In aller Regel verfügen die Jugendeinrichtungen aber nicht über die Ressourcen, um attraktive Angebote machen zu können, beispielsweise wäre eine Werkstatt, in der an Autos o. Ä. gebastelt werden könnte, für Aussiedlerjugendliche ausgesprochen attraktiv und böte große Möglichkeiten, mit »problematischen« Jugendlichen zu arbeiten. Die Nutzung von Ressourcen anderer Einrichtungen wie etwa Schulen wird von den Jugendlichen meistens nicht angenommen. Das liegt vor allem daran, dass die Angebote in solchen Fällen nicht innerhalb eines von den Jugendlichen akzeptierten Lebensraums (ihr »Territorium«, Zuhause) stattfinden, in dem parallel andere Beschäftigungen möglich sind. Trotz an sich großen Interesses an Holz- und Tischlerarbeiten wird eine selbst sehr gut ausgerüstete Holzwerkstatt in einer Schule schwerlich angenommen werden. Die Interessen der Jugendlichen sind nur selten so stark entwickelt, dass dieser Nachteil in Kauf genommen würde. Für die Akzeptanz der Angebote ist deshalb entscheidend, ob die Bedingungen ein ständiges »Kommen und Gehen« und kurzes »Hereinschauen« ermöglichen. Nur so kann sich das Interesse, vorhandene Kompetenzen anzuwenden und auszubauen, langsam entwickeln.

Dies vorausgesetzt und unter den gegebenen Umständen der Jugendarbeit geht es vor allem um die Bereitstellung von Räumlichkeiten (z. B. für Basteln an Musikanlagen, Computern, Mofas, zum Musik machen o. Ä.). Wichtige Kriterien sind, dass artikulierte Bedürfnisse schnell und flexibel aufgegriffen, Verantwortlichkeiten etwa für Räume oder Werkzeug an die Jugendlichen übertragen und Versuche, ungefragt anzuleiten oder spezielle Helfer zu bestellen, unterlassen werden.

Vermittlung von Kompetenzen

Es wurde bereits darauf hingewiesen, wie wichtig Hilfeleistungen der Fachkräfte für den Aufbau einer Vertrauensbeziehung zu einem Jugendlichen sind. Aus pädagogischer Sicht ist aber ebenso wichtig, gleichzeitig Kompetenzen zur Lösung von typischen Alltagsproblemen der Jugendlichen zu vermitteln. Hierbei handelt es sich nicht nur um die Weitergabe von Informationen, sondern vor allem auch darum, Handlungsabläufe im Alltag zu erklären. Sie drehen sich oft um scheinbar banale Alltagsfragen, die aber einem Aussiedlerjugendlichen große Probleme bereiten können, beispielsweise beim Gang zum Berufsberater um die Zuweisung für einen Berufslehrgang zu erhalten: Wie melde ich mich an? Bei wem melde ich mich an? Welche Unterlagen müssen mitgenommen werden? Wie finde

ich das Zimmer? Wie erkläre ich mein Anliegen? Darf ich nachfragen, wenn ich etwas nicht verstehe? usw. Dazu muss die Fachkraft deren Schwierigkeiten nachvollziehen oder zumindest erahnen können. Denn von selbst artikulieren die Jugendlichen selten Fragen, da sie ihnen peinlich sind und diese sie aus ihrer Sicht als schwach entlarven.

Die Entwicklung von Kompetenzen bei der Alltagsbewältigung setzt wiederum voraus, dass der Sozialarbeiter den Jugendlichen auch außerhalb der Jugendeinrichtung begleitet. Dabei muss er sehr flexibel sein sowohl in den Arbeitszeiten als auch bei der Wahrnehmung anderer Verpflichtungen in der Jugendeinrichtung.

Soziales Lernen in der Gruppe

Schon aufgrund seiner begrenzten zeitlichen Ressourcen ist es dem Sozialarbeiter nicht möglich, Betreuung und Unterstützung in dem Maße zu leisten, wie es angesichts der Anzahl »problematischer« Jugendlicher notwendig wäre. Um so größere Bedeutung kommt den mehr oder weniger »etablierten« Jugendlichen zu. Sie erfüllen in der Jugendgruppe zum einen die wichtige Funktion, Informationen aufgrund eigener Erfahrungen nachvollziehbar für andere Jugendliche weiterzugeben. Daneben bestimmen sie – vorausgesetzt, dass sie Ansehen in der Gruppe genießen – wesentlich die Atmosphäre im Klub und sorgen indirekt für die Einhaltung von Regeln. Ihr Ansehen gründet sich zumeist auch wieder auf (körperliche) Stärke. Dadurch aber, dass sie in der einheimischen Welt »etabliert« sind, unterliegen sie nicht so sehr dem Zwang, sich »zeigen zu müssen«. Oftmals nehmen sie auch eine gewisse Vorreiterrolle bei der Etablierung von Angeboten ein, weil ihre Interessen konstanter sind als bei anderen Jugendlichen, die später erst »nachgezogen« werden. Da sie sich meistens in einer handwerklichen Ausbildung befinden, sind sie interessiert und geeignet, eigene Angebote (Tischlern, Schweißen usw.) zu machen.

Besonders weibliche Jugendliche sind in Bezug auf »problematische« männliche Jugendliche – zumal sie an sich schon einen mächtigen Anreiz für den Klubbesuch darstellen – eine wichtige Gruppe. Da sie sich allgemein viel besser in der Welt der Einheimischenwelt zurechtfinden, übernehmen sie häufig die Rolle derjenigen, die erklären und Hilfestellungen geben. Zudem haben sie häufig Freundschaftsbeziehungen in männliche Jugendgruppen hinein, die sich auf der Straße versammeln. Sie selbst ziehen aber in der Freizeit meistens den Jugendklub der Straße vor. Dadurch bilden sie einen wichtigen »Brückenkopf« zu diesen Gruppen, deren Mitglieder mit der Zeit selbst Kontakte zum Klub und seinen Mitarbeitern aufbauen.

Um so einerseits das Wissen und die Erfahrungen »etablierter« Jugendlicher im Sinne sozialen Lernens nutzbar zu machen, andererseits aber auch die Zielgruppe zu erreichen, müssen das Klubangebot und die Mitarbeiter beide Gruppen (die faktisch fließend ineinander übergehen) berücksichtigen und ansprechen.

Verbindungen zwischen den Lebenswelten

Um Verbindungen zwischen den unterschiedlichen Lebenswelten der Aussiedlerjugendlichen zu schaffen muss die Jugendarbeit, mit anderen Einrichtungen und Institutionen kooperieren.

In erster Linie betrifft dies Schulen, Berufsschulen (besonders mit berufsvorbereitenden Lehrgängen) und Bildungsfirmen mit Ausbildungsangeboten für benachteiligte Jugendliche. Das nämlich sind Orte, an denen die Jugendlichen »greifbar« sind und sie sind deshalb besonders geeignet, einen regelmäßigen Kontakt zu unterhalten. Da ist schon die Vereinbarung, sich in den Pausenzeiten auf dem Schulhof aufhalten zu können, wertvoll. Gleiches gilt für Aktivitäten mit Aussiedlerjugendlichen in der Schule. Schulen stellen zudem eine der wenigen Informationsquellen über familiäre Verhältnisse, und »Verhaltensauffälligkeiten« dar und können so u. a. Aufschluss geben, ob ein Jugendlicher zur Zielgruppe zu zählen ist. Nicht zuletzt können Lehrer bei einer Kontaktaufnahme zu Eltern vermitteln.

Weitere potenzielle Kooperationspartner sind die Sozialämter, in deren Maßnahmen »Hilfen zur Arbeit« viele Aussiedlerjugendliche beschäftigt sind, und die sozialpädagogischen Dienste der Jugendämter (vor allem die Jugendgerichtshilfe – JGH).

In den letzten Jahren sind neben der »Landmannschaft der Russlanddeutschen« einige lokale Aussiedlervereinigungen entstanden. Sie sind fast ausnahmslos im weitesten Sinne politisch-kulturelle Interessengruppen. Mit ihnen besteht praktisch keine Zusammenarbeit, weil sie sich skeptisch gegenüber Jugendarbeit und letztlich gegenüber den Jugendlichen selbst verhalten. Gerade die »problematischen« Jugendlichen stellen für sie sehr oft ein großes Ärgernis dar, denn sie sind diejenigen, »die das Bild einer ganzen Gruppe verderben«.

Der unmittelbare Kontakt zu den Eltern ist schwierig. Wegen ihrer Vorerfahrungen mit pädagogischen Stellen in den Herkunftsländern nehmen sie schnell eine Abwehrhaltung ein. Es ist fraglich, ob Eltern überhaupt unmittelbar in die Klubarbeit einbezogen werden sollten. Die meisten Jugendlichen würden dies wohl ähnlich wie die einheimischen als zuviel Kontrolle empfinden. Um aber für die Eltern unter den »neuen« Bedingungen das Leben ihrer Kinder trans-

parenter zu machen und die Möglichkeit von Gesprächen mit den Fachkräften zu geben, sollten die Eltern durchaus in den Jugendklub geholt werden. Ein für sie interessanter Anlass hierfür sind Informationsveranstaltungen etwa über Berufsbildung, Funktionsweise des deutschen Bildungssystems, Drogen o. Ä..

Schaffung von Gruppen- erlebnissen

Als Ausgleich für ihren schwierigen Alltag spielen für jugendliche Aussiedler Gruppenerlebnisse eine große Rolle. Im Rahmen des Jugendklubs finden sie vor allem in Form von traditionellen Festen und Spielen statt, die aus einheimischer Sicht leicht belächelt werden könnten. Allgemein gibt es einige Vorlieben oder Interessen, die nicht mit den Vorstellungen des Sozialarbeiters von »Jugendlichkeit« übereinstimmen (z. B. »biedere« Einrichtung von Klubräumlichkeiten mit Gardinen und Topfpflanzen, »konservative« Vorstellungen von Feierlichkeit(en) etc.). Für die Aussiedlerjugendlichen sind sie aber trotz (oder wegen) eines festen, ritualisierten Programmablaufs sehr attraktiv, sicher nicht zuletzt aufgrund der Erinnerungen an die »Heimat«. Das Gleiche gilt für die Durchführung sogenannter »Subotniks«, also kollektiver Arbeiten am Wochenende im Garten oder Haus mit anschließendem Grillen.

Ausgesprochen sinnvoll sind Freizeitreisen in die nähere und weitere Umgebung. Sie vermitteln nicht nur ein intensives Gemeinschaftsgefühl, sondern bewirken eine Annäherung der Jugendlichen an die Fachkräfte, die sonst über lange Zeit kaum herzustellen ist. Gerade in der Natur mit Wald, Lagerfeuer, Zelten und Angeln kehrt sich häufig das übliche Verhältnis um: Die Jugendlichen sind diejenigen, die Probleme lösen. Wie wichtig Aussiedlerjugendlichen diese Form von Erlebnis ist, zeigt sich darin, dass die Fachkräfte mitunter noch lange nach einer Reise auf gemeinsame Erinnerungen angesprochen werden.

Besondere Ereignisse für Aussiedlerjugendliche sind auch »Diskotheken«, sprich Tanzveranstaltungen in einem Jugendklub. Sie haben deshalb eine so wesentliche Bedeutung, weil die Mehrzahl der Jugendlichen keine kommerziellen Diskotheken (mit Ausnahme von »Russendiskos«) besucht. Die Durchführung solcher Veranstaltungen ist heikel, weil sich durch eine Vielzahl von Betrunkenen immer wieder großer Konfliktstoff ansammelt. Schlägereien, Vandalismus und Polizeieinsätze sind keine Seltenheit. Um einigermaßen die Kontrolle zu behalten, verkaufen oder verteilen manche Jugendklubs im Vorfeld einer Veranstaltung eine begrenzte Zahl von Eintrittskarten. Dennoch bedeuten Diskotheken – hauptsächlich wegen des Alkoholproblems – für Klubmitarbeiter eine ausgesprochene Stresssituation.

Erfahrungen

Erreichbarkeit der Zielgruppe

Wenn die Fachkraft auch außerhalb der Jugendeinrichtung stark präsent ist, werden durch die Klubarbeit viele, auch »problematische« Jugendliche erreicht. Dies muss nicht unbedingt bedeuten, dass die Jugendlichen längere Zeit im Klub verbringen. Er entwickelt sich aber für viele zu einem Anlaufpunkt, an dem man Bekannte trifft, »sich zeigt« (oft gerade auch der Fachkraft) und weitere Aktivitäten plant. Dies betrifft vor allem diejenigen, die sich als »Nicht-Klubbesucher« (»my ne klubcy«) bezeichnen. Sie halten sich nicht lange im Klub auf, haben aber enge Verbindungen zu ihm. Vor allem entwickelt der Klub sich aber auch zu einem Anlaufpunkt bei aktuellen Problemen, da die Jugendlichen wissen, dort Fachkräfte zu treffen, ohne Büros aufsuchen, Termine vereinbaren, Sprechzeiten einhalten oder auf der Straße auf ein zufälliges Treffen warten zu müssen.

Der gleichzeitige Umgang mit verschiedenen »sozialen Schichten« von Aussiedlerjugendlichen im Klub ist natürlich mit besonderen Konflikten der Jugendlichen untereinander verbunden. Dies führt aber nicht zu größeren Verdrängungseffekten oder -versuchen, wie es im Falle einheimischer Jugendlichen wohl der Fall wäre. Ein Grund dafür ist sicherlich, dass es wenig gruppenspezifische Angebote als Ausweichmöglichkeiten für Aussiedlerjugendliche gibt. Grundsätzlich ist aber zu beobachten, dass die Aussiedlergruppe weit weniger ausdifferenziert ist als die einheimische Jugendkultur. Selbst Abiturienten (insbesondere weibliche Jugendliche) haben aufgrund gemeinsamer Sprache, von Vorerfahrungen und Integrationsproblemen oftmals einen Bezug zum »Milieu« und demgemäß Kompetenzen (und Toleranz) im Umgang mit problematischem Störverhalten. Daher erscheint die Gefahr groß zu sein, dass eine weitergehende Differenzierung von Jugendhilfemaßnahmen für »gewalttätige« Aussiedlerjugendliche (Cliquenarbeit etc.) zu einer verstärkten Isolierung (selbst in der Aussiedlergruppe) führt und die großen Potenziale, die die Gesamtgruppe für Integrationsprozesse bietet, ungenutzt bleiben. Letztlich würde sich in einem solchen Fall die Möglichkeit, anderes als stärkedominiertes Sozialverhalten zu erlernen, allein auf die Fachkraft konzentrieren. Damit wäre diese sicher überfordert. – Häufig wird als Argument für eine stärkere Ausdifferenzierung der Angebote angeführt, Jugendgruppen (problematische) würden Orte (Räumlichkeiten) benötigen, um in Ruhe unter sich sein zu können. Dies ist sicher richtig, wenn damit nicht impliziert wird, die Jugendlichen »von der Straße holen« zu wollen. Denn gegen die Straße an sich als Versammlungsort ist nichts einzuwenden, solange die Gruppen nicht isoliert sind. – Es erscheint daher im Falle »gewalttätiger« Aussiedlerjugendlicher sinnvoller, mehr Anstrengungen auf eine »Binnendifferenzierung« innerhalb von Jugendeinrichtungen zu legen, als mit viel (finanziellem) Aufwand ver-

meintlich innovative Angebote mit sozialpädagogischen »Spezialisten« zu schaffen.

Voraussetzung ist wiederum, dass »problematische« Jugendliche überhaupt erreicht werden. In der praktischen Arbeit ist allerdings immer die Tendenz gegeben, die Zielgruppe aus dem Blick zu verlieren und sich mehr und mehr auf die »normalen« Jugendlichen mit ihren zweifellos auch vorhandenen Problemen zu konzentrieren. Dies gilt für »gewalttätige« Aussiedlerjugendliche um so mehr, als der Umgang mit ihnen immer Unsicherheiten und Ängste beim Sozialarbeiter hervorruft.

Erreichbarkeit der Ziele Weil die Ziele in der Arbeit mit »gewalttätigen« Aussiedlerjugendlichen auf Verhaltensänderungen hin bezogen sind, ist abgesehen von einigen »Vorzeigefällen« eine konkrete Zieleinschätzung schwierig. Grundsätzlich ist die Erreichbarkeit von diesen Aussiedlerjugendlichen hoch, aber stark von der Person der Fachkraft und ihrer Fähigkeit, auf diese zuzugehen, abhängig. Gleiches gilt für die Akzeptanz von nicht stärkedominierten Verhaltensweisen in der Beziehung zur Fachkraft und im Bereich der Jugendeinrichtung. Welche Effekte die sozialpädagogische Unterstützung aber im Hinblick auf grundsätzliche Verhaltensänderungen, Delinquenz oder gar Integrationsfortschritte hat, ist kaum anzugeben. Sehr viel hängt von Faktoren ab, die von der Fachkraft nicht oder doch nur wenig beeinflusst werden können (primär berufliche Perspektive und Aufbau einer Partnerbeziehung). Vor diesem Hintergrund sind die Aussichten für eine kleine (aber schnell wachsende) Gruppe von resignierten Jugendlichen denkbar schlecht. Hierzu zählen primär Jugendliche mit einer starken Suchtproblematik und hochverschuldete Jugendliche (sehr oft in Folge von Körperverletzungen).

Probleme mit Alkohol (Drogen) Das wohl größte Problem im Umgang mit »gewalttätigen« Aussiedlerjugendlichen ist ihr Konsumverhalten bei Alkohol (unabhängig von Jugendlichen mit einer ausgebildeten Suchtproblematik). Dies betrifft erstens die Beziehung des Jugendlichen zu den Fachkräften. Deren an sich schon große Unsicherheiten und Probleme mit dem Konfliktverhalten von Aussiedlerjugendlichen (aufgrund ihrer »deutschen« Sozialisation) verstärken sich noch rapide in der Auseinandersetzung mit Betrunkenen. Alkohol besitzt aber bei »problematischen« Jugendlichen einen hohen Stellenwert, sodass Situationen mit Betrunkenen in der Jugendarbeit häufig sind.

Zweitens stellt sich in der Jugendeinrichtung das Problem, wie mit Alkohol umgegangen werden soll. Ein absolutes Verbot würde »problematische« Jugendliche faktisch von den Angeboten innerhalb der Einrichtung ausschließen. Eine Beschränkung des Konsums

(nur Bier, an bestimmten Tagen oder Orten) ist praktisch kaum zu regulieren und Ausgangspunkt erheblicher Konflikte. Von den Bedingungen der Einrichtung und von den Mitarbeitern hängt ab, welche (immer faulen) Kompromisse man schließen kann, um aus diesem Dilemma herauszukommen. Da aber beim Alkoholkonsum ein sehr starker Gruppenzwang herrscht, sind alkoholfreie Bereiche notwendig, um Jugendlichen Möglichkeiten zu geben, sich diesem Zwang mit Verweis auf geltende Regeln im Klub ohne Gesichtverlust zu entziehen.

Kooperation Mit Kooperation kann nicht nur der (übliche) Erfahrungsaustausch gemeint sein. Er ist sinnvoll, hat aber unausgesprochen vielfach nur die Funktion, bestehende Arbeitsteilung und Zielgruppenzuteilung zu bestätigen. Diese sind aber bezogen auf diese Zielgruppe vielfach kontraproduktiv (z. B. Mitarbeiter der Jugendberufshilfe in einem Jugendklub, die den Anspruch haben, allein und ausschließlich für Berufsberatung zuständig zu sein). Es geht daher in der Kooperation möglichst darum, konkrete Aktivitäten auch innerhalb der Bereiche eines Partners zu ermöglichen. Die Arbeitsteilung muss sich an den Bedürfnissen der Jugendlichen und nicht der Träger bzw. der Einrichtungen ausrichten. Nur so kann die Fixierung der Jugendlichen an der jeweiligen Fachkraft sinnvoll in die Arbeit einbezogen und genutzt werden.

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Um die Akzeptanz bei Aussiedlerjugendlichen zu erleichtern, ist es für die Fachkräfte vor allem wichtig, möglichst deren Männlichkeitsvorstellungen zu entsprechen oder vielmehr, ihnen nicht zu widersprechen. Dies betrifft zunächst das Aussehen und den Habitus (Sicherheit im Auftreten) der Fachkraft. Wichtig ist es, Wissen über den Erfahrungshintergrund der Jugendlichen in den Herkunftsländern und über die dortige Jugendkultur zu kennen und Kompetenzen im Umgang mit alkoholisierten Jugendlichen zu haben. Gerade für den Aufbau von Erstkontakten mit »gewalttätigen« Aussiedlerjugendlichen sind meiner Meinung nach gute Russischkenntnisse unabdingbar.

Es gibt bis heute jedoch nur wenige einheimische Sozialarbeiter, die diesen Kriterien entsprechen. Hierin liegt wahrscheinlich das größte Problem der Sozialarbeit mit Aussiedlerjugendlichen. Häufig werden daher »gemischte Teams« aus einem einheimischen und einer selbst übergesiedelten Fach- oder Hilfskraft zusammengestellt. Es gibt nämlich nur wenige übergesiedelte sozialpädagogische Fachkräfte, die einen Bezug zum Jugendmilieu haben oder es aufbauen können/wollen. Der Grund liegt vor allem in der nach wie vor großen Distanz von Erwachsenen und Jugendlichen unter den Aussiedlern. Da es zudem um den Aufbau von Vertrauensbeziehungen geht, in

denen ein Dritter schlecht übersetzen kann, sind »gemischte Teams« die beste der möglichen schlechten Lösungen.

»Gemischte Teams« wird manchmal auch verstanden als männliche und weibliche Fachkraft. Weibliche Fachkräfte haben in der Arbeit mit »gewalttätigen« Aussiedlerjugendlichen gerade in der gelebten Auseinandersetzung mit Männlichkeitsbildern eine sehr wichtige Funktion. Dennoch erfolgt die Annäherung (wenn sie denn erfolgt) sehr viel langsamer und reservierter. Ich halte es daher für nicht sinnvoll, bei Erstkontakten auf der Straße die männlichen Jugendlichen mit einer weiblichen Fachkraft (auch wenn sie sich um die Mädchen in der Gruppe kümmern soll) zu konfrontieren. Auch diesbezüglich müssen die Methoden den Bedingungen der Aussiedlerjugendlichen angepasst werden. Geschlechtsspezifische Arbeit auf der Straße parallel von einem Sozialarbeiter und einer Sozialarbeiterin in einem Team scheint mir kaum realisierbar.

Ludger Schmidt

studierte in Deutschland und Russland Erziehungswissenschaft, arbeitete in Russland (u. a. in einem Jugendgefängnis) und ist immer noch sporadisch in der Aus- und Fortbildung russischer Sozialpädagogen tätig. Seit einigen Jahren arbeitet er in Berlin in einem Jugendzentrum und in einem Jugendgefängnis mit Aussiedlerjugendlichen.

Junge Aussiedler im Jugendstrafvollzug: Erfahrungen, Probleme, Lösungsansätze.

Nur ein sehr geringer Anteil der Jugendlichen und Heranwachsenden, die von einem deutschen Jugendgericht verurteilt werden – die vielen Verfahrenseinstellungen also nicht mitgezählt – erhalten eine Jugendstrafe ohne Bewährung. Dies ist auch bei jungen Aussiedlern nicht anders. Die allermeisten sind gesetzestreu. Von den wenigen, die gleichwohl Straftaten begehen und angeklagt werden, werden nur rund 6 % zu unbedingter Jugendstrafe verurteilt. Im Folgenden wird freilich nur von dieser kleinen Gruppe der zu Jugendstrafe ohne Bewährung verurteilten Aussiedler die Rede sein. Rückschlüsse auf das Verhalten und die Kriminalität aller jungen Aussiedler können aus meinen Ausführungen deshalb nicht abgeleitet werden. Sie wären vielmehr grob fehlerhaft.

Andererseits muss man wissen, dass in den meisten europäischen Staaten Migranten und Angehörige ethnischer Minderheiten überdurchschnittlich häufig unter den polizeilich ermittelten Tatverdächtigen, den Angeklagten, den Verurteilten und schließlich auch unter den Insassen der Gefängnisse zu finden sind. Schon 1989 hat sich deshalb der Europarat veranlasst gesehen, Empfehlungen an seine Mitgliedstaaten mit dem Ziel der Reduzierung dieser überproportionalen Haftraten herauszugeben. (*European Committee on Crime Problems*)

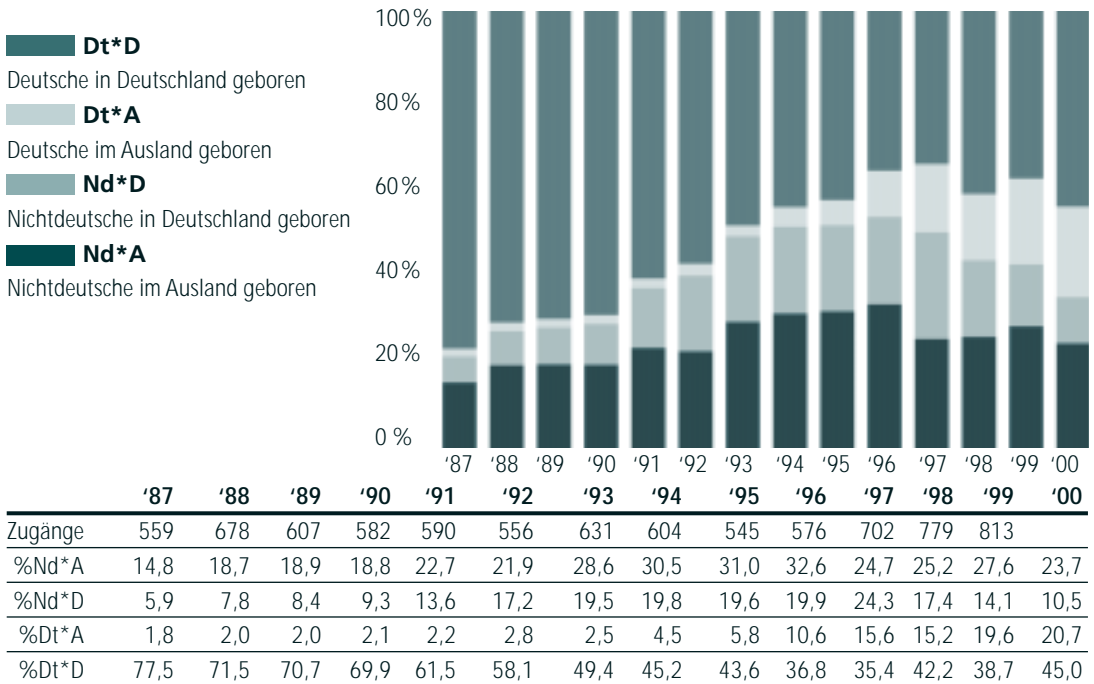
Aussiedler im Jugendstrafvollzug – Daten

Die folgenden Ausführungen basieren im Wesentlichen auf Auswertung der Daten der Justizvollzugsanstalt (JVA) Adelsheim. Bei den genannten Jugendlichen handelt es sich dementsprechend um männliche Aussiedler. (*Grübl*)

Die Anzahl Aussiedler sind im Jugendstrafvollzug der alten Bundesländer nicht mehr zu übersehen. Nach einem dramatischen Anstieg in den letzten Jahren hat ihr Anteil im baden-württembergischen Strafvollzug 1999 19,6 % erreicht, bis August 2000 waren es 20,7 %.

Schaubild 1:

Zugänge in den Jugendstrafvollzug Baden-Württemberg nach Nationalitätengruppen, in Prozent



Zugangsabteilung JVA Adelsheim (2000: 460 Zugänge bis 14.8.2000)

Die Herkunft Die meisten von ihnen, rund 70 %, kommen aus GUS-Staaten und werden deshalb gerne vereinfachend als »Russlanddeutsche« bezeichnet. Ähnlich hohe Anteile werden aus Bayern gemeldet (*Lindinger*); auch die anderen alten Bundesländer melden entsprechend hohe Anteile (*Pfeiffer 1999*). Aus Polen und Rumänien stammende junge Aussiedler dagegen werden im Vollzug kaum als kohärente Gruppe und – vielleicht deshalb – als weniger problematisch wahrgenommen. Allerdings scheint dem auch eine häufigere polizeiliche Registrierung der jungen Russlanddeutschen im Vergleich zu Aussiedlern aus Polen und Rumänien zu entsprechen. (*Grundies; Luff*) Die russlanddeutschen Jugendstrafgefangenen stammen in ihrer Mehrheit (60 %) aus Kasachstan, 17 % aus der russischen Föderation, 9 % aus Kirgisien, 5 % aus Tadschikistan, 4 % aus Usbekistan und mit noch geringeren Anteilen aus weiteren GUS-Republiken.

Das Alter Russlanddeutsche Jugendstrafgefangene, auf die ich mich im Folgenden konzentrieren will, waren bei ihrer Erstinhaftierung etwas jünger als andere in den Jugendstrafvollzug gekommen. Inzwischen

hat sich das allerdings geändert, weil viele nach inzwischen erfolgter vorzeitiger Entlassung bereits zum zweiten Mal inhaftiert sind. Nach unseren Akten sind sie zwischen dem 11. und 16. Lebensjahr, im Durchschnitt mit 13,6 Jahren, nach Deutschland eingewandert. Ein wahrhaft prekäres Alter für einen pubertierenden Jugendlichen, erst recht dann, wenn er außerdem noch die – nicht selten unfreiwillige – Auswanderung aus der bisherigen Heimat sowie die Integration in einer neuen Umgebung und einem fremden Land zu bewältigen hat. Der 6. Familienbericht der Bundesregierung stellt fest: »Als größte Problemgruppe erscheinen die Jugendlichen, die bei ihrer Einreise nicht mehr schulpflichtig sind. Sie können zwar einen Fördersprachkurs absolvieren, dieser reicht aber in der Regel nicht aus, um weiterführende Schulen zu besuchen oder eine qualifizierende Berufsausbildung aufzunehmen.« (Bundesministerium 183)

Die Haftgründe **Schaubild 2:**

Deliktverteilung nach Nationalitätengruppen

Bad.-Württ. Jugendstrafgefangene, Zugänge 1997 – 1999, N = 2162

- BtmG
- Diebstahl
- Körperverletzung
- Raub
- Sexualdelikt
- Tötung
- Sonstige

D geb D

Deutsche geb. in Deutschland

D geb A, ni GUS

Deutsche geb. im Ausland, nicht in den GUS-Staaten

D geb GUS

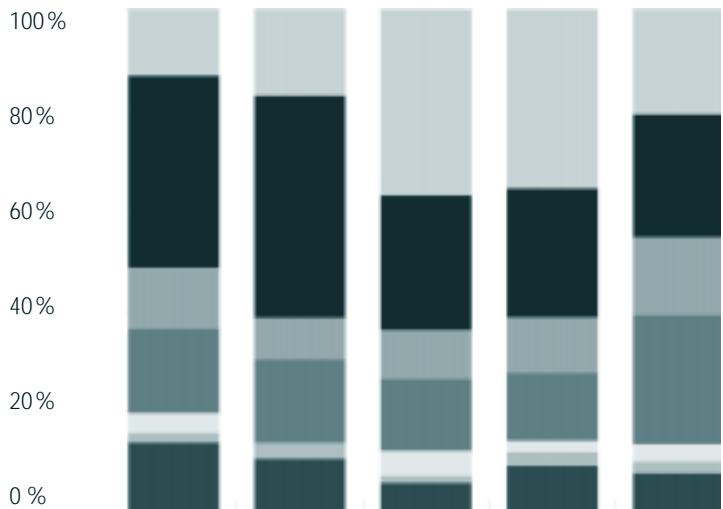
Deutsche geb. in den GUS-Staaten

ND geb A

Nichtdeutsche geb. im Ausland

ND geb D

Nichtdeutsche geb. in Deutschland



	D geb D	D geb A, ni GUS	D geb GUS	Nd geb A	Nd geb D
Anzahl	841	85	281	559	396
Sonstige	13,8	10,6	5,8	9,2	7,7
Tötung	1,9	3,2	1,4	2,7	2,3
Sexualdelikt	4,0	0,0	5,0	2,3	3,5
Raub	16,7	16,5	14,2	13,4	25,6
Körperverletz.	12,2	8,3	9,8	11,1	15,5
Diebstahl	38,1	44,1	26,7	25,6	24,4
BtmG	13,3	17,3	37,0	35,6	21,0

Zugangsabteilung JVA Adelsheim

Bei den Delikten, die zur Verurteilung und Inhaftierung führten – und bei der Verurteilung wegen mehreren Straftaten wird nur das Hauptdelikt gezählt; das ist die Straftat mit der höchsten Strafan drohung – fallen GUS-Aussiedler mit einem sehr hohen Anteil an Verurteilungen wegen Betäubungsmitteldelikten (37 %) auf. Hier sind sie bedeutend stärker vertreten als die einheimischen Deutschen (mit 13,1 %) und auch noch höher als die im Ausland geborenen Nicht-Deutschen, die es auf 35,6 % bringen. Dem gegenüber spielen Eigentumsdelikte mit 26,7 % eine geringere Rolle als bei den einheimischen Deutschen, bei denen der Anteil der wegen Diebstahl verurteilten 38,1 % beträgt. Mit Verurteilungen für Raub (14 %) und Körperverletzung (10 %) liegen Russland-Deutsche im Jugendstrafvollzug nahe dem Durchschnitt, obwohl sie im Ruf stehen, besonders gewaltbereit zu sein. Verurteilungen wegen Tötungsdelikten waren bei ihnen sogar seltener als bei anderen Gefangenengruppen. Etwas erhöht liegen die Russland-Aussiedler mit 5 % auch bei Verurteilungen wegen Sexualdelikten (einheimische Deutsche 4 %). Bei der Beurteilung dieser Daten ist neben den besonderen sozialen und ökonomischen Bedingungen, unter denen Aussiedler leben, freilich immer zu berücksichtigen, dass sich hier unterschiedliches Anzeigeverhalten bezüglich ethnischer Gruppen (Pfeiffer 1999), besonderer rechtlicher Status (z. B. Asylbewerber), aber auch unterschiedliche polizeiliche und justizielle Strategien widerspiegeln können.

Die Dauer Junge Aussiedler haben statistisch ein etwas höheres Risiko als einheimische Jugendliche, in Untersuchungshaft genommen zu werden. Sie haben auch längere Strafen zu verbüßen, im Durchschnitt 21 Monate gegenüber 19,9 Monaten bei den einheimischen Deutschen; so die Situation am Anfang des Vollzuges. Im weiteren Verlauf der Haft ändert sich das jedoch: In Folge weiterer Verurteilungen, die das ursprüngliche Strafmaß erhöhen, weisen nun die einheimischen Deutschen ein endgültiges Strafmaß von 22,9 Monaten auf. Das endgültige Strafmaß für die Russlanddeutschen hat sich dagegen nur unwesentlich auf 21,5 Monate erhöht. Das ist damit zu erklären, dass bei jungen Aussiedlern während des Strafvollzuges weniger häufig weitere Strafverfahren zu Folgeverurteilungen führen. Die von Aussiedlern verbüßte Jugendstrafe wurde seltener (zunächst) zur Bewährung ausgesetzt. Nur 57 % von Ihnen verbüßen einen (teilweise einbezogenen) Bewährungswiderruf, gegenüber 72 % bei den inlandsgeborenen Deutschen. Ambulante Sanktionen nach §§ 9 -15 Jugendgerichtsgesetz (JGG) und Diversionsmaßnahmen, also Verfahrenseinstellungen, ggf. unter Auflagen, kommen bei ihnen offensichtlich seltener zur Anwendung. (Pfeiffer 1999)

Als Wiederkehrer wird bezeichnet, wer schon einmal aus der Jugendstrafanstalt – im Regelfall vorzeitig zur Bewährung – entlassen worden ist. Nun ist der Wiederkehreranteil unter den russlanddeutschen Gefangenen in den letzten drei Jahren von unter 10 % auf derzeit 27 % gestiegen. Das heißt, dass sehr häufig Bewährungswiderruf erfolgt, und zwar in einem extrem kurzen Zeitraum: Das Intervall in Freiheit seit der letzten Entlassung bis zur erneuten Inhaftierung beträgt für Russlanddeutsche zurzeit nur sechs Monate, für alle anderen dagegen rund 15 Monate. Das resultiert wesentlich aus einem hohen Anteil von Entlassungen nach § 35 Betäubungsmittelgesetz (BtMG) in eine Therapieeinrichtung. Aus noch zu erörternden Gründen hat in vielen Fällen Therapieabbruch eine erneute Inhaftierung zur Folge gehabt.

Diskussion Bevor ich nun die erhobenen Daten zu interpretieren versuche, ist noch einmal daran zu erinnern, dass sie nur die sehr kleine Zahl jener Aussiedler betreffen, die zu einer Jugendstrafe ohne Bewährung verurteilt worden sind. Zunächst kommt man nicht umhin festzustellen, dass die jugendlichen und heranwachsenden Aussiedler im Vergleich mit einheimischen Deutschen um das zwei- bis dreifache überrepräsentiert sind. (Pfeiffer 1998; Grundies) Die Überrepräsentation der jungen Aussiedler entspricht damit übrigens ziemlich genau derjenigen der Nicht-Deutschen, also anderer Migranten bzw. ihrer Abkömmlinge.

Freilich hinken solche Vergleiche gewaltig. Man sollte nämlich redlicherweise nicht einfach mit der Gruppe der hier geborenen, gleichaltrigen Einheimischen vergleichen, sondern nur mit solchen jungen Menschen, die unter gleichen gesellschaftlichen und sozialen Bedingungen leben müssen. Eine solche geeignete Vergleichsgruppe stellen genau genommen nur die nicht als straffällig registrierten jungen Aussiedler dar, nicht dagegen die unter völlig anderen Bedingungen lebenden einheimischen Jugendlichen. So kommen nach Pfeiffer et al. 76,9 % der einheimischen Jugendlichen aus »privilegierten« Familien (worunter verstanden wird, dass sie erstens Realschule oder Gymnasium besuchen, zweitens in Familien leben, die nicht von Sozialhilfe oder Arbeitslosigkeit betroffen sind und drittens weder in der Kindheit noch im vergangenen Jahr Opfer schwerer elterlicher Gewalt waren) gegenüber nur 31,5 % der jugendlichen Aussiedler. (Pfeiffer 1999)

Die im Vergleich mit der gleich alten, einheimischen Bevölkerung erheblich höhere Inhaftierungsquote der jungen Aussiedler deutet zunächst daraufhin, dass sie überdurchschnittlich häufig mit schweren Delikten auffällig werden, die zu Jugendstrafe ohne Bewährung führen. Dies dürfte darauf zurückzuführen sein, dass die Lebenssi-

tuation junger Aussiedler besonders problematisch ist. Es handelt sich hier wohl um eine Mehrfachbelastung im dem Sinne, dass von ihnen nicht nur, wie von jedem jungen Mann in der Pubertät, die psychische Entwicklung hin in die Erwachsenenwelt und die Anpassung an geltende gesellschaftliche Normen erwartet wird, sondern gleichzeitig und zusätzlich eine sozio-kulturelle Integrationsleistung besonders schwieriger Art. (*Luff*) Dabei sind nicht nur die Defizite zu verkraften, die mit der Auswanderung einhergehen, also Verlust der vertrauten Umgebung, von wichtigen Bezugspersonen, oft auch von Haustieren. Die Jugendlichen haben überdies Schwierigkeiten damit, dass in Deutschland auch ihre Eltern zunächst fremd sind, meist ihren beruflichen Status verlieren und sich durch den Stress des Umzuges und die ungünstige Wohnsituation in der Übergangszeit überlastet zeigen, mithin als haltgebende Bezugspersonen teilweise ausfallen. Inzwischen ist ja auch der Anteil binationaler Ehen bei den Aussiedlern auf 39 % gestiegen (*Dietz 1999*) mit der Folge, dass ein Elternteil die deutsche Staatsangehörigkeit nicht erhalten hat und dadurch auch rechtlich und finanziell schlechter gestellt ist. Hinzu kommen Sprachprobleme und Schwierigkeiten mit dem völlig andersartigen deutschen Lehr- und Lernstil in der Schule, häufig isolierte, gettoartige Unterbringung in Übergangwohnheimen oder auch russlanddeutschen »Wohninseln«, schließlich Ernüchterung in Folge erfahrener Ablehnung durch einheimische Deutsche und Arbeitslosigkeit.

Vergegenwärtigt man sich diese multiplen zusätzlichen Belastungsfaktoren, erscheint die Überrepräsentation junger Russlanddeutscher im Jugendstrafvollzug, die sich ja von derjenigen anderer Migranten nicht grundsätzlich unterscheidet, kaum noch überraschend, sondern fast schon folgerichtig. Außerdem leben junge Aussiedler auch in einer anderen Kontrollrealität als einheimische Jugendliche, bemessen sich doch Ausmaß und Intensität staatlicher Überwachung regelmäßig nach dem Status der Überwachten. (*Funk*) Kriminalität wird ja stets mit einer Minderheit identifiziert und bei dieser gesucht. Sie betrifft als Ausgrenzungsmechanismus immer die zahlenmäßig klein gedachte Gruppe der Schlechten. (*Walter 1993*) Die bei Aussiedlern häufig nötigen Behördengänge zur Erlangung der ihnen zustehenden Unterstützungsleistungen beinhalten insoweit auch Kontrolle durch die zuständigen Behörden, als diese die entsprechenden Voraussetzungen für diese Leistungen zu prüfen haben. (*Walter 1987*)

Sehr wahrscheinlich ist auch eine stärkere Aufhellung des Dunkelfeldes in Folge erhöhter Anzeigebereitschaft von Institutionen und der Bevölkerung. Fallen sie doch schon durch Sprache, Habitus und insbesondere dadurch auf, dass sie sich mehr als einheimische Deut-

sche in Gleichaltrigengruppen zusammenfinden. Entsprechend auch in den Herkunftsländern geübter Gewohnheit, aber auch im Hinblick auf die oft engen Verhältnisse im Übergangswohnheim, ist ein bevorzugter Freizeitort bei jungen Aussiedlern die Straße. Dort aber fällt man schneller auf, erst recht in der Gruppe. Neben erhöhter Anzeigebereitschaft auffälligen Verhaltens durch die Institutionen und die Bevölkerung gibt es aber auch Indikatoren für differente Behandlung junger Aussiedler durch Polizei und Justiz. Trotz des Legalitätsprinzips verfügt die Polizei bei ihren Ermittlungen über einen nicht unerheblichen Spielraum in der Steuerung ihrer Ressourcen, indem sie Ausmaß und Intensität der Ermittlungen bestimmt. Ethnische Identifizierbarkeit, z. B. über Aussehen oder Sprache, erlaubt nun eine beträchtliche Vereinfachung der Steuerung. (Proske) Z. B. wird der Bereich, in dem der Verdächtige zu suchen ist, durch die Beschreibung »russisch sprechend« oder »deutsch mit russischem Akzent« sehr viel enger, werden die Erfolgsaussichten für die Polizei größer.

Etwas jüngeres Alter bei der ersten Inhaftierung, weniger Aussetzungen zur Bewährung, geringere Vorstrafenbelastung und gleichwohl häufigere Untersuchungshaft vor Strafverbüßung – diese Indikatoren deuten zusammengenommen darauf hin, dass die Justiz bei den jungen Aussiedlern mit der Verhängung der unbedingten Jugendstrafe schneller bei der Hand ist als bei einheimischen Jugendlichen und Heranwachsenden, im Falle zur Bewährung ausgesetzter Jugendstrafe wohl auch mit dem Bewährungswiderruf.

Interventionen der Jugendhilfe vor der Inhaftierung findet man in den Strafurteilen und in den Gefangenenpersonalakten ausgesprochen selten. Das hängt natürlich auch damit zusammen, dass viele der heutigen Jugendstrafgefangenen aus Aussiedlerfamilien erst vor wenigen Jahren ins Land gekommen sind. Im Gegensatz zu einheimischen Jugendlichen, die der Jugendhilfe oft seit vielen Jahren bekannt sind, ist also erst ein relativ kurzer Zeitraum von der ersten strafrechtlichen Auffälligkeit bis zur Inhaftierung vergangen. Andererseits scheint die Jugendhilfe bisher vor Ort, nämlich in den Wohngebieten der Aussiedler, noch wenig präsent zu sein. Auch zur Jugendgerichtshilfe scheinen viele junge Aussiedler im Strafverfahren keinen Kontakt zu haben. Ohnehin handelt es sich bei den meisten Urteilen um solche, die nach den Möglichkeiten der Strafprozessordnung (StPO) abgekürzt sind. Erkenntnisse der Jugendhilfe oder gar Ausführungen zu kulturellem oder sozialem Hintergrund finden sich in den Strafurteilen deswegen nur äußerst selten. Interpretationsbedürftig ist schließlich die unterschiedliche Deliktsverteilung bei den jungen Aussiedlern im Vergleich mit einheimischen Jugendstrafgefangenen.

Die extrem starke Belastung mit Drogendelikten dürfte daher rühren, dass wohl auch schon in der alten Heimat der Umgang mit Drogen jeder Art als unproblematisch empfunden wurde. Jedenfalls zeigen viele Aussagen russlanddeutscher Gefangener, dass ein Bewusstsein der Gefährlichkeit des Konsums auch harter Drogen nicht vorausgesetzt werden darf. So räumen bei Inhaftierung 78 % der Russlanddeutschen Opiatkonsum in den letzten vier Wochen vor der Haft (!) ein, gegenüber 53 % der einheimischen Deutschen. Andererseits wird Rauschmittelsucht aus psychologischer Sicht als eine Symptombildung verstanden, die die migrationspezifische Problematik par excellence symbolisiert.

Die in einigen Jahren gefundene höhere Belastung mit Sexualdelikten dürfte darauf zurückzuführen sein, dass die jungen Aussiedler die hiesigen Normen mit ihrer starken Betonung der sexuellen Selbstbestimmung noch nicht gelernt bzw. internalisiert haben. In ihren Herkunftsgebieten scheinen sie eine geringere Rücksicht auf Mädchen und Frauen kennen gelernt zu haben. Jedenfalls kultivieren sie in ihren Gleichaltrigengruppen ein eher machistisches Selbstbild.

Aussiedler im Jugendstrafvollzug – Verhalten, Beobachtungen, Erfahrungen
Sprachkenntnisse, Kenntnisse über Deutschland

Die Sprachkenntnisse der jungen inhaftierten Aussiedler sind durchweg so, dass sie sich in deutscher Sprache verständigen können. Freilich ist der Wortschatz in der Regel eher gering. Zu mehr als Alltagsgesprächen reicht es oft nicht. Muttersprache im eigentlichen Sinne ist Deutsch bei keinem der Inhaftierten. Dies wird beim Besuch der Angehörigen deutlich, wo regelmäßig russisch gesprochen wird. Was den Briefverkehr anbelangt, so ist in vielen Anstalten aus Gründen einer effektiven Briefüberwachung die Verwendung der russischen Sprache nicht gestattet; verständlicherweise versuchen die russlanddeutschen Gefangenen immer wieder, hier Ausnahmen zu erreichen. Ebenso besteht der dringende Wunsch nach russischsprachigen Fernsehprogrammen. Untereinander sprechen die russlanddeutschen Gefangenen ausnahmslos russisch. Inzwischen haben sich auch einige Roma, aus dem ehemaligen Jugoslawien stammende Gefangene, und sogar ein einheimischer Deutscher der russischen Sprachgemeinde angeschlossen. Die vielbeklagte Situation der »Sprachlosigkeit« der jungen Aussiedler macht die alltäglichen Kommunikations- und Verhaltensmuster der einheimischen Gefangenen und der Vollzugsbeamten, deren sozialen Umgang miteinander, weitgehend unverständlich und verhindert schon auf der kognitiven Ebene, die Dinge so wahrzunehmen, wie sie (für die Einheimischen) »wirklich« sind. (*Rakhkockkine*)

Die Institutionen und Mechanismen der bundesdeutschen Gesellschaft sind den jungen Aussiedlern selten näher bekannt. Vor ihrem

familiären und kulturellen Erfahrungshintergrund erscheinen ihnen die Freiheiten einer demokratischen Gesellschaft offenbar riesig. Verhaltensunsicherheit dürfte die Folge sein, zumal die Grenzen dieser Freiheit auf den ersten Blick nicht zu erkennen sind und ihnen auch – zumindest in kürzester Zeit – nicht ausreichend vermittelt werden können. (Sasse)

Gruppenbildung Am auffälligsten und eindrucksvollsten zeigen sich unsere russlanddeutschen Gefangenen jedoch durch ihre Gruppenbildung, man könnte fast sagen durch ihren Gruppenzwang. Nun spielt die Gleichaltrigengruppe in der Entwicklung Jugendlicher und Heranwachsender allgemein eine wichtige Rolle, die kaum überschätzt werden kann. Angesichts der Schwierigkeiten, die uns Gefangenencliquen im Vollzug oft machen, gerät ihre schützende und förderliche Funktion leicht aus dem Blick. »Gleichaltrige bilden aber ein wichtiges Netzwerk im Jugendalter: Sie bilden das Feld, auf dem neue Verhaltensweisen erprobt und Wertvorstellungen vermittelt werden, sie bieten Schutz und emotionale Unterstützung und leisten so ihren Beitrag zur Problembewältigung. Die Gleichaltrigengruppe bildet, trotz ihrer flexiblen Struktur, ein bedeutsames und umfassendes Bezugssystem, sie wirkt identitätsstabilisierend, da sie den Aufbau von Sozialbeziehungen erleichtert und fördert.« (Kolip 85) Verständlicherweise sind deshalb Meinungen, die von Gleichaltrigen geäußert oder Problemlösungen, die von ihnen empfohlen werden, für Jugendstrafgefangene von viel größerer Bedeutung als diejenigen, die z. B. die Betreuer vorschlagen. Erziehungsarbeit gegen oder an der Gleichaltrigengruppe vorbei wird deshalb kaum Erfolg haben.

Freilich ist zu beobachten, dass die Cliquen der jungen Aussiedler im Jugendstrafvollzug noch hermetischer abgeschlossen sind, als sie das offenbar schon außerhalb sind. (Giest-Warsewa) Die Gruppe ist gekennzeichnet durch bedingungslosen Zusammenhalt sowie eine strenge Hierarchie. Vermutlich werden hier Strukturen und Normen sichtbar, die die russlanddeutschen Gefangenen bereits in ihren Herkunftsländern internalisiert bzw. von dort mitgebracht haben. (Lindinger) Zu den grundlegenden Normen gehört das bedingungslose, auch solidarische Füreinander eintreten, das Verbot jeglicher Zusammenarbeit mit dem Staat und seinen Vertretern und das Akzeptieren des Rechtes höherrangiger Gefangener, deren Interessen bzw. vorgeblichen Gemeinschaftsinteressen auch mit Gewalt durchsetzen zu dürfen.

Der Gruppendruck bezieht sich auch auf Neuankömmlinge, die sofort nach Zugang in Empfang genommen werden und sich in die Gruppe einzufügen haben, wie auch auf Angehörige, die nicht sel-

ten von Abgesandten auf freiem Fuß erpresst werden. Beispiel: Einem russlanddeutschen Jugendstrafgefangenen wird aufgegeben, DM 1000.- in bar durch seine Angehörigen in die Anstalt einschmuggeln zu lassen, weil er bei der Polizei eine Aussage gegen einen jungen Türken gemacht hat, der ihn überfallen und mit dem Messer schwer verletzt hat. Als er sich weigert, wird er mit dem Tode bedroht und diese Drohung auch seiner Mutter mitgeteilt. Diese verweigert jede Zusammenarbeit mit der Polizei, für die es ein Leichtes wäre, den Geldeintreiber bei der Übergabe festzunehmen und scheinbar, obwohl selbst bettelarm, die Summe bezahlt zu haben. Das auf diese Weise erwirtschaftete Geld dürfte ausnahmslos in den Ankauf und Schmuggel von Drogen fließen. Ebenso ist es vorgekommen, dass russlanddeutsche Gefangene, die sich freiwillig zum Strafantritt gestellt haben, auf Weisung der inhaftierten Gruppe Drogen intrakorporal oder auf andere Weise mitzubringen hatten. Gleiches ist zu besorgen, wenn russlanddeutsche Jugendstrafgefangene Ausgang oder Urlaub erhalten.

Nun ist es einerseits sicher für die psychische Stabilität junger Aussiedler notwendig, die Freizeit mit Gleichaltrigen zu verbringen, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben und die die gleiche Sprache sprechen. Denn damit kann man sich ein Stückchen Heimat zurückholen und die Situation der Fremdheit zu überwinden, Stress zu reduzieren versuchen. (*März*) Andererseits wird dadurch leicht die dringende Notwendigkeit, Deutsch zu lernen bzw. zu verbessern, nicht mehr hinreichend wahrgenommen. Es geht ja auch so ganz gut. Auch wenn also nicht verkannt wird, dass es sich bei dem beschriebenen Rückzug in die ethnische Gruppe teilweise um eine Reaktion auf die Situation der Fremdheit handelt, werden die jungen Aussiedler durch die Bildung einer russischen Kolonie (*Bade*) intra muros für die Formierung von Banden und für Bandenkriminalität anfällig; jedenfalls dann, wenn die deutsche Kultur und das vollzugliche Umfeld als gefährlich angesehen werden und die Abschottung gegenüber dem »feindlichen Staat« bzw. der »feindlichen Gesellschaft« stattfindet – wie ehemals in der Sowjetunion und ihren Nachfolgestaaten. (*Weitekamp*)

Verhalten gegenüber Mitgefangenen, anderen ethnischen Gruppen und Bediensteten

Wohl schon durch ihre enge Gruppenbindung bedingt, verstehen und bezeichnen sich die russlanddeutschen Aussiedler selber explizit und ständig als »Russen« (*Heuer; Dietz 1998*), legen großen Wert auf ihre Andersartigkeit. Damit einher geht ein sehr hochgehaltener, wenn auch recht simpler Ehrenkodex: »Wir Russen sind eben anders; das könnt ihr nicht verstehen. Ein Russe hilft immer dem anderen, egal worum es geht«. So weigerten sich in verschiedenen Justizvollzugsanstalten russlanddeutsche Gefangene, im üblichen Turnus die Gemeinschaftstoiletten zu putzen, weil dies gegen ihre Ehre

verstoße. (*Lindinger*) Beleidigungen oder Beschimpfungen empfinden sie schnell als Angriff, der mit körperlicher Gewalt zu beantworten ist. Überhaupt ist die Einstellung junger Aussiedler zur Anwendung körperlicher Gewalt für sie unproblematisch; vermutlich haben viele im Rahmen ihrer bisherigen Sozialisation keine gewaltfreie Erziehung genossen (*März*), sondern eher Gewaltanwendung am Modell männlicher Vorbilder gelernt. Dabei dürfte es sich um Vorstellungen von Männlichkeit jener Art handeln, die als Bilder »hegemonialer Männlichkeit« bezeichnet werden können.

Cliquen Jugendlicher neigen dazu, Feindbilder aufzubauen, auf die die Gruppenmitglieder verpflichtet werden. Darin liegt deshalb eine Gefahr, weil die Gewaltanwendung gegen die solcher Art festgelegten Feinde zur Ehrensache wird. Insofern stellen Cliquen nicht nur Bühnen für die Inszenierung von Männlichkeit dar, sondern es werden dort auch Neutralisierungstechniken eingeübt. Die Cliquenzugehörigkeit erhöht dadurch die Wahrscheinlichkeit der Begehung von Gewaltkriminalität. (*Neubacher*)

Schließlich führt die Bildung hermetisch abgeschlossener Gruppen russlanddeutscher Gefangener im Verein mit ihrem massiven Auftreten zu Vorurteilen und Ablehnung durch Mitgefangene, aber auch durch das Personal. Dieses macht mit den jungen Aussiedlern vielfältige negative Erfahrungen, kann ihr Verhalten (mangels Hintergrundwissen und demzufolge mangels Einfühlungsvermögen) nicht verstehen. Alternative, nämlich positive Erfahrungen mit bereits integrierten, nicht delinquenten Aussiedlern – als Korrektiv dieser Erfahrungen – stehen den Mitarbeitern so gut wie nie zur Verfügung.

Beziehungen nach draußen Die jungen Aussiedler pflegen die Beziehung zu ihren Familien sehr. Sie unterhalten einen regen Briefverkehr und werden nahezu alle auch regelmäßig besucht. Fast immer steht ihre Familie zu ihnen. Ebenso ist aber auch zu beobachten, dass sie häufig in subkulturelle Strukturen außerhalb des Vollzuges eingebunden bleiben. So war die Justizvollzugsanstalt Adelsheim zeitweise Nacht für Nacht im Belagerungszustand, weil Kumpel und Freundinnen der jungen Aussiedler vor der Mauer erschienen und in russischer Sprache in die Anstalt hineinriefen. In vielen Fällen wurden außerdem Drogen über die Mauer geworfen oder mit Katapulten geschossen. Dies ging so weit, dass Spezialeinsatzkräfte der Polizei zu Hilfe gerufen werden mussten und die Anstalt mehrfach von außen observierten. Freilich hat auch dies nicht zu einer dauerhaften Änderung der Situation geführt.

Über die Verwandtschaft und Freunde hinausgehende Beziehungen nach außerhalb – z. B. zu Vereinen, zur Landsmannschaft der Russ-

landdeutschen, zu Kirchen usw. – scheint es kaum zu geben. Auch Besuche der Jugendgerichtshilfe oder der Bewährungshilfe bei jungen Aussiedlern sind ausgesprochen selten. Die Einstellung der Angehörigen der russlanddeutschen Gefangenen gegenüber dem Vollzugpersonal ist mehrheitlich abwehrend. Schmuggelversuche sind an der Tagesordnung. Sogar betagten Großmüttern mussten bei Durchsuchungen schon größere Bargelddbeträge oder Drogen abgenommen werden.

Vollzugsalltag In den Arbeits- und Ausbildungsbetrieben des Jugendstrafvollzuges verhalten sich die jungen Aussiedler in der Regel unauffällig, zeigen sich an beruflicher Ausbildung interessiert und erbringen teilweise recht gute Leistungen. Nicht selten ändert sich dies freilich, wenn sich in einem Betrieb eine kommunikationsfähige Gruppe junger Aussiedler zusammenfindet. Es hat dann häufig schnell Probleme mit der Unterdrückung anderer, auch innerhalb dieser Kleingruppe, gegeben. Positiv festzustellen ist jedoch, dass die jungen Aussiedler Arbeit und berufliche Ausbildung nicht scheuen, sondern besonders an manueller, handwerklicher Tätigkeit großes Interesse zeigen. (Lindinger)

Deutlich anders verhält es sich mit schulischer Bildung. Zwar nehmen nicht wenige junge Aussiedler an den schulischen Angeboten des Jugendstrafvollzuges teil, zumal diese wie Arbeit in den Betrieben bezahlt wird, jedoch gilt ihnen theoretisches Wissen wenig. Insbesondere aber kommen sie mit dem hiesigen Unterrichtssystem nicht zurecht, das auf individuelle Entwicklung, Kompetenzerweiterung und Problemverständnis setzt. Sie scheinen in ihren Herkunftsländern demgegenüber eher Frontalunterricht, Auswendiglernen sowie Lehrkräfte erlebt zu haben, die ihre Autorität durch rigoroses Durchgreifen behaupten. Mit »Brigadendenken statt Teamfähigkeit« haben Vollzugspädagogen dieses Phänomen einmal bezeichnet. (Pawlik-Mierzwa) Gewinnt in den typischerweise kleinen Schulklassen des Jugendstrafvollzuges eine russlanddeutsche Gruppe die Überhand – und das beginnt u. U. schon bei drei Aussiedlern in einer Klasse – dann kann das zu beabsichtigten Störungen des Unterrichtes und Unterdrückung mitarbeitensbereiter Schüler führen. Ein ausschließlich für junge Aussiedler gedachter Kurs »Deutsch für Aussiedler in der Berufsausbildung« hat aus solchen Gründen in der JVA Adelsheim sogar ganz aufgegeben werden müssen.

Im Unterkunftsbereich drängen die jungen Aussiedler danach, möglichst gemeinschaftlich untergebracht zu werden. So weit ihnen in diesem Punkt entgegengekommen wird, werden die Beamten des Hauses, zumindest zunächst, keine Schwierigkeiten haben. Oberstes Ziel scheint nämlich zu sein, so viel wie möglich unter sich zu sein.

Freilich zeigt sich später meistens, dass z. B. bei Hafträumen, die mit zwei oder drei russlanddeutschen Gefangenen belegt sind, sich dort interne Unterdrückungsverhältnisse bilden, welche von den Insassen freilich als normal angesehen werden.

Freizeitangebote der Anstalt werden von den russlanddeutschen Aussiedlern bevorzugt gemeinschaftlich wahrgenommen. Beliebt ist Kraftsport, erstaunlicherweise aber kaum der sonst völkerverbindende Fußball. Von besonderer Wichtigkeit ist die tägliche Freistunde, der so genannte Hofgang. Hier herrscht grundsätzlich für alle russlanddeutschen Gefangenen Präsenzpflicht; hier demonstrieren sie die Stärke und den Zusammenhalt ihrer Gruppe, insbesondere auch gegenüber den Gefangenen anderer ethnischer Herkunft, wie den Türken oder den Albanern. Es wird dabei ein bestimmtes Territorium des Hofgangareals »besetzt« und allen, die vorbeikommen, deutlich gemacht, dass hier »russisches Gebiet« ist. Wer als russlanddeutscher Gefangener nicht zum Hofgang erscheint, muss sich regelmäßig dafür verantworten, weil er sich ja außerhalb der Gemeinschaft stellt. Dies gilt insbesondere für Neuankömmlinge aus ihrer Volksgruppe.

Drogen Die sehr hohe Belastung der im Jugendstrafvollzug inhaftierten jungen Aussiedler mit Drogendelinquenz ist bereits mehrfach erwähnt worden. Angesichts steigender polizeilicher Registrierungen (*Luff*) sowie anhand der im Jugendstrafvollzug gemachten Erfahrungen muss befürchtet werden, dass hier der Höhepunkt der Entwicklung noch nicht erreicht ist. Nach vielen Berichten in der Literatur dürfte Suchtverhalten in den Herkunftsländern der Aussiedler außerordentlich weit verbreitet sein. (*Töwe*) Dies gilt offenbar auch für den russischen Jugendstrafvollzug. So sollen in der Jugendstrafkolonie Morosovko 287 der 320 Inhaftierten vor der Haft alkoholabhängig gewesen sein, 136 von ihnen hätten illegale Drogen konsumiert. (*Kawamura*) Offenbar gilt in den GUS-Staaten exzessiver Alkoholkonsum und Trinkfestigkeit traditionell als Ausweis von Männlichkeit.

Wegen des erheblichen Volumens der Behältnisse für Trinkalkohol und deshalb erschwertem Schmuggel spielt dieser im Suchtverhalten der Russlanddeutschen im Jugendstrafvollzug jedoch kaum eine Rolle, umso mehr aber das leichter schmuggelbare, hochwirksame und zudem nur kurze Zeit im Urin nachweisbare Heroin. Inzwischen scheinen die jungen Aussiedler den Drogenmarkt im Jugendstrafvollzug zu beherrschen. Sowohl beim Einschuggeln harter Drogen wie beim Konsum gehen sie nahezu jedes Risiko ein. Safer-Use-Strategien sind bei ihnen weitgehend unbekannt oder werden sogar abgelehnt. (*Osterloh*) Dementsprechend war der erste und einzige Drogentote in der Geschichte der Justizvollzugsanstalt Adelsheim

ein junger Russlanddeutscher. Seine gemeinsam mit ihm Heroin konsumierenden Landsleute hatten – zur Verschleierung dieser Tatsache – die Heranziehung des in der Anstalt präsenten Arztes auch dann noch verhindert, als ihr Kamerad bereits eine halbe Stunde tot war. Nicht nur in einem solchen Zusammenhang erscheint uns ihre Leidenschaftlichkeit und ihr Fatalismus bemerkenswert bis befremdlich.

Auch beim Drogenkonsum spielt die Gleichaltrigengruppe eine zentrale Rolle. Sie ist für die Beschaffung der Drogen zuständig und der dafür erforderlichen Geldmittel; ebenso wird in der Regel gemeinsam konsumiert und untereinander geteilt, wenngleich nach den Regeln der gruppeninternen Hierarchie. So ist ein Rückzugsverhalten nicht nur in die Gruppe, sondern auch in Rausch und Abhängigkeit festzustellen.

Vollzugslockerungen Russlanddeutsche Aussiedler im Jugendstrafvollzug erhalten deutlich weniger Ausgang und Urlaub als einheimische Deutsche (*Grübl*), werden daher schlechter auf die Entlassung vorbereitet. Dies hängt in erster Linie damit zusammen, dass viele von ihnen als erheblich suchtgefährdet und deshalb als ungeeignet für Vollzugslockerungen angesehen werden. Dies ist in einer bundeseinheitlichen Verwaltungsvorschrift zum Jugendstrafvollzug (VVJug) geregelt. Auch wenn im Einzelfall eine solche Suchtgefährdung wenig wahrscheinlich ist, hat doch die Erfahrung gezeigt, dass viele russlanddeutsche Urlauber oder Ausgänger sich – zur Vermeidung schwer wiegender Bestrafung durch die Gleichaltrigengruppe – gezwungen sehen, bei der Rückkehr in die Anstalt Drogen einzuschmuggeln.

Pädagogische Ansätze Wie auch sonst in der Pädagogik wird heute das Ziel der Erziehung im Jugendstrafvollzug allgemein als Entwicklung im Sinne der Entfaltung der Persönlichkeit zu beschreiben sein. Die individualisierte und demokratische Gesellschaft böte ja auch denjenigen keinen attraktiven Platz mehr, die – wie im althergebrachten Strafvollzug – primär nur das Gehorchen gelernt hätten. Selbstverständlich ist es dabei nicht gleichgültig, welche Art von Persönlichkeit entwickelt wird. Es kann nicht bloß die Entfaltung der autonomen Persönlichkeit angestrebt werden, sondern es muss im Vollzug darüber hinaus um eine solche gehen, die in sozialer Verantwortung Recht und Gesetz achtet. Ziel jeder pädagogischen Praxis muss sein, dass die Jugendstrafgefangenen ihre Kompetenzen verbessern, zu einem kompetenten, autonomen Individuum werden können. Denn in einer Gesellschaft, die stark auf die Autonomie des Einzelnen setzt, reduziert selbstsichere Handlungskompetenz, nicht aber Autoritätshörigkeit, die Neigung zur Kriminalität. (*Pilz*)

Auf eine Kurzformel gebracht bedeutet Erziehung im Jugendstrafvollzug also Bereitstellung individuell geeigneter Angebote, um ein Leben ohne Straftaten führen zu lernen. Ist folglich Individualisierung im Sinne des Eingehens auf die Bedürfnisse des je einzelnen Gefangenen angesagt, so bedeutet dies freilich keineswegs Vereinzelung. Es muss deshalb nochmals an die dargestellte große Bedeutung der Gleichaltrigengruppe für jede Erziehungsarbeit erinnert werden; freilich auch an die gerade bei den jungen Aussiedlern beschriebenen Gefahren des Rückzugs in die ethnisch geschlossene Gruppe. In Anbetracht des kulturellen Hintergrunds unserer jungen Aussiedler ist die Hilfe bei der Umorientierung von einer traditionellen Gesellschaft mit externer auf eine moderne Gesellschaft mit interner Verhaltenskontrolle von herausragender Bedeutung. (Kühnel)

Sprachförderung Als wichtigste Voraussetzung für eine Integration wird allgemein die Beherrschung der Sprache angesehen. (Herwartz-Emden; Seifert) Sie ist ausschlaggebend für die Bewältigung der Fremdheit, für die Anpassung an die hiesigen Bedingungen und die Herausbildung einer deutschen Identität. Sprachkenntnisse sind auch der Schlüssel für die Akzeptanz durch die einheimische Bevölkerung, die Mitgefangenen und das Vollzugspersonal. So überrascht es kaum, wenn Aussiedler, die schlecht deutsch sprechen, nach einer Untersuchung der FH Nürnberg dazu neigen, sich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen, seltener deutsche Freunde haben und sich in Deutschland weniger wohl fühlen. (Luff) Ohne Sprachkenntnisse ist auch eine sinnvolle berufliche Ausbildung unmöglich, die, wenn sie gelingt, neue Teilhabe- und Integrationschancen eröffnet. Salopp formuliert: Sprachbeherrschung ist zwar nicht alles, aber ohne Sprachbeherrschung ist alles nichts. Sprachliche Förderung ist somit unabdingbar.

Wie aber soll sie erreicht werden, zumal unter Bedingungen des Freiheitsentzuges? Soll die russische Sprache verpönt und das Zusammenkommen in der russlanddeutschen Gruppe unterbunden werden? In der Hoffnung, dass dann zwangsläufig deutsch gesprochen und gelernt wird? So einleuchtend diese Vorgehensweise auf den ersten Blick gerade für straffällig gewordene junge Aussiedler im Gefängnis erscheinen könnte, begegnet sie doch schwer wiegenden Einwänden: Einerseits behindert sie vermutlich in vielen Fällen den raschen Spracherwerb; andererseits könnte sie statt zur Integration zu Ausgrenzung beitragen, im schlimmsten Fall zum völligen Verlust der Identität führen. Die Anforderung, Aussiedler sollten so rasch wie irgend möglich die deutsche Sprache erlernen, ist für Einzelne realistisch, insbesondere dann, wenn persönliche Motivation sowie die familiäre, soziale und ökonomische Situation eher günstig sind. In anderen Fällen, unter ihnen sicher viele Gefängnisinsassen,

ist sie eher unrealistisch. Die Frage lautet ja nicht, ob Aussiedler ermutigt und unterstützt werden sollen, die deutsche Sprache zu erlernen. Das ist selbstverständlich, weil anders auf Dauer Marginalisierung droht. Sie lautet vielmehr: Welche Strategie funktioniert am besten, wenn man Aussiedler unterstützen will, die deutsche Sprache zu erlernen? (*Kymlicka*) In den Vereinigten Staaten und Kanada gemachte Erfahrungen legen nahe, dass Kinder von Einwanderern auf lange Sicht die Landessprache besser lernen, wenn sie übergangsweise zweisprachige Schulprogramme absolviert haben. Jedenfalls ist die These vom problemlosen Lernen »im Sprachbad« längst widerlegt. Mit einem »Verbot« der russischen Sprache würde der Erwerb der deutschen nicht gefördert, sondern eher behindert, die russische Sprache aber abgewertet und in den Untergrund verbannt. »Es kann also nicht darum gehen, den jungen Aussiedlern mit massivem Druck den Gebrauch ihrer Muttersprache abzugewöhnen. Es geht vielmehr um einen sukzessiven Austausch, der sich mit dem Erlernen der deutschen Sprache und der allmählichen Entwicklung einer neuen kulturellen Identität vollziehen muss«.

(*Pannes 71*)

Kontraindiziert wäre ebenso, von den jungen Aussiedlern zu verlangen, dass sie ihre kulturellen Wurzeln, ihre persönliche Geschichte, letztlich also ihre Identität (was man erreicht hat und geworden ist) verleugnen und vergessen sollten. Bei Jugendlichen in der Pubertät und Adoleszenz sind Identitätsprobleme ohnehin verbreitet, ist die psychische Lage labil, die Selbstgewissheit erschüttert. Der totale Verlust ehemals stabiler Teile der persönlichen Identität könnte katastrophale Folgen haben, besonders auch im Hinblick auf ihr Legalverhalten. Deshalb dürfen Herkunftskultur und Muttersprache der jungen Aussiedler nicht abgewertet werden, und zwar auch nicht durch Ignorieren. Vielmehr geht es auch hier darum, bei Anerkennung und Pflege der Herkunftssprache und -kultur interkulturelle Lernprozesse zu ermöglichen. Das geht nicht im Hauruck-Verfahren, auch nicht qua Befehl und Gehorsam, sondern braucht Angebot und Werbung, Zeit, Geduld und Toleranz.

Ziel ist also Zweisprachigkeit, die im zusammenwachsenden Europa für die Zuwanderer sogar die Erweiterung ihrer beruflichen Chancen bedeuten kann. (*Wolterhoff; Kestermann*) Selbstverständlich kann man zur Erreichung dieses Zieles Intensivsprachkurse anbieten. Angesichts der im Jugendstrafvollzug gemachten Erfahrungen würde ich es dort aber vorziehen, die Sprachförderung in die bestehenden schulische und beruflichen Bildungsangebote zu integrieren.

Schulische und berufliche Bildung Was die schulische Bildung angeht, so ist die Ausgangslage nicht besonders günstig, weil die große Bedeutung einer qualifizierten schulischen Bildung auch für das spätere Erlernen eines Berufes von den jungen Aussiedlern oft nicht erkannt wird. Die schulische Alltagssituation in ihren Herkunftsländern scheint überwiegend katastrophal gewesen zu sein (Töwe); dementsprechend gering ist die Motivation für weiteren Schulbesuch. Dass sie mit dem deutschen Unterrichtssystem nicht gut zurecht kommen, wurde bereits ausgeführt. Gleichwohl sollte die Schulbildung vervollkommen werden. In den Herkunftsländern wurden, überwiegend auf externer Kontrolle beruhend, Kompetenzen wie Merk- und Reproduktionsfähigkeit, abfragbares Wissen, äußerliche Disziplin sowie kollektives Gruppenverhalten vermittelt – Fähigkeiten und Verhaltensmuster also, die heute bei uns sowohl in der Schule als auch in der Gesellschaft weniger gefragt sind. Nach Möglichkeit ist der Hauptschulabschluss anzustreben, denn erwiesenermaßen haben diejenigen deutlich bessere Chancen, einen Arbeits- oder Ausbildungsplatz zu finden, die über einen deutschen Schulabschluss verfügen. (Seifert) Voraussetzung für eine effiziente schulische Förderung ist jedoch, dass die Lehrkräfte mit den Problemen der jungen Aussiedler und insbesondere mit ihrer Herkunftskultur vertraut sind. Letztere muss zum Gegenstand des Unterrichts in den – ethnisch gemischten – Klassen gemacht werden. Auf diese Weise wird einerseits interkulturelles Lernen stimuliert und andererseits den Aussiedlern Interesse an ihrem Schicksal und ihrem Herkunftsland demonstriert. Da sie oft nicht gewöhnt sind, Eigeninitiative und Selbstständigkeit zu zeigen (Töwe), dürfte es sich empfehlen, sie häufig mit klaren Aufforderungen in das Unterrichtsgeschehen einzubeziehen und ihnen gegebenenfalls auch frühzeitig Grenzen zu setzen. (Pawlik-Mierzwa)

Hinsichtlich der beruflichen Ausbildung ist die Situation günstiger, weil das Interesse der jungen Aussiedler an handhafter Berufsausbildung groß ist. (Grübl; Lindinger) Freilich fehlt es häufig an den sprachlichen und theoretischen Voraussetzungen für berufsausbildende Maßnahmen. Für den berufsbegleitenden Gewerbeschulunterricht gelten die für die schulische Bildung gemachten Ausführungen. Beide, sowohl die allgemein bildende wie die Berufsschule sollten aber zwei offensichtlichen Defiziten der jungen Aussiedler besondere Aufmerksamkeit schenken: Zum Einen muss den Jugendlichen eine Vorstellung von der Aufgabe und dem Funktionieren der gesellschaftlichen Institutionen vermittelt werden, von deren Regelungen und Entscheidungen ihr Leben beeinflusst wird: Gemeindeverwaltung, Arbeitsamt, Sozialamt, Finanzverwaltung, Straßenverkehrsbehörde, TÜV usf. Zum Anderen muss ihnen das Sammeln von Erfahrungswissen über die ihnen fremde marktwirtschaftliche Ordnung ermöglicht werden. Alltagsprobleme in diesem Bereich

müssen mit den Lehrern, Ausbildungsmeistern, Sozialarbeitern besprochen werden können. Gegebenenfalls wären hier die für das soziale Training entwickelten Curricula und Maßnahmen (*Braun-Heintz*) in angepasster Form anzuwenden.

*Sonderbehandlung junger
Aussiedler?*

Häufig wird die Meinung vertreten, Aussiedler würden sich von anderen Immigranten nicht grundsätzlich unterscheiden. Das ist in vieler Beziehung durchaus richtig. In Bezug auf straffällige Jugendliche gibt es jedoch einen entscheidenden Unterschied: Die Sonderbehandlung, die wir straffälligen Jugendlichen ohne deutsche Staatsangehörigkeit häufig angedeihen lassen, nämlich Ausweisung und Abschiebung in ihr »Heimatland«, ist auf Aussiedler infolge der Regelung des Art. 116 Grundgesetz nicht anwendbar. Insofern ist denen zu widersprechen, die Aussiedler nicht länger als Sondergruppe mit speziellem Förderungsbedarf sehen. (*Kühnel*) Weniger wegen der besonderen Probleme, die junge straffällige Aussiedler haben als wegen derer, die sie den mit ihnen befassten Institutionen (Jugendhilfe, Polizei, Gericht, Jugendstrafvollzug) machen, wird immer wieder vorgeschlagen, sie in besonderer Weise, gemeint ist meistens: rigider als andere zu behandeln bzw. auf ihre Auffälligkeiten zu reagieren. Als Ausgangspunkt für solche Überlegungen dient häufig die – freilich wissenschaftlich-empirisch bisher nicht abgesicherte – Einschätzung, die staatlichen Reaktionen auf Straffälligkeit würden von den Aussiedlern oftmals als »Lachnummer« betrachtet. Da stellt sich die Frage: Woher wissen diese Autoren das? Von den russland-deutschen Jugendlichen selbst? Von ihren Angehörigen? Oder handelt es sich um bloße Annahmen? (*Heuer; Sasse*) Hier ist m.E. zu differenzieren: Als ethnische Gruppe oder wegen ihrer Herkunft dürfen die jungen Aussiedler weder im Gefängnis noch anderswo eine Sonderbehandlung erfahren – beispielsweise im Sinne besonders rigider Sanktionen, weil sie angeblich nur solche verstünden bzw. ernst nähmen. Dies würde dem in Artikel 3 Abs. 3 GG, aber auch in internationalen Rechtsnormen (Kinderrechts-Konvention der Vereinten Nationen – UN-KRK) festgeschriebenen Diskriminierungsverbot zuwider laufen. Wenn es uns darum geht, die jungen Aussiedler für die pluralistische Demokratie und den Rechtsstaat zu werben, kann das nicht derart erreicht werden, dass wir hier in Deutschland – und sei es auch nur partiell – russische oder kasachische Methoden oder Verhältnisse einführen. Wir würden dadurch im Übrigen auch einer Rigidität Vorschub leisten, die unseren Vorstellungen von Freiheit und individueller Verantwortung zuwider laufen würde. Schließlich wäre u. U. der verfassungsrechtlich garantierte Grundsatz der Verhältnismäßigkeit jeglichen staatlichen Eingriffs verletzt.

Andererseits hat jeder Erzieher, jeder Rechtsanwender im Einzelfall bei der Anordnung von Maßnahmen oder Sanktionen im Rahmen

seiner Ermessensausübung neben der Sanktionsbedürftigkeit auch die Sanktionsempfindlichkeit zu berücksichtigen. (Walter 1999) Dies gilt auch für die Jugendkriminalrechtspflege. Außerdem bedeutet der Gleichbehandlungsgrundsatz nicht nur, dass Gleiches gleich behandelt werden muss, sondern umgekehrt auch, dass Ungleiches seiner Ungleichheit gemäß verschieden zu behandeln ist. Deshalb ist z.B. keine Sonderbehandlung darin zu sehen, wenn russlanddeutschen Aussiedlern im Jugendstrafvollzug verwehrt wird – was sie häufig wünschen – in Gruppen gemeinschaftlich untergebracht zu werden oder in der Freizeit in größeren Gruppen unkontrolliert zusammen zu kommen. Das wird auch anderen nicht gestattet, wenn negative Folgen zu befürchten sind. Jedenfalls sind die mit gemeinschaftlicher Unterbringung russlanddeutscher Gefangener in der Gruppe gemachten Erfahrungen durchweg negativ. (Lindinger; Bericht) Diskriminierende Auswirkungen könnte dagegen die selektive Unterbringung nach ethnischer Herkunft entfalten. (European Committee on Crime Problems) Ebenso wenig stellt es eine diskriminierende Sonderbehandlung dar, wenn die erhebliche Suchtgefährdung bei russlanddeutschen Jugendstrafgefangenen dazu führt, dass die Außenkontakte, insbesondere der Schriftverkehr und der Besuchsverkehr, besonders sorgfältig überwacht werden oder beispielsweise eine vorzeitige Entlassung von der Aufnahme einer Drogentherapie abhängig gemacht wird. Immer aber kommt es darauf an, dass eine Abweichung von der üblichen Behandlung ausschließlich mit einer Notwendigkeit bei dem betreffenden Gefangenen im Einzelfall, nicht aber mit seiner Zugehörigkeit zu der Gruppe der russlanddeutschen Aussiedler begründet sein darf.

Wie in jeder Erziehung, die dem Einzelnen gerecht werden will, ist also Individualisierung unverzichtbar. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, dass die in Deutschland herrschende und von der Verfassung gewollte Pluralität von Meinungen, Werten und Lebensstilen den jungen Aussiedlern von ihren (sozialistischen) Herkunftsländern her wenig bekannt ist. Dort haben sie wohl in der Regel nur die Bewertung »richtig« oder »falsch« kennen gelernt, sozusagen ein binär codiertes Weltbild erworben. (Töwe) Muss Pluralität folglich erst noch gelernt werden, wäre seitens der Erzieher der Rückgriff auf einfache Schwarz-Weiß- oder Gut-Böse-Muster nachgerade kontraindiziert. Denn aus solchem Vorbildverhalten könnten die jungen Aussiedler die Regel nicht ableiten, dass es hier von Staats wegen eine allein richtige Art der Lebensführung nicht gibt – mit der Folge, dass im Rahmen von Gesetz und sozialer Ordnung jeder für seinen Lebensstil selbst verantwortlich ist.

Vor dem Hintergrund ihrer Sozialisation in den Herkunftsländern und der dort gemachten Erfahrungen mit Schule und Behörden er-

scheint es nahe liegend, bei jungen Aussiedlern statt auf Aushandlungs- und Überzeugungsprozesse eher auf ein direktives Vorgehen zu setzen. Vielfach geht man davon aus, dass dieses den Erwartungen der Aussiedler besser entspreche, weil kommunikative Beratungs- und Reflektionsangebote auf sie eher befremdend und verunsichernd wirken würden. (*Olbricht-Sondershaus*) Das ist analytisch durchaus nicht falsch, aber m.E. gleichwohl keine empfehlenswerte Strategie. Denn welche Lern- und Entwicklungsmöglichkeiten würde solches direktives Vorgehen stimulieren? Wie sollten auf diese Art die Teilhabechancen in der individualisierten, demokratischen Gesellschaft verbessert werden? Soweit auf Gleichberechtigung basierende Kommunikation auf die jungen Aussiedler befremdend und irritierend wirkt, stimuliert diese das Nachdenken, die Auseinandersetzung, letztlich sogar ihre sozio-moralische Entwicklung. Würde man sich hingegen der von-oben-nach-unten Kommunikation bedienen, die die Aussiedler von Behörden und Lehrern gewohnt sind, bliebe alles beim Alten und könnte nichts hinzulernt werden. Denn soziales oder moralisches Lernen, das ja auf situationsunabhängiges Denken und Urteilen abzielt, findet nicht statt in Beziehungen, die durch unilateralen Zwang gekennzeichnet sind. (*Sutter; Pilz*) Freilich empfehle ich damit einen dornigen Weg, der Ausdauer erfordert, langfristig aber bessere Integrationserfolge verspricht. Wegen der erwähnten Gefahr des Verlustes der kulturellen Identität plädiere ich dafür, den russlanddeutschen Jugendstrafgefangenen Möglichkeiten zu eröffnen, die Traditionen ihrer Herkunftsländer auch hier weiter zu pflegen. Ob dies auch dann gilt, wenn es sich dabei um Traditionen handelt, die aus emanzipatorischer Sicht problematisch erscheinen, weil »erst auf diese Weise eine die Jugendlichen mit ihren vielfältigen Integrationsproblemen ernst nehmende pädagogische Arbeit möglich« (*Töwe 55*) sei, erscheint mir zweifelhaft. Nach meinem Dafürhalten müssten sich in dem mitgebrachten kulturellen Erbe genügend Bestandteile finden lassen, die unseren freiheitlichen und demokratischen Ansprüchen gerecht werden. Es sollte im Gegenteil versucht werden, bei solcher Gelegenheit problematische und in unserer Gesellschaft auch dysfunktionale Vorstellungen der jungen Aussiedler – z. B. von Männlichkeit oder Alkohol- und Drogenkonsum – infrage zu stellen.

Restorative Justice Bereits oben wurde gefordert, dass der kulturelle Hintergrund der jungen Aussiedler bei der Gestaltung des Jugendstrafvollzuges berücksichtigt werden sollte. Dazu gehört auch ihre Familie. Dies ist der Ansatzpunkt für Restorative Justice-Strategien. In ihrem Zentrum steht die so genannte Familiengruppenkonferenz: Informelle, locker strukturierte Treffen, in denen der Täter eines Vergehens oder Verbrechens und seine erweiterte Familie (manchmal auch ein Anwalt) mit dem Opfer und dessen Familie, wichtigen Bezugspersonen

oder anderen relevanten Personen zusammen kommen, um die Straftat zu diskutieren und in eigener Verantwortung angemessene Antworten darauf zu finden. Angesichts der bekannt starken Familienbindung der jungen Aussiedler könnte dies ein Erfolg versprechender, insbesondere aber ein integrativ wirkender kriminalpädagogischer Ansatz sein. Leider gibt es in Europa, erst recht in Deutschland noch kaum praktische Erfahrungen mit diesem hauptsächlich in Neuseeland erprobten Modell; ebenso fehlen wichtige rechtliche Voraussetzungen. (*Weitekamp*) Trotzdem plädiere ich dafür, es unter Beteiligung eines erfahrenen Moderators einmal in geeigneten Fällen auszuprobieren, um Erfahrungen zu sammeln.

Just-Community-Ansatz Eine Möglichkeit, Immunkräfte gegen deviantes Verhalten zu bilden und zu steigern sowie soziale Kompetenz zu fördern, sehen die Erziehungswissenschaften seit langem in der Entwicklung der moralischen Urteilsfähigkeit. In den 70er-Jahren hatte der Amerikaner Lawrence Kohlberg mittels empirischer Untersuchungen in verschiedenen Ländern und Kulturen gefunden, dass die Entwicklung der moralischen Urteilsfähigkeit in Stufen erfolgt. Die Stufenfolge ist prinzipiell unumkehrbar; das heißt, dass ein einmal erreichtes Niveau moralischen Urteilens nicht wieder verloren wird. Freilich scheint noch nicht vollständig geklärt, inwieweit das erreichte moralische Bewusstsein auf das Handeln des Individuums durchschlägt. Weitere Forschung belegte, dass das Durchschreiten der Stufen moralischer Entwicklung von gewissen Bedingungen und Prozessen stimuliert und gefördert wird. Als solche gelten: Gelegenheit zur Rollenübernahme und sozialen Partizipation; Teilnahme an Gruppen und institutionellen Strukturen, die als gerecht oder fair wahrgenommen werden können; kognitive Konflikte, d. h. Widersprüchen in den eigenen moralischen Sichtweisen und denjenigen anderer ausgesetzt zu sein; sich mit moralischer Argumentation auseinandersetzen, die eine Stufe über der eigenen liegt. (*Kohlberg 1978*)

In unserem zusammen mit Erziehungswissenschaftlern der Universität Heidelberg entwickelten Just-Community-Modell in der JVA Adelsheim geht es um zwei Hauptziele, nämlich die Förderung der aktiven und selbstverantwortlichen Auseinandersetzung der Jugendlichen untereinander und die Unterstützung von gemeinsamen Lernprozessen anstelle direkter, verhaltenskontrollierender Maßnahmen von Seiten der erwachsenen Betreuer sowie die institutionelle Verankerung von Prinzipien partizipatorischer Demokratie und die entsprechende Orientierung an diesen Prinzipien gerade auch bei der Bewältigung von Konflikten. Denn die beteiligten Gefangenen sollen ja zu einer autonomen, selbstverantwortlichen und gemeinwohlorientierten Teilhabe an sozialen Systemen befähigt werden. (*Sutter*)

Zu diesem Zweck wurde in einem Haus des intern gelockerten Vollzuges der Anstalt mit 15 Haftplätzen eine so genannte demokratische Gemeinschaft eingerichtet. Das bedeutet, dass die im Haus untergebrachten Gefangenen zusammen mit den dort tätigen hauptamtlichen Mitarbeitern jene Regeln vereinbaren, in denen regelungsbedürftige bzw. strittige Fragen des Zusammenlebens für alle Beteiligten verbindlich geklärt werden. Mit anderen Worten, die Bewohner des Hauses G3 einschließlich ihrer Betreuer haben sich in einer Art »verfassungsgebenden Versammlung«, die sich über viele Wochen hinzog, selbst eine Satzung gegeben. Dabei hat jeder In-sasse und jeder Mitarbeiter in der Diskussion und beim Beschluss die gleichen Rechte (eine Stimme pro Person). Es werden also die jeden Einzelnen persönlich betreffenden Fragen des täglichen Zusammenlebens im Haus durch die Satzung und die auf ihr beruhenden Einzelbeschlüsse für alle verbindlich entschieden. Völlig untypisch für ein Gefängnis, regeln Gefangene und Betreuer ihren Alltag in demokratischer Weise selber. Wenn Entwicklung, wie oben dargestellt, das Ziel von Erziehung im Jugendstrafvollzug ist, dann erscheint solchermaßen praktizierte partizipatorische Demokratie als ein geeignetes Mittel zur Erreichung dieses Zieles. (Kohlberg 1987) Es kommt dabei darauf an, der – natürlich ethnisch gemischten – Gleichaltrigengruppe einen hohen Stellenwert einzuräumen und darüber hinaus unter Einbeziehung der Vollzugsbediensteten durch Gewährung von Partizipation eine faire und gerechte Gruppenstruktur zu schaffen, gemeinsame Lernprozesse zu fördern. In Anbetracht der grundsätzlich vorhandenen Gruppenfähigkeit der jungen Aussiedler, besonders aber wegen ihres mehrfach betonten Nachholbedarfes in Sachen Pluralismus und Demokratie, erscheint ihre Teilnahme an diesem Modell wünschenswert und Erfolg versprechend.

Voraussetzungen für eine spezifische Aussiedlerpädagogik im Jugendstrafvollzug

Fundamentale Voraussetzung für die Arbeit mit jungen straffälligen Aussiedlern sind Mitarbeiter mit der Fähigkeit zum interkulturellen Dialog. Darunter versteht man die Fähigkeit zum Brückenschlag zwischen verschiedenen Wert- und Normensystemen mit jeweils eigenen Erwartungshaltungen und Handlungsmustern. (Wojciechowski) Es geht dabei darum, junge Aussiedler nicht nur in ihrer persönlichen, sondern auch in ihrer kulturellen Andersartigkeit wahrzunehmen und akzeptieren zu können. Dazu bedarf es zweierlei: Zum Einen basale Kenntnisse über ihr Herkunftsland und ihre Kultur. Beispiel: Wer über das Hauptherkunftsland der jungen Aussiedler, Kasachstan, nicht weiß, dass dieses in Asien liegt, an Fläche mehr als 7 mal so groß ist wie das vereinigte Deutschland, aber mit einer Bevölkerung von mehr als 16 Millionen Einwohnern 38 mal weniger dicht besiedelt ist als Deutschland, zu 90 % aus Steppe und sogar Wüste besteht usw., der kann sich schon geographisch keine auch

nur einigermaßen zutreffende Vorstellung machen. In der Mitarbeiterschulung kommt es deshalb darauf an, solche Grundkenntnisse den Mitarbeitern erst einmal zu vermitteln. Zum Anderen bedarf es der Schlüsselqualifikation der Perspektivenübernahme. Es muss gelernt werden, sich in die anderen Anschauungen, Werte und Normen der jungen Aussiedler hinein zu denken, hinein zu fühlen und die Dinge auch mit ihren Augen sehen zu lernen. Am Ende dieses Lernprozesses sollte die Wertschätzung und Nutzung der erfahrenen unterschiedlichen Sichtweisen zu konstruktiver Zusammenarbeit stehen.

Ein solches interkulturelles Lernfeld bietet idealerweise ein Mitarbeiterteam, in dem Einheimische mit Mitarbeitern zusammen tätig sind, die selbst über Migrationserfahrungen und russische Sprachkenntnisse verfügen. Solche russlanddeutschen Mitarbeiter geben den jungen Aussiedlern mit ihrer eigenen Person und Geschichte ein Beispiel für gelungene Integration. (*Lindinger*) Experten des Europarats gehen noch weiter und halten sogar eine ausgewogene ethnische Zusammensetzung des Personals für wünschenswert. (*European Committee on Crime Problems*) Die Gewinnung solchen Personals ist in Baden-Württemberg bisher leider noch kaum gelungen. Dies dürfte mit einer gefängnistypischen Besonderheit zusammenhängen, dass nämlich selbst beruflich längst etablierte Aussiedler aus ihrer früheren Heimat ein derartiges Horrorbild vom Gefängnis mitbringen, dass sie jedenfalls bisher nur in seltenen Fällen bereit sind, dort – sei es als hauptamtliche, sei es als ehrenamtliche Mitarbeiter – tätig zu werden.

In der Erziehungsarbeit selber sollte versucht werden, nicht an den Schwächen und Defiziten der jungen Aussiedler, sondern an ihren Stärken und Kompetenzen anzusetzen, die in ihrem früheren und jetzigen Leben aufzuspüren wären (Stichwort: »Empowerment«). Dabei geht es darum, den Blick gemeinsam nach vorn zu richten, dem Gefangenen Mut zu machen, seine Angst vor Misserfolg zu reduzieren und dadurch seine Selbstwertschätzung zu steigern. Notwendig erscheint auch die Kooperation mit anderen in der Aussiedlerarbeit tätigen Einrichtungen sowie den Angehörigen der inhaftierten Aussiedler. Freilich gibt es nur in wenigen Städten ein gut ausgebautes Beratungs- und Hilfeangebot für Aussiedler, wie beispielsweise in der Region Nürnberg. (*Wojciechowski*) Immerhin könnten aber die sozialen Dienste der Justiz und insbesondere des Vollzugs ihre Kontakte zu den Beratungsstellen freier Träger sowie bei den Übergangwohnheimen im Land intensivieren.

Ähnliches gilt für die Suchtberatung, die junge Aussiedler oft besonders nötig haben. Hier ist allerdings zu beklagen, dass es trotz

des enormen Bedarfes muttersprachliche Therapieangebote für Aussiedler kaum gibt (*Osterloh*), ebenso ambulante Therapien für diese Klientel fast vollständig fehlen. Die anfangs referierten besonders kurzen Intervalle entlassener junger Aussiedler in Freiheit bis zur Wiederinhaftierung sind zu einem guten Teil darauf zurück zu führen, dass zwar viele (gemäß § 35 BtmG) in stationäre Drogentherapien entlassen werden, dort jedoch in kürzester Zeit scheitern mit der Folge erneuter Inhaftierung.

Schließlich müssen die Eltern und Angehörigen der jungen straffälligen Aussiedler in die Erziehungsarbeit einbezogen werden. Dies wird nicht leicht sein. Denn die Erfahrung zeigt, dass Eltern, insbesondere Mütter, diesen oft völlig kritiklos gegenüberstehen, die Bedingungen ihrer Straffälligkeit nicht zu erkennen vermögen. Vermutlich müssen sie Erziehung im Sinne hier gängiger Vorstellungen, nämlich Übernahme der Verantwortung für das gesamte Leben ihrer Kinder, erst noch lernen (*Herwartz-Emden*), muss Erziehungskompetenz dieser Art erst noch entwickelt werden.

Zu den Rahmenbedingungen gehört außerdem, dass es für inhaftierte junge Aussiedler wie ihre Angehörigen Beratungsangebote in russischer Sprache in der Anstalt bzw. durch Vermittlung ihrer sozialen Dienste geben muss. Hier ist noch nicht einmal der Anfang einer Vernetzung der Angebote zwischen den sozialen Diensten des Vollzugs, freier Träger und der Jugendhilfe in Angriff genommen. Endlich ist zu fordern, dass die beträchtlichen Finanzmittel, mit denen das Bundesverwaltungsamt die Betreuung junger Aussiedler unterstützt, auch für Maßnahmen im Jugendstrafvollzug, sei es durch diesen selbst angeboten oder durch freie Träger, zur Verfügung stehen müssen.

Umdenken Auch bei den »Zulieferern« der Jugendstrafanstalten, nämlich Polizei, Staatsanwaltschaft, Jugendgerichtsbarkeit ist ein Umdenken im Sinne des oben beschriebenen interkulturellen Dialogs notwendig. Insbesondere sollte versucht werden, das misstrauische, ängstliche, oft wenig kooperative Verhalten verdächtiger und beschuldigter junger Aussiedler im Ermittlungs- und Strafverfahren auf dem Hintergrund ihrer prekären Situation, ihrer Erfahrungen und kulturellen Prägung zu verstehen. Es sollte nicht vorschnell als Uneinsichtigkeit oder Verstocktheit interpretiert oder gar als bedrohlich angesehen werden mit der Folge strengeren Zugriffs. Auch darf es nicht so weit kommen, dass jede Gruppe jugendlicher Aussiedler, die sich auf der Straße zeigt, sofort unter Verdacht steht und andauernder Kontrolle unterliegt.

Resümee und Ausblick Integration, wie sie von den jungen Aussiedlern gefordert wird, kann nicht als einseitiger Prozess verstanden werden, bei dem die einheimische Majorität bei ihren Vorstellungen und Werten bleibt, aber gleichwohl die Minorität integriert wird. Vielmehr können Akkulturations- und Integrationsbemühungen nur erfolgreich sein, wenn sich die deutsche Gesellschaft ökonomisch, rechtlich, politisch und sozial den Aussiedlern öffnet. Das bedeutet nichts anderes, als dass wir alle, insbesondere auch die Mitarbeiter in den Justizvollzugsanstalten, lernen müssen, wie man mit den Mitgliedern anderer ethnischer Gruppen verhandelt (*Kymlicka*), wie man interkulturell kommuniziert. Integrationsprozesse sind ihrer Natur nach von längerer Dauer, sie können sich über Jahre, sogar Generationen erstrecken. Daraus folgt aber auch die tröstliche Einsicht, dass selbst bei erheblich straffällig gewordenen jungen Aussiedlern die Hoffnung auf spätere Integration nicht aufgegeben zu werden braucht.

Findet nämlich der interkulturelle Dialog nicht statt und scheitert Integration dauerhaft, besteht die große Gefahr, dass die dann zu erwartenden sozialen Konflikte eine eigendynamische Eskalation entfalten, sofern nicht die Beteiligten bewusst der Intensivierung des Konflikts entgegentreten. Glasl macht für solche Eskalation eine Reihe von schwer kontrollierbaren Mechanismen verantwortlich: Die Neigung zur Projektion alles Negativen auf die Gegenseite, die Tendenz zur Ausweitung der umstrittenen Themen und zur Vereinfachung der Struktur der Kontroversen. In höheren Eskalationsstufen sieht er zudem die fatale Neigung, dass die Parteien hoffen, durch eine Erhöhung der Gewaltandrohung zu erreichen, dass die andere Seite nachgibt. Tatsächlich wird jedoch meistens das Gegenteil erreicht. (*Ropers*)

Wie können wir diesen Gefahren entgegenarbeiten? Zunächst einmal ist an folgende altbekannte psychologische Erkenntnis zu erinnern: Je mehr jemand unter ökonomischem, sozialem, psychischem Druck steht, je unsicherer er sich fühlt, umso weniger Fremdes kann er integrieren. Desto mehr wird er sich zur Reduktion von Komplexität gezwungen sehen, wird er zu archaischen Reaktionen neigen und bei falschen Propheten Zuflucht suchen. Das gilt selbstverständlich für beide, die Aussiedler wie die Einheimischen. Nur sind die Letzteren in der bei weitem besseren Situation. Ich empfehle deshalb, den Integrationsdruck auf die Aussiedler nicht zu hoch werden zu lassen, und zwar gerade auch im Strafvollzug.

Ist es Aufgabe des Rechts, den Frieden in der Gesellschaft zu sichern, so kann und muss es auch bei der Bewältigung dieser vor uns liegenden gesellschaftlichen Aufgabe helfen. Wie für andere Immigranten ist deshalb auch für die Aussiedler gesetzlicher Schutz

gegen Diskriminierung zu fordern, aktiver Minderheitenschutz auf gesetzlicher Grundlage. (*Wollenschläger*) Sinnvoll wäre die Einrichtung eines Bundesamtes oder sogar Bundesministeriums für Migration, Integration und multikulturelle Angelegenheiten, was seit langem gefordert wird. (*Wollenschläger; Bundesministerium*) Freilich wäre dadurch nur ein rechtlicher und organisatorischer Rahmen geschaffen, in dem sich die Integration der Aussiedler besser vollziehen könnte. Entscheidend bleibt, ob es gelingt, den interkulturellen Dialog in Gang zu setzen; ob die Mehrheitsgesellschaft die notwendige Toleranz und Akzeptanz für die Aussiedler aufzubringen in der Lage ist. Was die straffälligen jungen Aussiedler angeht, existiert weder für sie noch für uns eine Alternative zu ihrer wenn auch noch so mühsamen Integration. Für sie nicht, weil ihre Angehörigen und sie selbst im Herkunftsland alles aufgegeben haben. Für uns nicht, weil die Abschiebung, der bequeme Weg, den wir uns bei jungen Straftätern ohne deutsche Staatsangehörigkeit angewöhnt haben zu gehen, uns dieses Mal nicht offen steht.

Dr. Joachim Walter

ist Leiter der Justizvollzugsanstalt
Adelsheim.

- Literatur** **Bade, K. J.:** Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. München 2000
- Bericht zur Situation jugendlicher und junger erwachsener Gefangener aus der ehemaligen UdSSR.** Unveröffentlichte Zusammenfassung einer Besprechung bayerischer Fachleute aus dem Jugendstrafvollzug am 23.7.1999 in Ebrach
- Braun-Heintz, M. / Schradin, W. / Wehle, E.-U.:** Weiterbildung im Strafvollzug. Band 1: Grundlagen des sozialen Trainings. Vorstand der Arbeitsgruppe für empirische Bildungsforschung (Hrsg.). Heidelberg 1980
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ)** (Hrsg.): Sechster Familienbericht. Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Leistungen – Belastungen – Herausforderungen. Bundestagsdrucksache 14/4357. Berlin 2001
- Dietz, B.:** »Wer bin ich? Was will ich?...« – Einstellungen und Orientierungen von jugendlichen Aussiedlern in Deutschland. In: Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.): Deutsch sein und doch fremd sein. Lebenssituation und -perspektiven jugendlicher Aussiedler. Bonn 1998
- Dietz, B.:** Jugendliche Aussiedler in Deutschland: Risiken und Chancen der Integration. In: Bade, K. J. / Oltmer, J. (Hrsg.): Aussiedler: Deutsche Einwanderer aus Osteuropa. Osnabrück 1999
- European Committee on Crime Problems (Ed.):** Social reactions to juvenile delinquency among young people coming from migrant families. Report of the CPCD. Strasbourg 1989
- Funk, A.:** Ausgeschlossene und Bürger: Das ambivalente Verhältnis von Rechtsgleichheit und sozialem Ausschluss. In: Kriminologisches Journal 27/1995/4
- Giest-Warsewa, R.:** Junge Spätaussiedler – Ihre Lebenswelt und ihre Sichtweisen. In: DVJJ-Journal 9/1998/4
- Grübl, G. / Walter J.:** »Russland-Deutsche« im Jugendstrafvollzug. In: Bewährungshilfe, 46/1999/4
- Grundies, V.:** Kriminalitätsbelastung junger Aussiedler. Ein Längsschnittvergleich mit in Deutschland geborenen jungen Menschen anhand polizeilicher Registrierungungen In: Monatsschrift für Kriminologie 83/2000/5
- Herwartz-Emden, L.:** Erziehung und Sozialisation in Aussiedlerfamilien. Einwanderungskontext, familiäre Situation und elterliche Orientierung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (Beilage zur Wochenzeitung »Das Parlament«) 8/97
- Heuer, K.-H. / Ortland, G.:** Russische Aussiedler in Osnabrück – Probleme und Perspektiven –. In: DVJJ-Journal 7/1996/1
- Kawamura, G. / Reindl, R.:** Besuch in der Jugendstrafkolonie Morosovko, Gebiet Omsk im September 2000. Unveröffentlichtes Typoskript 2000
- Kestermann, M.:** Schulische Situation jugendlicher Aussiedler. In: Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.): Deutsch sein und doch fremd sein. Lebenssituation und -perspektiven jugendlicher Aussiedler. Bonn 1998
- Kohlberg, L. / Scharf, P. / Hickey, J.:** Gerechtigkeitsstruktur im Gefängnis. Eine Theorie und eine Intervention. In: Portele, G. (Hrsg.): Sozialisation und Moral: Neuere Ansätze zur moralischen Entwicklung und Erziehung. Weinheim, Basel 1978

- Kohlberg, L.:** Moralische Entwicklung und demokratische Erziehung. In: Lind, G. / Raschert, J. (Hrsg.): Moralische Urteilsfähigkeit. Eine Auseinandersetzung mit Lawrence Kohlberg über Moral, Erziehung und Demokratie. Weinheim und Basel 1987
- Kolip, P.:** Soziale Schutzfaktoren in der Entwicklung gefährdeter Jugendlicher. In: Jungmann, J. (Hrsg.): Jugend und Gewalt. Heilbronn 1993
- Kühnel, W.:** Abweichendes Verhalten und Kriminalität jugendlicher Aussiedler. In: Ministerium für Inneres und Justiz des Landes Nordrhein-Westfalen: »Jugendkriminalität« Fachkongress von 19. bis 20. August 1998. Düsseldorf 1998
- Kymlicka, W.:** Multikulturalismus und Demokratie. Über Minderheiten in Staaten und Nationen. Hamburg 1999
- Lindinger, G.:** Jugendliche Aussiedler im Jugendstrafvollzug. In: Deutsche Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen e.V., Regionalgruppe Nordbayern. Erlangen 2000
- Luff, J.:** Kriminalität von Aussiedlern. Polizeiliche Registrierungen als Hinweis auf misslungene Integration? München 2000
- März, N.:** Migration und Jugendkriminalität - Aussiedler. In: Deutsche Vereinigung für Jugendgerichte- und Jugendgerichtshilfen e.V., Regionalgruppe Nordbayern. Erlangen 2000
- Neubacher, F.:** Fremdenfeindliche Jugendgewalt und Medienberichterstattung. In: Bundesministerium der Justiz (Hrsg.): Kriminalität in den Medien: 5. Kölner Symposium. Godesberg 2000
- Olbricht-Sondershaus, E.:** Junge Aussiedler – Jugendhilfe/Jugendgerichtshilfe. In: Deutsche Vereinigung für Jugendgerichte- und Jugendgerichtshilfen e.V., Regionalgruppe Nordbayern. Erlangen 2000
- Osterloh, K.:** Junge russlanddeutsche Spätaussiedler und Drogen. In: Deutsche Vereinigung für Jugendgerichte- und Jugendgerichtshilfen e.V., Regionalgruppe Nordbayern. Erlangen 2000
- Pannes, O.:** Sprachliche Integration junger Aussiedler. In: Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.): Deutsch sein und doch fremd sein. Lebenssituation und -perspektiven jugendlicher Aussiedler. Bonn 1998
- Pawlik-Mierzwa, K. / Otto, M.:** Wer beeinflusst wen? Über die Auswirkungen subkultureller Bindungen auf die pädagogische Beziehung und Lernprozesse bei inhaftierten Aussiedlern. In: Zeitschrift für Strafvollzug und Straffälligenhilfe 49/2000/4
- Pfeiffer, C. / Delzer, I. / Enzmann, D. / Wetzels, P.:** Ausgrenzung, Gewalt und Kriminalität im Leben junger Menschen. Kinder und Jugendliche als Täter und Opfer. Sonderdruck zum 24. Deutschen Jugendgerichtstag. DVJJ. Hannover 1998
- Pfeiffer, C. / Dworschak, B.:** Die ethnische Vielfalt in den Jugendstrafanstalten. In: DVJJ-Journal 10/1999/2
- Pilz, S.:** Alternativen zu juristischen Antworten auf Jugendkriminalität. DVJJ-Journal 5/1994/3-4

- Prose, M.:** Ethnische Diskriminierung durch die Polizei. Eine kritische Relektüre geläufiger Selbstbeschreibungen. In: Kriminologisches Journal 30/1998/3
- Rakhkochkine, A.: Neue Heimat – neue Zukunft. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (Beilage zur Wochenzeitung »Das Parlament«) B7-8/97
- Ropers, N.:** Ethnopolitische Konflikte und ihre Bearbeitung in der Staaten- und Gesellschaftswelt. In: Bade, K. J. (Hrsg.): Migration, Ethnizität, Konflikt. Osnabrück 1996
- Sasse, G.:** Integrationsprobleme junger Aussiedler. Eine höchst aktuelle gesamtgesellschaftliche Aufgabe. Kriminalistik 53/1999/4
- Seifert, W.:** Neue Zuwanderergruppen auf dem westdeutschen Arbeitsmarkt. Eine Analyse der Arbeitsmarktchancen von Aussiedlern, ausländischen Zuwanderern und ostdeutschen Übersiedlern. In: Soziale Welt 47/1996/2
- Sutter, H.-J. / Baader, M. / Weyers, S.:** Die »Demokratische Gemeinschaft« als Ort sozialen und moralischen Lernens. Der Modellversuch in der Justizvollzugsanstalt Adelsheim – eine Zwischenbilanz. In: Neue Praxis 28/1998/4
- Töwe, C.:** Hilfen zur Integration jugendlicher Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedler in Hamburg. Hamburg 2000
- Walter, J.:** Moralische Entwicklung im Jugendstrafvollzug – oder Demokratie lernen. In: Kriminalpädagogische Praxis 26/1998/38
- Walter, J. / Gröbl, G.:** Junge Aussiedler im Jugendstrafvollzug Baden-Württemberg. In: Landesgruppe Baden-Württemberg in der Deutschen Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen e.V.: Integrieren statt ausgrenzen – über Möglichkeiten des Zugangs zu »schwierigen« Tätergruppen – . Info 1998. Heidelberg 1999
- Walter, J. / Gröbl, G.:** Junge Aussiedler im Jugendstrafvollzug, In: Bade, K.J. / Oltmer, J. (Hrsg.): Aussiedler: Deutsche Einwanderer aus Osteuropa. Osnabrück 1999
- Walter, J.:** Aktuelle kriminalpolitische Strömungen und ihre Auswirkungen auf den Jugendstrafvollzug. In: DVJJ-Journal 11/2000/3
- Walter, M.:** Kriminalität junger Ausländer – Forschungsstand und offene Fragen. In: Bewährungshilfe 34/1987/1
- Walter, M.:** Zur Reichweite des Konzeptes Kriminalität - Einige Überlegungen zur »Makro-Kriminalität« Herbert Jägers. In: Kriminologisches Journal 25/1993/2
- Weitekamp, E.:** Straffällige junge Aussiedler – Was kann die Justiz und der Jugendstrafvollzug tun? Unveröffentlichtes Typoskript 2000
- Wojciechowski, A.:** Lebenswelten der Aussiedlerfamilien in der Region – Möglichkeiten professioneller Hilfe. In: Deutsche Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen e.V., Regionalgruppe Nordbayern. Erlangen 2000
- Wollenschläger, M.:** Nationalstaat, Ethnizität und Einwanderungsgesetzgebung in Deutschland. In: Bade, K. J. (Hrsg.): Migration, Ethnizität, Konflikt. Osnabrück 1996
- Wolterhoff, Luidger:** Berufliche Situation von jugendlichen Aussiedler. In: Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.): Deutsch sein und doch fremd sein. Lebenssituation und -perspektiven jugendlicher Aussiedler. Bonn 1998

Helmut Tolsdorf*

*In Zusammenarbeit mit Conny Büsse (Arbeiterwohlfahrt) und Jochen Weber (Fachbereichsleiter für Kinder Jugendliche und Familien am Jugendamt Osnabrück)

Projekt Perspektive – Ein sozialpädagogischer Arbeitsansatz mit drogenabhängigen jugendlichen Migranten

Während sich die Jugendhilfe meist selber eine Drogenausschlussklausel auferlegt, war in Osnabrück der Druck aus der Jugendgerichtshilfe (der größte Teil der jugendlichen Klienten hatte nämlich die Straftaten zur Finanzierung von Drogenabhängigkeit verübt) so groß, dass trotz vorhandener Bedenken Schritte in einen Arbeitsbereich getan wurden, der sonst eher den Gesundheitsämtern überlassen wird. Die betroffenen Jugendlichen fanden den Weg in die bestehenden Suchtkrankenhilfeeinrichtungen nicht und ohne eine grundlegende Hilfe in diesem Bereich waren auch alle anderen Hilfen umsonst.

Ostern 1999 startete das im Folgenden beschriebene sozialpädagogische Drogenhilfeprojekt. Inzwischen liegen Erfahrungen vor, die den eingeschlagenen Weg bestätigen.

Ausgangspunkt

Delinquenz der Zielgruppe

Die Entwicklung der Straffälligkeit von Aussiedlerjugendlichen machte der Jugendgerichtshilfe seit 1994 die größte Sorge, denn im Gegensatz zu anderen Personengruppen stieg sie kontinuierlich an. Von 1997 auf 1998 musste sogar ein regelrechter Sprung festgestellt werden.

	1994	1995	1996	1997	1998	1999
Straffällige	78	104	113	110	167	151
Aussiedlerjugendliche						

Harmlose und einmalige Delinquenz, die bei fast allen Jugendlichen unausweichlich ist, gab es unter den Aussiedlerjugendlichen kaum. Und etwa jeder Vierte der Mehrfachtäterinnen und -täter war Aussiedler. Und von denen waren fast 80 % drogenabhängig.

Drogenabhängigkeit der Zielgruppe

Es gab kaum Hilfen für diese Jugendlichen und die Drogensucht wurde oft geleugnet. Versuche der Entgiftung scheiterten fast ausnahmslos, teilweise wurde Ausflucht zu illegaler unqualifizierter Substitution mit Opiaten (z. B. Kodein) gesucht, ohne sozialpädagogische oder suchtttherapeutische Begleitung. Diese unqualifizierten »Eigentherapien« waren für die Jugendlichen suchstabilisierend und aus therapeutischer Sicht falsch. Sucht und Kriminalität verfestigten sich, es entstand ein erheblicher Druck zur Beschaffungskriminalität. Dubiose und teure Therapieversuche wurden versucht, z. B. die sogenannte »Codierung« oder »drogenfreier Heimaturlaub in Kasachstan«, die nicht selten zum finanziellen Ruin der Familien beitrugen.

Einige der Teilnehmer lebten isoliert und faktisch auf der Straße, obwohl die elterliche Wohnung manchmal noch aufgesucht wurde. Die üblichen Angebote stationärer Entgiftung scheiterten. Manche Jugendliche saßen in Haft, eingeleitete Therapien wurden in aller Regel rasch abgebrochen. Die Unreife der Jugendlichen, ihre kulturbedingt abweichende Wahrnehmung von Hilfeangeboten als Bedrohung, die sprachlichen Defizite, die identitätsstiftende Funktion der Zugehörigkeit zur Drogenszene im Kontrast zu den meist dysfunktionalen Familienverhältnissen (Eltern süchtig, unfähig oder überfordert, gewalttätig) und die meist an diese Bedürfnisse nicht ausreichend angepassten stationären Therapieangebote geboten dringend, diesen suchtkranken Jugendlichen eine Entwicklungsperspektive zu eröffnen.

Spezifika bei jugendlichen Drogenabhängigen
Jugendhilfe und Drogenabhängigkeit

Bei jugendlichen Drogenkonsumenten hat sich die Abhängigkeit noch nicht so verfestigt, dass sie nicht mehr mit pädagogischen Mitteln zu erreichen wären. Auch klassische sozialpädagogische Formen, wie etwa die Gruppenarbeit, sind meist noch in vollem Umfang einsetzbar. Das suchtspezifische Unterstützungssystem erreicht sie aber nicht, denn in Deutschland übliche drogenpräventive Angebote sind für sie meist ungeeignet. Sie sind deswegen einerseits falsch oder unterversorgt, andererseits sind sie durch das für drogenabhängige Erwachsene bereitgestellte Hilfesystem überversorgt. Eine solche Vernachlässigung dieser gefährdeten Personengruppe ist letztlich äußerst riskant.

Die Unterschiede zwischen jugendlichen und erwachsenen Drogenabhängigen

Ein wesentlicher Leitgedanke des Projektes ist: »Jugendliche Drogenabhängige sind zuerst Jugendliche und erst dann Drogenabhängige«. Die folgenden Beobachtungen veranschaulichen, dass Jugendliche anders als erwachsene Drogenabhängige sind, und dieses muss sich in der Arbeit widerspiegeln:

- Die betreuten Jugendlichen sind außerordentlich vital. Sie verfügen noch über viele gesunde Anteile und über Ressourcen, die bei erwachsenen Abhängigen schon verbraucht sind.
- Die Jugendlichen sind stärker sozial und familiär verankert als erwachsene Drogenabhängigen.
- Während bei erwachsenen Abhängigen eine Stagnation der Persönlichkeitsentwicklung festzustellen ist, sind bei den Jugendlichen noch vielfältige Auseinandersetzungen mit sich und ihrer Perspektive anzutreffen.
- Ebenso bestehen – etwa im Bereich der jugendkulturellen Identität – zahlreiche Übereinstimmungen mit Jugendlichen, die ohne Drogenabhängigkeit leben.
- Sie sind für andere Orientierungen erreichbar.
- Die betreuten Jugendlichen haben großes Interesse daran, Dinge zu erlernen bzw. zu erfassen.

Jugendliche Aussiedler haben einen spezifischen Einstieg in die Drogenszene. So findet der Einstieg in die Abhängigkeit z. B. in sehr kurzer Zeit statt, verbunden mit einem relativ langen Prozess der Selbsttäuschung (»Ich komme jederzeit davon runter«). Dies korreliert mit der Beobachtung, dass die Jugendlichen am Anfang oft Heroin geraucht haben und wohl der Auffassung waren, dies sei nicht so dramatisch. Insgesamt gilt, dass es von Anfang an einen hochgradig riskanten Umgang der Jugendlichen mit harten Drogen gibt.

Beginn der Projektarbeit

Am Beginn der Arbeit war zunächst nur die Zielgruppe klar. Delinquente Aussiedlerjugendliche im Alter zwischen 16 und 21 Jahren mit mindestens zweijährigem Heroin-/Kokainkonsum. Bereits nach kurzer Diskussion zeigte sich, dass der Kreis der Fachleute aus der Jugendhilfe nicht ausreichte, um das Problem angemessen anzugehen. Es entstand ein Arbeitskreis, in dem neben dem Betreuungsteam das Jugendamt, die Bewährungshilfe, das Gesundheitsamt, die Therapeutische Gemeinschaft der Caritas, die Drogenberatungsstelle des Diakonischen Werkes, die Jugendgerichtshilfe, das Landeskrankenhaus und die Arbeiterwohlfahrt beteiligt waren.

Der Arbeitskreis wurde von der (von außen als naiv eingeschätzten) Auffassung geleitet, dass die Probleme der Jugendlichen zu lösen seien. Eine solche Auffassung ist in der Suchtkrankenhilfe vermessener, für die Jugendhilfe dagegen traditionell eher selbstverständlich. Dies ist deshalb von so großer Bedeutung, weil sonst vermutlich »kleinlichere« Lösungsmodelle diskutiert worden wären. Bestimmender war aber am Anfang, dass die Jugendlichen bis dahin kaum einen Weg in das bestehende Suchtkrankenhilfesystem gefunden hatten. Selbst wenn sie an der Hand in die Beratungsstellen geführt wurden, war kontinuierliche Betreuung nie möglich. Auch niederschwellige Hilfeangebote, wie z. B. ein Café, wurden nicht angenommen. Die Jugendlichen standen dem Suchthilfesystem distanziert gegenüber.

Anfangsziele und ihre Umsetzung

Zunächst sollen diese Jugendlichen über eine Art Scout-System den Zugang zu einer langfristigen Perspektive erreichen, damit die vorhandenen Beratungs- und Behandlungsangebote greifen können. Deshalb werden sechs Wochen Substitution mit Methadon angeboten, damit in dieser Zeit der Beschaffungsdruck nachlässt und ein Nachdenken mit der Entwicklung einer individuellen Perspektive möglich wird.

Methodisch ist Gruppenarbeit vorgesehen, die sich bei allen Veränderungen des Projektes während der ganzen Zeit als wirksam erwiesen hat. Die Betreuung ist für sechs Tage in der Woche angesetzt.

Das gemeinsame Frühstück findet morgens nach der Methadonvergabe statt. Danach folgen Freizeit- und Arbeitsmaßnahmen, hochfliegende Maßnahmen, wie etwa »eine Woche segeln«, sind aber angesichts des gesundheitlichen Zustandes der Betroffenen irrelevant.

Zusammengefasst wies das Ursprungskonzept folgende Merkmale auf:

- Befristete Methadonsubstitution (einschließlich Kontrolle auf Beigebruch anderer Rauschdrogen),
- Teilnahme von maximal sechs männlichen russlanddeutschen Jugendlichen im Alter von 16 bis 21 Jahren,
- Dauer 6 Wochen, ggf. Verlängerung, wenn stationäre Therapie angestrebt wird, auf insgesamt ca. drei Monate,
- tägliche Betreuung durch zwei sozialpädagogische Fachkräfte bzw. einen in der Sozialarbeit qualifizierten, russlanddeutschen ehemaligen Polizisten,
- Kontaktaufnahme zur Drogenberatungsstelle unter Einbeziehung der Jugendgerichtshilfe und ggf. der Bewährungshilfe,
- nach sechs Wochen Entgiftung im Landeskrankenhaus, falls keine Therapie angestrebt wurde,
- Option des freiwilligen Maßnahmeabbruchs oder der nach dem stationären Entzug anschließenden Abstinenztherapie mit Nemexin,
- Sehr wichtig ist Beziehungskontinuität für die Teilnehmer: Die Jugendlichen werden nicht je nach Abschnitt ihrer Entwicklung herumgereicht und abgegeben, sondern behalten immer feste Ansprech- und Vertrauenspartner. Diese betreuen im möglichen Rahmen in Therapie, im Krankenhaus oder in Haft.

Die medizinischen und psychosozialen Dimensionen des Projektes sind nur schwer zu trennen. Natürlich sollen die gesundheitlichen Folgen der Sucht akut gelindert werden, z. B. Mangelernährung, Spritzenabszesse usw., und damit soll auch die Basis einer späteren Behandlung chronischer Hepatitis oder anderer Begleiterkrankungen geschaffen werden. Aus medizinischer Sicht ist das Projekt auch erfolgreich. Für die Dauer der Behandlung gibt es allerdings aufgrund des starken Hangs insbesondere junger russlanddeutscher Drogensüchtiger zum intravenösen Kokaingebrauch keine ausreichende Infektionsprophylaxe.

Die Beigebruchkontrollen unter Aufsicht müssen oft erfolgen, häufiger eigentlich, als dies seit dem 01.07.99 die Abrechnungsmodalitäten für Drogentests zulassen. Bei einigen Teilnehmern sind wöchentlich mehrfach Kontrollen indiziert. Hartnäckiger Drogengebrauch führt zum Ausschluss aus der Substitution. Aus medizinischer Sicht ist wichtig, dass mit der Maßnahme für viele Teilnehmer erstmals ein qualifizierter Versuch eines Verbundsystems unternom-

men wird, den negativen Trend der Suchtentwicklung in eine positive aufbauende Entwicklung umzukehren.

Die Teilnehmerentwicklung in der Anfangsphase

Kennzeichnend für die Suchtprävention sind phasenweise Verläufe mit plötzlichen Wendungen. Idealisierte Erfolgserwartungen sind eher hinderlich, erst Langzeitbeobachtungen erlauben angemessene Aussagen über den bleibenden Wert der Maßnahme. Durch die intensive Begleitung haben Jugendliche zum ersten Mal oder erstmals seit langer Zeit die Entgiftung geschafft. Selbst Abbrecher haben es im zweiten Anlauf »zu Hause« geschafft. Das Ende der Entgiftung bzw. der Antritt über die Therapie war eine kritische Phase und entscheidend für den weiteren Verlauf. Hier scheiterten zunächst viele Jugendliche, ihre Entwicklung schien einen negativen Verlauf zu nehmen. Das Projekt hat aber von Beginn an »auf Distanz« Kontakt gehalten. Diese kontinuierlichen Beziehungen waren Voraussetzungen für die Überwindung der Probleme.

Bei Rückfall gab es Auseinandersetzungen, die mit Ernsthaftigkeit im erzieherischen Prozess thematisiert wurden. Die Jugendlichen waren neben familiärem auch juristischem oder innerem Druck ausgesetzt, der sie dazu motivierte, mittels des Projektes Fortschritte zu machen. Durch die Begleitung konnten die Betroffenen aufgefangen und im Projekt gehalten (Haltequote) werden.

Die Abstinenztherapie (regelmäßige Arztkontakte, Einnahme des Opiatblockers Nemexin, Kontrolle auf Drogenkonsum) zeigte Erfolge bei sozial integrierten Jugendlichen (mit Familie, Beruf und Distanz zur Drogenszene). Ohne stabilisierende Faktoren oder konsequent verfolgtes therapeutisches Gesamtkonzept kam schon nach weniger als einem Monat der Abbruch.

Die Nemexintherapie wirkte vor allem bei jungen, sozial nicht integrierten Drogenabhängigen, die vor kurzem noch als unerreichbar galten. Hier war vor allem die Kombination von Gruppenbetreuung und Therapie entscheidend.

Die wichtigsten Erkenntnisse der Anfangsphase:

- Die einseitige Ausrichtung auf die stationäre Therapie ist unangemessen.
- Alle Jugendlichen benötigen ihre eigenen Wege.
- Die Gruppenarbeit hat sich als wichtiges Element bestätigt.
- Neben der Gruppe sind Betreuungsformen etabliert worden, die wichtige Ergänzungen darstellen.
- Niemand wird aufgegeben.
- Die betreuten jugendlichen Drogenabhängigen sind – trotz ihres teilweise schlechten gesundheitlichen Zustandes – erstaunlich vital.

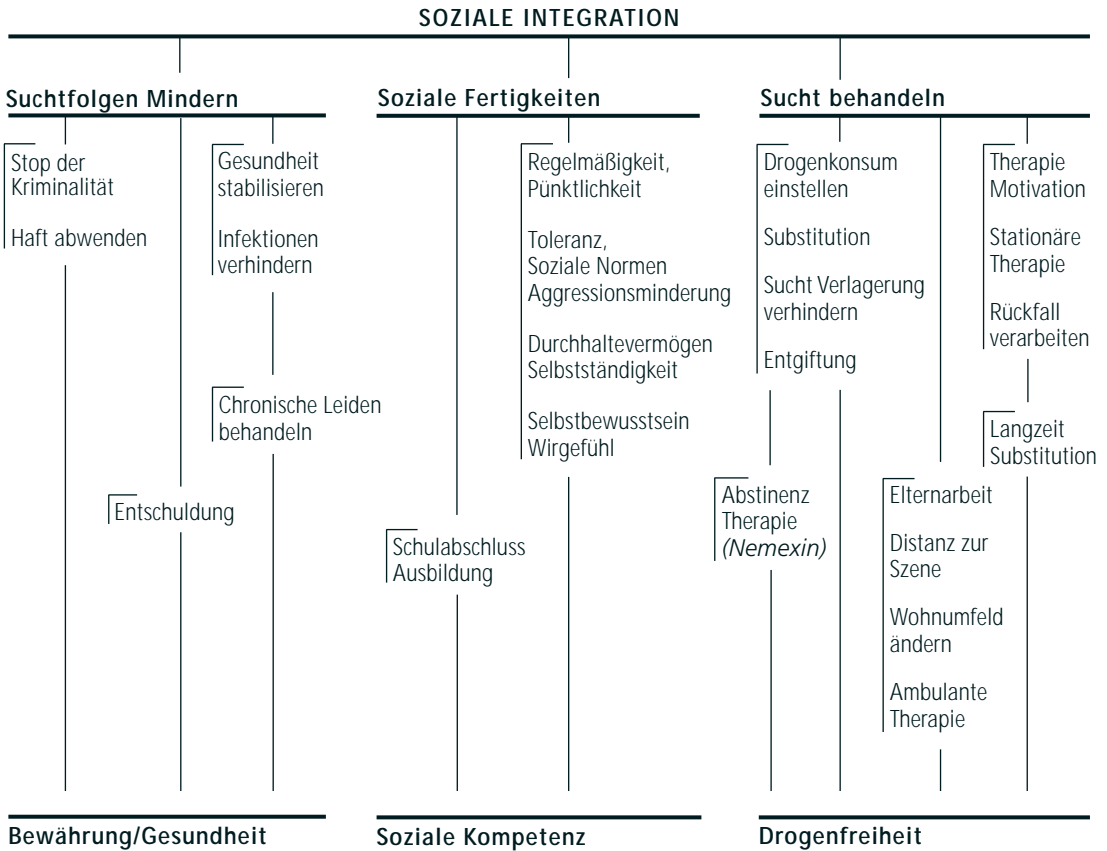
Das Konzept Perspektive ist eine psychosoziale Intensivbetreuung (Gruppen- und Einzelfallarbeit) zur (Re-)Integration vorwiegend russlanddeutscher, Art der Maßnahme und Zielgruppe mehrfach vorbestrafter, drogenabhängiger, z. T. methadonsubstituierter Jugendlicher und junger Erwachsener. Durchgeführt wird das Projekt als tagesstrukturierende Maßnahme. Eine Öffnung für andere ethnische Gruppen findet in geringem Umfang statt und ist auf Dauer auszubauen. Eine Abgrenzung zum System der Suchtkrankenhilfe findet in der Regel statt, wenn Gerichtsverfahren anhängig sind und diese auf der Grundlage des Jugendgerichtsgesetzes durchgeführt werden. Sollte eine Öffnung für andere Zielgruppen bedeutsam werden, so sind anwendbare Kriterien zu entwickeln, wann eine Betreuung im Projekt Perspektive erfolgen soll und wann nicht.

Rechtliche Grundlage Rechtliche Grundlage der Arbeit ist der § 35 Kinder- und Jugendhilfegesetz (Intensive sozialpädagogische Einzelbetreuung). Dort wird ausgeführt: »Intensive sozialpädagogische Einzelbetreuung soll Jugendlichen gewährt werden, die einer intensiven Unterstützung zur sozialen Integration und zu einer eigenverantwortlichen Lebensführung bedürfen. Die Hilfe ist in der Regel auf längere Zeit angelegt und soll den individuellen Bedürfnissen des Jugendlichen Rechnung tragen.« § 35 stellt nicht nur eine Hilfemöglichkeit bereit, sondern schreibt auch eine Verpflichtung zur Hilfeleistung fest. Demnach ist die in der Jugendhilfe vielfach bestehende »Drogenausschlussklausel« – zugespitzt – Verweigerung von Hilfe. Zu Beginn der Hilfe wird das nach § 36 vorgesehene Hilfeplanverfahren durchgeführt.

Ziele des Projektes Das Projekt verfolgt vorrangig zwei Ziele: die Vorbereitung und Motivation der Jugendlichen auf eine stationäre Therapie und die schrittweise Heranführung an einen »normalen« Alltag ohne Drogen (oder zeitweilig substituiert), ohne dass eine stationäre Therapie möglich oder sinnvoll ist. Dieser Weg schließt auch Rückfälle als Bestandteil des Heilungs- und Reifungsprozesses mit ein.

Insgesamt ist allerdings die Zahl der Ziele und Subziele deutlich umfangreicher und kann aus der folgenden Graphik ersehen werden:

Projektziele / Perspektive



Die Projektziele sind in drei Hauptbereiche untergliedert, oben stehen die Nahziele, weiter unten mögliche mittelfristige Teilziele und ganz unten die langfristig wünschenswerten Endziele

Methoden Methoden sind Gruppenarbeit und Einzelfallarbeit, die sich wie folgt charakterisieren lassen:

Die Gruppenarbeit ist von strukturierten Tagesabläufen geprägt, die den Klienten helfen, sich zu orientieren und die sie in ihrem Selbstwertgefühl und der sozialen Kompetenz bestärken. Die Tagesabläufe beinhalten die feste Methadon- bzw. Nemexinvergabe im Gesundheitsamt, ein gemeinsames Frühstück der Gruppe mit rollierender Aufgabenverteilung, tägliche und systematisch wechselnde Gruppenaktivitäten sowie ein gelegentliches gemeinsames Mittagessen.

In der Einzelfallhilfe werden Teilnehmer betreut, die zeitweilig wieder in die Drogenszene abgerutscht sind und wieder in die Gruppe geholt bzw. einer Langzeittherapie zugeführt werden sollen, sich noch in der Drogenszene befinden und für die Gruppe vorgesehen sind bzw. sich in einer Justizvollzugsanstalt befinden und für die Teilnahme am Projekt motiviert werden sollen. Die Teilnehmer werden, wenn nötig, zu Beginn der Maßnahme bei Kontakten zu Behörden (Arbeits- und Sozialamt, Gericht), zur Drogenberatung, bei Vorstellungsgesprächen sowie Arztbesuchen unterstützt und wenn nötig begleitet. Bei zunehmender Selbständigkeit wird dies reduziert. Außerdem gehört die Unterstützung bei stationärer Entgiftung, bei schulischen oder beruflichen Orientierungsmaßnahmen sowie die Begleitung in und nach der Therapie dazu.

Fachliche Ausrichtung (pädagogischer Ansatz) Das Projekt arbeitet im Sinne des KJHG (pädagogisch) und unterscheidet sich grundlegend von der akzeptierenden Drogenarbeit und der gängigen Praxis suchtpreventiver Maßnahmen. Bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen soll, unter Einbeziehung der kulturellen Andersartigkeit der vorwiegend russlanddeutschen Projektteilnehmer, der negative Trend der Suchtentwicklung in eine positiv aufbauende und sozial integrierte Entwicklung umgekehrt und die »Bewältigungsstrategie Drogenkonsum« durch neue, individuelle Handlungsstrategien ersetzt werden. Neben den individuellen und kulturellen Voraussetzungen sind hier ebenfalls geschlechtsspezifische Unterschiede und Bedürfnisse zu beachten.

Es wird eine »jugendgerechte« Drogenarbeit entwickelt, die sich an den unterschiedlichen Lebenswelten, Lebenserfahrungen, Wertvorstellungen, Bedürfnissen und Zielen der Projektteilnehmer orientiert. Der pädagogische Ansatz liegt hier in einer ganzheitlich ausgerichteten psychosozialen Intensivbetreuung, die eine individuelle Unterstützung leistet, die den notwendigen jugendspezifischen Freiraum ermöglicht und am Wertesystem des Adressaten anknüpft. Anders als die traditionelle Suchtvorbeugung sollen Maßnahmen im sekundär- bzw. tertiärpräventiven Bereich und Strategien der abstinenzorientierten Frühintervention sowie Möglichkeiten der Modifizierung von Sucht (schadensreduzierender Ansatz) bei massiv konsumierenden Jugendlichen und jungen Erwachsenen entwickelt und erprobt werden.

Das Projekt stützt die Lebenstüchtigkeit der Jugendlichen und jungen Erwachsenen durch die Analyse der aktuellen Lebenssituation, durch das Schaffen von Kompetenzen und Fertigkeiten, die Entwicklung von Verantwortlichkeit, Selbstständigkeit und Beziehungsfähigkeit, die Beobachtung des Gesundheitsstatus, das Suchen und Ergreifen neuer Ausbildungsmöglichkeiten oder Arbeitsverhältnisse

sowie der Einbeziehung des gesamten Umfeldes der Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Die Gruppe ermöglicht soziale Entwicklungsprozesse und neue verlässliche Erfahrungen, gibt einen festen Rahmen und damit Halt und Geborgenheit und trägt wesentlich zum Aufbau einer konstanten und vertrauensvollen Beziehung zu den pädagogischen Fachkräften und damit zu einer konstruktiven Beziehungsarbeit bei.

Arbeitsschwerpunkte Neben der Gruppenarbeit und der Motivationsarbeit bzw. Hinführung zu einer stationären Langzeittherapie liegen die Schwerpunkte der Arbeit in folgenden Bereichen (prozess- und ergebnisorientierte Qualitätskriterien):

- Bearbeitung der Drogenkonsumgewohnheiten der Jugendlichen,
- falls erforderlich die Modifizierung der Sucht: Substitution,
- Verhinderung von Drogenbeikonsum und Suchtverlagerung,
- klares Erkennen der Suchtproblematik,
- drogenfreie Stabilisierung in der Gruppe mit Nemexin,
- Hygiene, Fitness und Gesundheit der Jugendlichen,
- AIDS- und Hepatitisprävention,
- regelmäßige Teilnahme und Pünktlichkeit,
- Bearbeitung von persönlichen bzw. familiären Schwierigkeiten,
- psychische Stabilisierung und Steigerung der Belastbarkeit,
- Entwicklung von Identität und Selbstbewusstsein,
- Bearbeitung des Freizeitverhaltens,
- Entwicklung neuer Interessen,
- Entkriminalisierung,
- Reduzierung von Gewaltbereitschaft und Aggressivität,
- Haftvermeidung,
- Therapievermittlung aus der Haft,
- Begleitung während der Haft (regelmäßige Besuche),
- Begleitung während der Entgiftung im Landeskrankenhaus (regelmäßige Besuche),
- Kontakt und Besuche während der Langzeittherapie,
- Begleitung zum Gericht und anderen Behörden (wenn nötig),
- Neuorientierung der aktuellen Lebensinhalte,
- Hinführung zu einem »normalen« Alltag ohne Drogen,
- Erarbeitung konkreter Perspektiven,
- soziale, schulische bzw. berufliche Reintegration,
- Einzelbetreuungen,
- Elternarbeit.

Neue positive Erfahrungsfelder sollen aufgebaut, das Selbstwertgefühl gestärkt und soziale Kompetenzen erarbeitet werden. Dies z.B. durch das Erleben von Gruppe (Kontinuität, Vertrauen, Wir-Gefühl), durch eine Tagesstruktur (Essen, Arbeit, Bildung, Freizeit, Sport) und durch individuelle Beratung und Betreuung. Dabei hat der alltagspraktische Ansatz einen hohen Stellenwert.

Strukturen und Tagesinhalte Die Arbeitsschwerpunkte werden durch die fachlich aufgebauten Strukturen des Programms (Tagesbetreuung in der Gruppe, Einzelhilfe, Freizeitangebot, Intensivblöcke, Arbeiten) differenziert. Die Teilnehmer werden in einen geregelten und strukturierten Tagesablauf eingebunden, der nach der Methadon- bzw. Nemexin-Vergabe im Gesundheitsamt mit einem gemeinsam zubereiteten Frühstück in der Tageswohnung beginnt. Während vormittags Gruppenangebote sind, finden nachmittags meist Einzeltermine statt.

Dauer und Umfang der Projektarbeit In der Gruppe befinden sich durchschnittlich fünf Jugendliche und junge Erwachsene, die in der Regel sechs Monate lang dort intensiv betreut werden. Ca. drei weitere Jugendliche werden jeweils außerhalb der Gruppe betreut: Sie befinden sich in berufsvorbereitenden Maßnahmen, in Jobs, im Landeskrankenhaus in der Entgiftung, im Gefängnis, in der Schule oder einfach zu Hause in Erwartung ihrer Therapie. Durch aufsuchende Arbeit werden Jugendliche betreut, die zeitweilig in die Drogenszene abgerutscht sind und wieder in die Gruppe geholt (niemand wird fallen gelassen) bzw. einer Langzeittherapie zugeführt werden sollen oder Jugendliche und junge Erwachsene, die für die Gruppe vorgesehen sind bzw. für die Teilnahme am Projekt motiviert werden sollen. In der Nachbetreuung sind Jugendliche, die sich in der Langzeittherapie befinden oder die z.B. durch Arbeit und Ausbildung reintegriert werden. Die Betreuung ist befristet, berücksichtigt aber die individuellen Notwendigkeiten, um eine Festigung des »Clean-Status« und der erreichten Veränderungen zu gewährleisten.

Organisation und Kooperationspartner Der Kern des Projektes wird durch das Betreuungsteam der Arbeiterwohlfahrt gebildet. Neben diesen sind beteiligt der Fachbereich Soziales und Gesundheit der Stadt Osnabrück, die Jugendgerichtshilfe, die Drogenberatungsstelle des Diakonischen Werkes Osnabrück und die Therapiegemeinschaft Nettetal des Caritasverbandes Osnabrück. Der Fachbereich für Kinder, Jugendliche und Familien der Stadt Osnabrück ist Auftraggeber, Initiator und Finanzier des gesamten Projektes. In enger Zusammenarbeit zwischen der Arbeiterwohlfahrt und den Kooperationspartnern werden die konzeptionellen und inhaltlichen Grundlagen des Projektes festgelegt. Es gibt eine Vernetzung mit anderen relevanten Einrichtungen und die Beobachtung »der Szene«. Weitere Kooperationspartner sind u.a. das Landeskrankenhaus, die Bewährungshilfe, ein Sportverein, das Gericht, das Arbeitsamt, das Sozialamt und Träger von berufsorientierenden Maßnahmen und überbetrieblichen Ausbildungen.

Maßnahmen zur Qualitätssicherung Durch die strukturelle Einbeziehung unterschiedlicher Angebotsträger der Jugend- und Suchtkrankenhilfe in regelmäßige Arbeitskreis-sitzungen zur Abstimmung der jeweiligen Fallverläufe ist ein wichtiges Element der Qualitätssicherung durch interdisziplinäre Beteiligung geschaffen worden. Daneben können die Beschäftigten auf Instrumente der prozessorientierten Qualitätssicherung jederzeit zurückgreifen: Fortbildungen (extern), Fachberatung, Supervision, Dialog und Kooperation mit den Bündnispartnern, Dokumentation/ Tagesprotokolle, Wochenübersichten, Berichtswesen, Checklisten/ Fall-Controlling, Selbstevaluation, externe wissenschaftliche Evaluation und Begleitung (in Planung), Konzeptentwicklung in Zusammenarbeit mit den Bündnispartnern sowie die Umsetzung und Fortschreibung sich ständig verändernder Faktoren.

Räumliche Gegebenheiten Das Projekt Perspektive verfügt über eine eigene Tageswohnung. Diese befindet sich in der Innenstadt und ist vom Gesundheitsamt zu Fuß in kurzer Zeit zu erreichen. Die Wohnung, die von den Jugendlichen und den Beschäftigten des Projektes in Eigenarbeit renoviert und eingerichtet wurde, hat eine große Küche, ein Wohnzimmer, ein Badezimmer und einen Büroraum.

Personelle Bedingungen Die AWO beschäftigt in dem Projekt drei hauptamtliche Kräfte, zwei Sozialpädagoginnen oder Sozialpädagogen und einen russlanddeutschen Pädagogen. Diese Stelle ist deshalb so wichtig, weil neben der Sprachkenntnis auch das Wissen über kulturelle und andere Besonderheiten der Jugendlichen von großer Bedeutung für die Arbeit ist. Für Intensivblöcke und Übergangsbetreuungen im Rahmen des Gesamtprojektes werden zusätzliche Mittel im Rahmen der Leistungsvereinbarung zur Verfügung gestellt.

Finanzierung Gruppenbetreuung und Einzelbetreuung werden über den Pflege-satz abgerechnet. Am Ende des Jahres wird ein Gewinn-Verlust-Ausgleich vorgenommen.

Erfolg und Erfolgskontrolle Der Erfolg der Arbeit mit den drogenabhängigen Jugendlichen wird auf vier Ebenen bewertet: Substitution, Soziale Kompetenz, Drogen-entzug und Therapie. Durch die Substitution wird eine wichtige Voraussetzung für die kontinuierliche Beratungsarbeit geschaffen und der Kreislauf der Beschaffungskriminalität wird durchbrochen. In der Gruppen- und in den unterschiedlichen Betreuungsphasen werden positive Lebenserfahrungen gesammelt und persönliche Perspektiven für ein drogenfreies (drogenreduzierendes) Leben entwickelt. Der methodisch sozialpädagogisch ausgerichtete Ansatz stärkt die Entwicklung sozialer Kompetenzen und ist ganzheitlich ausgerichtet. Der Drogenentzug und die Möglichkeit einer Therapie sind wesentliche Elemente der Erfolgskontrolle.

Abbildung 2

Was bringt Perspektive?

Erfolgskriterien 1

Substitution

- regelmäßige und pünktliche Teilnahme
- Einschränkung des Drogenkonsums: Mengen, Drogenauswahl
- Einstellen des Drogenbeikonsums: insbesondere Kokain, Heroin
- Suchtverlagerung zu Alkohol etc.
- zwangsweiser Ausschluß aus der Substitution
- Abbruch wegen Desinteresse
- Langzeitsubstitution

Soziale Kompetenz

- Reduzierung der Gewalttätigkeit
- Reduzierung von Aggressivität und Erpressung anderer
- Soziales Verhalten in der Gruppe / Wirgefühle / Identitätsbildung
- Stärkung des Selbstbewußtseins
- Vertrauen zu Betreuern aufbauen
- Zutagetreten guter Charaktereigenschaften
- Erwerb sozialer Fertigkeiten

Drogenentzug

- Antreten der stationären Entgiftung
- Durchhalten der stationären Entgiftung
- Cleanbleiben nach stationärer Entgiftung (Dauer)
- Abstinenztherapie (Nemexin) im Anschluss an Entgiftung / (Verlauf)

Therapie

- Entstehen einer Therapiemotivation: durch Druck / Eigenmotivation
- Kooperation bei der Therapievermittlung
- Suchtproblem erkennen / Krankheitseinsicht
- Antreten der geplanten Therapie
- Verbleib in der Therapie / Abbruch
- Erneuter Therapieantritt
- Abschluß einer Therapie
- Cleanzeit nach erfolgreicher Therapie

Für die längerfristige Stabilität der Betreuten sind Fortschritte im Sozialverhalten sowie im Aufbau stabiler sozialer Strukturen von zentraler Bedeutung. Hier sind in erster Linie zu nennen: Umfeld, Kriminalität und Strafe, Gesundheit und Entwicklung von Alternativen.

Diese Kriterien lassen sich wie folgt näher bestimmen:

Abbildung 3

Was bringt Perspektive?

Erfolgskriterien 2	
Umfeld <ul style="list-style-type: none">■ Kontaktaufnahme der Betreuer zu Eltern■ Verbesserung der Wohnsituation■ Entspannung des Verhältnisses zu den Eltern	Gesundheit <ul style="list-style-type: none">■ Abklingen akuter Krankheiten■ Therapieeinleitung chronischer Erkrankungen, z. B. Hepatitis■ Steigerung körperlicher Belastung durch Sport und Arbeit
Kriminalität und Strafe <ul style="list-style-type: none">■ Einstellen der Beschaffungskriminalität■ Abwendung drohender Inhaftierung■ Vorteile bei gerichtlichen Entscheidungen■ Therapievermittlung aus Haft	Alternativen <ul style="list-style-type: none">■ Aufnahme einer Berufsausbildung oder Job■ Langzeitsubstitution
	Sonstiges <ul style="list-style-type: none">■ Selbsteinschätzung der Betroffenen: Das hat mir das Programm bisher gebracht ...■ Suchtverlagerung auf Alkohol ...■ Fortbestehen des Kontaktes trotz Haft, Therapieabbruch, Rückfälligkeit

Ausblick Die im bisherigen Projektzeitraum 1999 bis Ende 2001 gewonnenen Erfahrungen und Erkenntnisse zeigen, dass ein sozialpädagogischer Arbeitsansatz mit drogenabhängigen und stark drogengefährdeten Jugendlichen richtig ist. Zu Beginn des Projektes stand der sozialpädagogische Ansatz als Modell der Delinquenzprophylaxe im Blickfeld der Intervention.

Die Auswertung der Jugendgerichtshilfefälle der Jahre 1999/2000 und des Jahres 2001 zeigt, dass der bislang modellhaft eingeschlagene Weg richtig ist. Die Zahl der registrierten jugendlichen Straftäter aus dem Kreis der jugendlichen Aussiedler sinkt kontinuierlich, die Zahl der registrierten drogenabhängigen Mehrfachtäter sinkt ebenfalls und es ist gelungen, für die drogenabhängigen jugendlichen Migranten aus Osteuropa Lebensperspektiven zu entwickeln und die entwickelten Perspektiven umzusetzen.

Für die weitere konzeptionelle Entwicklung des Projektes Perspektive und der Arbeit vor Ort sind einige zusätzliche Rahmenbedingungen neu weiterzuentwickeln:

- Die längerfristige Übergangsberatung auch nach Abschluss der konkreten Begleitung im Projekt Perspektive erscheint nach bisherigem Erfahrungsstand notwendig und erforderlich, da die Lebenssituation der einzelnen Jugendlichen noch über Jahre krisenhaft sein wird.
- Es zeigt sich, dass im Rahmen kontinuierlicher Beratung und Begleitung und verlässlicher Perspektiventwicklung die Bereitschaft zur Therapie zunimmt und der Bedarf an Therapieplätzen wachsen wird.
- Die klassische Trennung zwischen Therapie und anschließender schulischer oder beruflicher Ausbildung muss überwunden werden, um Therapie und beispielsweise schulische Ausbildungen integrierend weiterzuentwickeln.
- Gerade in den kommenden Jahren werden die drogenfrei lebenden Jugendlichen/jungen Erwachsenen immer wieder auf das System des Projektes zurückgreifen müssen, um so Krisen bewältigen und auf Personen des Vertrauens zurückgreifen zu können. Hier bedarf es auch der personellen Stärkung des Projektes.
- Das Projekt und der praktizierte Arbeitsansatz sind im System der Jugendhilfe neu. Es ist davon auszugehen, dass die Jugendhilfe in den kommenden Jahren fachlich-methodisch zunehmend mit delinquenten Drogenabhängigen in eigener Zuständigkeit Modelle entwickeln wird. Um diese möglichst fachlich optimiert umsetzen zu können, ist eine differenzierte wissenschaftliche Begleitung und eine wissenschaftliche Auswertung des Projektes und des praktizierten Arbeitsansatzes erforderlich. Die für diesen Evaluationsprozess notwendigen Mittel werden derzeit eingeworben.

Helmut Tolsdorf

ist Fachdienstleiter im Fachbereich für Kinder, Jugendliche und Familien der Stadt Osnabrück.



Weitere Veröffentlichungen der Arbeitsstelle Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention (Hrsg.):

Der Mythos der Monsterkids

Straf unmündige »Mehrfach- und Intensivtäter«
Ihre Situation – Grenzen und Möglichkeiten der Hilfe
München 1999

Wider die Ratlosigkeit im Umgang mit Kinderdelinquenz

Präventive Ansätze und Konzepte
München 2000

Schnelle Reaktion

Tatverdächtige Kinder und Jugendliche im
Spannungsfeld zwischen beschleunigtem Verfahren
und pädagogischer Hilfe
München 2001